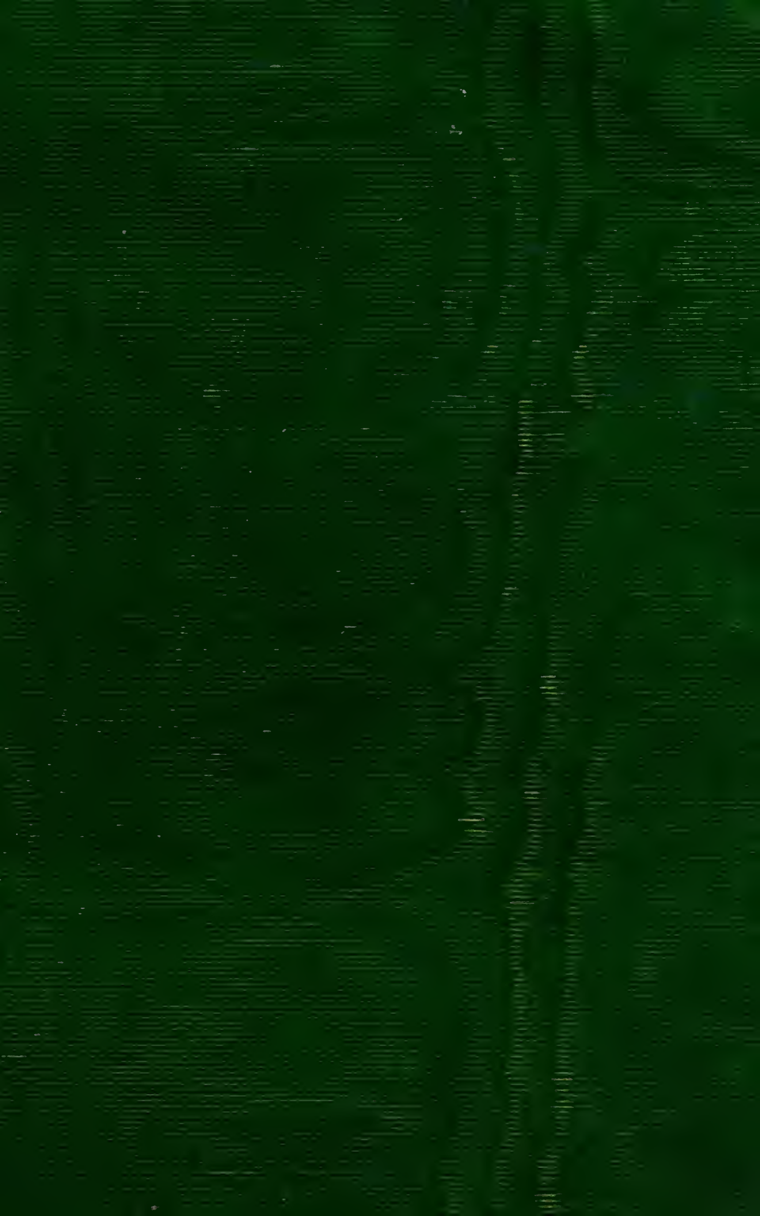


Das Buch

der

Unterhaltung.

Eine Aehrenlese

des

Nützlichsten und Interessantesten für Jedermann,
besonders für den Bürger und Landmann.

Von

M. L. Feller.

4te Serie. 2. Band.

Mit 7 Bildern.

Glogau.

Druck und Verlag von Carl Flemming.



Die schwarze Galeere.

Geschichtliche Erzählung

von

Wilhelm Raabe. *)

(Jakob Corvinus.)

I.

Auf den Wällen von Fort Liefkenhoek.

Es war eine dunkle, stürmische Nacht, in den ersten Tagen des Novembers, im Jahre 1599, als die spanische Schildwache auf dem Fort Liefkenhoek, an dem flandrischen Ufer der Schelde, das Lärmzeichen gab, die Trommel die schlafende Besatzung wach rief, und ein Jeder — Befehlshaber wie Soldat — seinen Posten auf den Wällen einnahm.

Die Wellen der Schelde gingen hoch und oft warfen sie ihre Schaumspritzen den fröstelnden Südländern über die Brüstungsmauern in's Gesicht. Scharf pfiff der Wind von Nordost, von den „Provinzen" herüber, und die Spanier wußten schon lange, daß aus der Richtung ihnen selten etwas Gutes komme.

Auch auf dem Fort Lillo, auf der brabantischen Seite des Flusses wirbelte die Trommel, klang das Horn: deutlich vernahm man durch das Getöse des Sturmes, durch das Brausen der Wasser fernen Kanonendonner, der nur von einem Schiffskampf auf der Westerschelde herrühren konnte.

Die Wassergeusen spielten ihr altes Spiel!

Was kümmerte dieses Amphibiengeschlecht der Sturm und die Finsterniß? Waren Sturm und Nacht nicht seine besten Verbün-

---

*) Aus „Westermann's deutschen Monatsheften."

deten? Wann hätte je ein Wassergeuse das stürmische Meer und die Finsterniß gefürchtet, wenn es galt, seine Todfeinde zu überlisten, die Verwüster und Bedränger seines den Wogen abgekämpften Vaterlandes zu vernichten?

Gräßlich aber war der Krieg ausgeartet.

Zweiunddreißig Jahre dauerte nun schon dieses fürchterliche Hin- und Herdrängen der kämpfenden Parteien, und noch war kein Ende davon abzusehen. Die Saat der Drachenzähne war üppig aufgegangen; wohl waren eiserne Männer emporgewachsen aus dem blutgedüngten Boden, und selbst die Frauen mußten verlernen, was Menschlichkeit und Milde sei. Es gab eine junge Generation, welche sich schon deshalb nicht nach dem Frieden sehnte, weil sie ihn gar nicht kannte!

Und war der Krieg schrecklich auf dem festen Lande, so war er noch viel fürchterlicher auf dem Meere. Auf dem Lande konnten immer noch Gefangene ausgewechselt oder losgekauft werden; — Städte, Flecken und Dörfer konnten Brand und Plünderung abkaufen; auf der See gab es aber schon längst weder Pardon noch Ranzion. Für Barmherzigkeit wurde es geachtet, wenn man die gegenseitigen Gefangenen kurzweg niederstieß oder sie an den Raen aufhing und sie nicht langsam auf die grausamste Art zu Tode marterte, sie nicht auf dem Verdeck kreuzigte und mit dem genommenen Schiffe versenkte. —

Mit besorgter Aufmerksamkeit lauschten auf den Wällen von Fort Lieffenhoek Befehlshaber und Soldaten der Kanonade und theilten sich ihre Vermuthungen gegenseitig mit. Der Eine hatte diese Ansicht über die Kämpfenden, der Andere jene Ansicht; aber zuletzt ging anfangs leiser, dann aber bestimmter und lauter von Mund zu Munde das Wort unter den Soldaten:

„Die schwarze Galeere! wiederum die schwarze Galeere!“

Ein Jeder sprach zwischen Zorn und unheimlicher Beklemmung dieses Wort aus:

„Die schwarze Galeere!“

Gegen ein Uhr legte sich der Wind, und auch die Kanonade schwieg; aber zwanzig Minuten nach ein Uhr flammte es plötzlich in weiter, weiter Ferne, blutroth, blitzartig über den dunklen Wassern auf; das Leuchten zuckte über die Hunderte von bärtigen, wilden Gesichtern auf den Mauern von Lieffenhoek und Lillo, und eine halbe Minute später folgte dieser Lichterscheinung der dumpfe Knall einer größern Explosion, womit das Gefecht zu seinem Ende gelangt zu

sein schien, wie ein Trauerspiel mit einer Katastrophe endet. Man sah und hörte keine Anzeichen mehr, welche auf den Fortgang desselben deuteten. Obgleich die Besatzungen auf der spanischen Befestigung noch lange harrten und lauschten, vernahmen sie doch keinen Schuß mehr. —

„Nun, was haltet Ihr davon, Sennor Jeronimo?“ fragte der Commandant von Lieffenhoek einen seiner Capitäne, einen ältlichen dürren Mann mit grauem Haar und Bart, mit Narben bedeckt vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Angeredete, der bis jetzt ein wenig abseits von seinen Kameraden an der Brüstung gelehnt hatte, zuckte die Achseln.

„Fragt mich nicht danach, Sennor. Bei Gott und der heiligen Jungfrau, ich hab' es schon lange aufgegeben, über das zu grübeln, was uns dieser Krieg bringt. Der Panzer ist mir schier festgewachsen auf der Haut und meinen Posten halt' ich bis zum letzten Tag; aber — damit auch genug.“

„Ihr seid sehr barsch, Jeronimo,“ sagte der Commandant, der ein viel jüngerer Mann als der alte Krieger war, und erst kürzlich aus Castilien angekommen war in den Niederlanden, um den Gouverneursposten auf diesem Fort an der Schelde anzunehmen.

„Herr Oberst,“ sagte der Hauptmann Jeronimo, „seit manchen langen Jahren halte ich nun meine Stelle auf dieser Erdspitze und sehe die Wellen vorüberfließen. Ihr seid jung, Oberst, aber Euer Vorgänger war auch jung und edel. Hier stand er neben mir, an demselben Platz, wo Ihr jetzo stehet, voll von jugendlichen Träumen und Siegeshoffnungen. Nun liegt er drunten unter den Wogen, und der, welcher ihm vorging, ist von einer Kugel gefallen bei Turnhout; er dachte auch siegesgekrönt heimzukehren in sein Schloß an der Tarata zu seinem jungen Weibe — bah! Und nun rechne ich an den Fingern zurück bis in das Ende des Jahres 1585, wo ich von Madrid zurückkam; — Sennor, damals glaubte auch ich noch an Sieg und Ehre in diesem Krieg. Ich habe aufgehört, daran zu glauben, und Ihr werdet's auch, Oberst, so Euch Gott das Leben schenkt.“

„Ihr seid ein finsterer Träumer, Hauptmann! Aber sagt doch, in jenem ewig denkwürdigen Jahre waret Ihr in Madrid?“

„Ja.“

„In jenem glorreichen Jahre, wo der große Prinz Antwerpen uns zurückeroberte?“

„Ja.“

„So seid Ihr mit dem Alexander Farnese als Sieger in die Stadt eingezogen? O, Ihr Glücklicher!“

„Nein,“ sagte der alte Soldat finster. „Ich bin nicht im Triumphzuge gewesen; man hatte mir einen andern Auftrag gegeben, um welchen man mich damals im Lager sehr beneidete. Ich war der Bote, welchen der tapfere Prinz mit der Nachricht von der Uebergabe der Stadt zu Don Philipp — Gott habe seine Seele gnädig — sandte.“

„Ihr? Ihr, Hauptmann Jeronimo, durftet solche Botschaft dem König bringen; — o, dreimal Glücklicher. Bitte, erzählt davon, wir dürfen den Wall doch noch nicht verlassen.“

Die andern Offiziere der Besatzung hatten allmälig sich näher an den Commandanten und den Hauptmann herangezogen; jetzt bildeten sie als aufmerksame Zuhörer einen Kreis um die Beiden. Es war nicht häufig, daß man den alten Jeronimo zum Erzählen brachte.

„Was ist davon zu sagen?“ hub der Hauptmann an. „In der Nacht vom 4. auf den 5. September 1585 hielt ich meinen athemlosen Gaul an vor dem Schloß zu Madrid, — ich bin ein Kind der Stadt und kann Euch wohl sagen, Ihr Herren, daß mein Herz doch hoch schlug, als ich den Manzanares wieder einmal rauschen hörte. Ich hatte von seinem Rauschen oft genug vor nicht langer Zeit im Feldspital, im Wundfieber geträumt. Und das erreichte Ziel, die stolze Botschaft, die ich trug, die Erwartung einer fabelhaften Belohnung, die ich träumte, trieben mir auch das Blut heftiger in den Adern um. — Finsterniß und Grabesstille lag auf der Burg und der Stadt; es war, wie ich nachher vernahm, am gestrigen Tage ein großes Auto da Fe gewesen und die Bevölkerung schlief den Festestaumel aus; — Alles schlief, selbst der König Don Philipp. Die Wachen hielten mir die Partisanenspitzen auf die Brust in dem Augenblick, als mein erschöpftes Roß unter mir auf dem Pflaster zusammenstürzte. Ich war eben so athemlos vom letzten wilden Ritt, wie mein Pferd, aber doch hatte ich noch Kraft genug, zu keuchen: Briefe aus Flandern! Briefe an den König! Briefe vom Prinzen Alexander von Parma! Victoria! — Die Waffen senkten sich, Hofleute eilten herbei, frugen mich aus, und dann wurde ich durch die Hallen des Schlosses zu dem Schlafgemach unseres Herrn geführt. Mein Herz erzitterte wie meine todtmüden Glieder. Es schwamm mir vor den Augen, als ich in des Königs Kammer an dem Bette des Königs kniete und ihm den Brief des großen Prinzen reichte. Auf seinen Ellenbogen gestützt, erbrach

unser Herr, Don Philipp, das Schreiben, überflog es mit seinen scharfen, scheuen Augen — der Oberkämmerer hielt die goldene Lampe — in Ewigkeit vergess' ich das Gesicht des Königs nicht, das Zittern nicht, welches die gelblich bleichen Züge überkam. Hoch auf richtete er sich von seinem Lager, hager und schwächlich und stieß einen Ruf aus, der fast ein Schrei war:

„Antwerpen über! Antwerpen ist über!"

Und die Lampe in der Hand des Höflings fing auch an zu zittern. Aus dem Bette erhob sich der König; er stützte sich, ganz gegen die Etikette, dabei auf meine Schulter, die Schulter des einfachen, mit dem Staub und Schweiß der Wege bedeckten Soldaten. Die adligen Herren warfen ihm einen Rock um die Schultern; — seit der Nachricht vom Sieg bei Lepanto hatte solche Freudenbotschaft das Ohr des Monarchen nicht getroffen. Durch die Gänge des Schlosses eilte er schnellen Fußes an die Thür seiner Lieblingstochter, der Donna Clara Isabella Eugenia, klopfte — was war der katholischen Majestät ihre Etikette in diesem Augenblick? — an die Thür der Prinzessin klopfte er, öffnete sie ein wenig, schob den Kopf in das Gemach und flüsterte der schlaftrunkenen, erschreckten Tochter zu:

„Antwerpen ist über! Antwerpen ist über, Donna Clara!"

Wie regte sich dann das Schloß, als die große Nachricht sich verbreitete . . . ."

„Und Ihr? Ihr, Sennor Jeronimo?" fragte der Commandant von Fort Liefkenhoek seinen Hauptmann. „Was war Euer Lohn für solche freudige, glorreiche Botschaft?"

„Ja, was war Euer Lohn, Jeronimo? Ihr seid nicht Calatravaritter?" fragten die andern Offiziere.

„Nein, ich bin nicht Ritter vom Calatravaorden," antwortete der alte Krieger. „Und was meine Belohnung anbetrifft, nun, eine goldene Kette hing mir die katholische Majestät um und ein Obristenpatent gab man mir auch."

„Ah!" machte der Commandant, und die übrigen Befehlshaber drängten näher heran.

„Ja wohl," sagte der Alte, „ich verstehe wohl, was Euer Blick sagen will, Sennor Colonnello; er will sagen: nun, und was steht Ihr hier jetzt als mein Untergebener, als ein armer, halbinvalider Söldner? Ist es nicht so?" fragte er und blickte im Kreise umher. „Nun, ich will's Euch auch sagen, da ich grad' am Erzählen bin. Knöpft die Ohren auf, junges Volk, es mag eine Lehre für Euch

drin liegen. Am 13. Julius 1591 schlug der Prinz Farnese sein Lager vor Fort Knodsenburg, Nimwegen gegenüber, es zu belagern; aber Gerhard de Jonge, der niederländische Befehlshaber, war ein tapferer Mann und machte uns blutige Arbeit. Ihn zu entsetzen rückte auch Moriz von Oranien über Arnhem in die Betau und zog nach gelegtem Hinterhalt aus zur Recognoscirung vor unser Lager. Da ritten wir aus, sieben Cornetten, spanische und italische Speerreiter gegen den Feind. Kann Euch sagen, wackere Herzen saßen auf: Francesco Nicelli, Alfonso Davales, Padilla, Jeronimo Caraffa, Decio Manfredi und Andere. Des Herzogs Leibcornette führte ich an dem Tage — Fluch sei ihm! Vorwärts gegen den Feind ging's und eilends zog sich dieser zurück; bis — wir in den Hinterhalt fielen und aufgerieben wurden bis auf den letzten Mann. O heiliger Gott, dreißig Wunden, ehrliche Narben trug ich schon damals auf dem Leib, bei jedem Gefecht hatt' ich geblutet, und diesesmal, als alle Gefährten todt und wund das Feld deckten, blieb ich allein unverletzt. Des Herzogs von Parma sieghafte Standarte aber, die ich führte, blieb in der Hand des Feindes! Einen gestickten Christus trug sie mit der Umschrift: Hic fortium dividet spolia. — Da ging meine Kriegerehre zu Grund. Am folgenden Tag riß man mir die goldene Ehrenkette ab, die mir Don Philipp gegeben hatte; meine Stelle bekam ein Anderer, Glücklicherer; ich durfte mich als gemeiner Söldner in der großen Masse verlieren; meinen Namen warf ich fort und nahm Dienste in einem deutschen Regiment, grau und gebeugt ward ich in einer einzigen Stunde; Hauptmann unter meinem jetzigen Namen auch wieder, und so — Euer Untergebener, Commandant, Euer Kamerad, Ihr Herren — wendet Euch nicht ab!"

Der Commandant von Fort Lieffenhoek reichte dem Erzähler die Hand und schüttelte sie stumm und herzlich; auch die Andern drängten sich, ihm die Hände zu reichen.

„Basta!" sagte der Alte. „Was thut's, zuletzt ist's doch Alles einerlei. Wie viel Glanz, Ehre und Ruhm hab' ich verlöschen sehen — im Escurial schläft Don Philipp II.; zu Parma liegt der große Prinz Alexander; — wo blieb Fernando Alvarez von Toledo, der Herzog von Alba? Wo blieb unser gewaltiger Feind Wilhelm der Schweigende?" „Quo pius Aeneas, quo dives Tullus et Ancus?" lachte ein junger Fähnrich, der eben erst der hohen Schule zu Salamanca entlaufen war; aber Niemand achtete seiner, und der Capitän Jeronimo fuhr fort: „Basta, Kameraden; ein Jeder thue

seine Pflicht und halte sich für einen ehrlichen Mann! Sennor Commandant, laßt die Leute das Gewehr wegsetzen, die rothe Ruhr streicht sie Euch morgen sonst von der Musterrolle. Die Geschichte auf den Wassern dort drüben ist zu Ende — seine katholische Majestät Don Philipp III. und seine Genuesische Gnaden Signor Federigo Spinola haben ein gutes Schiff weniger. Laßt die Leute schlafen gehen, Oberst; morgen werdet Ihr schon das Weitere und Nähere erfahren."

„Ihr glaubt, Unglücksverkünder? Ach, Euer teuflisches Mißgeschick hat Euch den frischen Muth allzusehr geknickt. Faßt Muth, wackerer Jeronimo."

Der Hauptmann zuckte nur die Achseln.

„Nun, es sei," sagte der Commandant. „Laßt die Zeichen geben, die Wälle zu verlassen. Nachher erwarte ich Euch Alle, meine Herren, zu einem Trunk Wein; es wird ja doch wohl Keiner von Euch mehr schlafen in dieser Nacht. Muth, Ihr Herren, und Spanien für immer!"

Die Offiziere riefen das letzte Wort ihres Befehlshabers nach, aber doch mit ziemlich beklemmter Stimme. Dann wirbelten die Trommeln und die Truppen zogen zurück von den Wällen des Forts Liefkenhoek.

Der Commandant blieb aber noch zurück, stützte seufzend die Ellbogen auf die Mauerbrüstung und legte das Kinn auf die Hände. So starrt er auf die Wasser und in die Nacht hinaus und murmelte:

„Er hat Recht; es ist ein leidig Ding um diesen Krieg. Vierzehn Jahre flattert nun wieder das Banner von Spanien auf diesen Wällen und auf den Mauern und Thürmen von Antwerpen; sind wir aber darum nur einen Schritt weiter in der Besiegung dieses heldenmüthigen, starrköpfigen Volkes? Welche Männer haben auf dieser winzigen angeschwemmten Erdscholle gekämpft und geblutet! Welche Männer haben gekämpft um diesen Fleck! Wie leuchtende Sterne glänzen durch die Zeiten die Namen von Freund und Feind, die Namen Alexander Farnese, Mansfeld, Mondragone, Johannes Pettin von Utrecht, Aldegonde, Gianibelli, Johannes Baptista Plato, Barrai, Capisucchi, Olivera, Paz, La Motta, Delmonte und hundert Andere. Tausend und aber tausend Ungenannte liegen dort unter dem Sande, unter den Fluthen; — wie Viele werden noch darin versinken?"

Die Besatzung hatte sich längst zurückgezogen, und man vernahm nichts mehr auf dem Wall von Fort Liefkenhoek als den Ruf

und Schritt der Ronden und das Brausen der Wogen und des wiedererwachenden Sturmes.

Nochmals umschritt der Commandant seine Mauern und schärfte den verdoppelten Wachen ein, ja gute Wacht zu halten; dann stieg auch er hinab und suchte seine Wohnung auf, wo er seine Offiziere, seiner Einladung gemäß, Alle bereits versammelt fand. Nur der Hauptmann Jeronimo fehlte; er pflegte immer zu fehlen bei den Gelagen seiner Kriegsgesellen; man ließ ihn gewähren, bedauerte ihn und scherzte und lachte über seine trüben Prophezeiungen.

Der Alte hatte aber doch Recht! Wohl hatten in dieser Sturmnacht der katholische König und Friedrich Spinola von Genua ein wackeres Schiff verloren. Der nächste Morgen warf die verkohlten Trümmer der Immacolata Concezione an die Dünen von Südbeveland dem ketzerischen Volk vor die Füße, und die Abendfluth trug mehr als eine verstümmelte Leiche mit der hispanischen Feldbinde zu den Mauern von Fort Bats. Die schlimme Voraussagung des Capitäns Jeronimo war eingetroffen, die Wassergeusen hatten den Sieg behalten in dem nächtigen Gefecht.

II.

An Bord des Andrea Doria.

In die Stadt Antwerpen brachten Fischer die Botschaft von dem nächtlichen Vorgang und groß war darob, je nach der Parteistellung, der heimliche Jubel oder die laute Wuth der Bevölkerung.

Auch in der Stadt lief baldigst durch das Volk der Name der „schwarzen Galeere" und wurde mit mehr oder weniger Zuversicht mit dem geschehenen Unheil in Verbindung gebracht.

Wer konnte in solcher Sturmnacht, wie die vergangene war, solche That anders gethan haben, als die schwarze Galeere?

Auf den Plätzen, in den Gassen, in den Werkstätten, in den Kirchen, auf dem Rathhause und in der Citadelle wurde das Wort gehört. Auf den Kriegs- und Handelsschiffen, die am Kai, dicht an den Häusern und Mauern der Stadt vor Anker lagen, lief es um. Ueberall, wie gesagt, sah man Bestürzung oder geheimes Frohlocken auf den Gesichtern.

„Die schwarze Galeere! die schwarze Galeere!" — —

Das war Federigo Spinola, ein edler Genueser Patricier, ein unternehmender Sohn des berühmten Geschlechtes jener reichen Republik, welcher mit dem König in Spanien, Philipp III., einen

Vertrag abgeschlossen hatte, für den Dienst der katholischen Majestät eine Flotte gegen die niederländischen Rebellen auszurüsten und dieselbe in die Nordsee zu führen. Alle Beute, alle Schiffe, welche den Ketzern abgenommen wurden, waren Eigenthum des Admirals Federigo, und so fuhr er mit einer bedeutenden Anzahl Galeeren und Galeonen, bemannt mit sechzehnhundert kühnen Männern, aus von Genua, schiffte durch die Straße von Gibraltar, umfuhr das Cap Finisterre, nahm im Busen von Biscaya eine große Anzahl verwegener biscayischer Piraten und Caper in sein Schiffsgefolge auf, desgleichen eine große Zahl Dünkirchner Freibeuter und erschien am 11. September 1599 im Hafen von Sluis, wo er Anker warf, und von wo aus er seine Thätigkeit in dem nordischen Meer begann.

Zum ersten Mal wurden die Wellen der Nordsee von diesen romanischen Ruderfahrzeugen gepeitscht, deren sich bis dahin nur die Anwohner des Mittelländischen Meeres bedient hatten. So kam es, daß anfangs selbst die wackern, nichts fürchtenden seeländischen Schiffsleute den Schrecken des Unbekannten fühlten vor diesen italischen Galeeren, die gleich riesenhaften Wasserkäfern mit hundert Ruderfüßen die Wogen schlugen.

So machte Federigo Spinola anfangs ein vortreffliches Geschäft und gewann manch' reichbeladenes Kauffarteischiff, manch' armes Fischerboot den Niederländern ab; — bis der erste Schrecken von den Letztern überwunden war und sie es wagten, den neuen Feinden kühner an den Leib zu gehen. Ein zahlreiches Geschwader sandten die Generalstaaten aus, und in einem heißen Gefecht ward nicht nur eine große Anzahl der feindlichen Caper vernichtet, sondern sogar auch eine der schrecklichen Galeeren genommen.

Im Triumph brachte man das merkwürdige Schiff nach Amsterdam, und hier wurde nach diesem Modell ein ähnliches Fahrzeug gebaut und mit den kühnsten Herzen und Händen bemannt. Drohend schwarz war seine Farbe und bald genug wurde die — schwarze Galeere den Spaniern und dem Admiral Federigo Spinola schrecklich. Die Speculation des Genuesers trug von da an nicht mehr so gute Früchte, wie im ersten Anfang. —

So war die schwarze Galeere kein Geisterschiff, kein Gespensterschiff, sondern ein Ding von Holz und Eisen, und seine Bemannung war auch keine Gespensterschaar. Wesen von Fleisch und Blut kletterten in den Tauen, richteten die Segel, luden die Drehbassen, schlugen die Lunten auf und enterten die feindlichen Schiffe mit dem wilden Geusenschrei:

„Lieber Türk als Pfaff!“ — — —

Ueber die schwarze Galeere unterhielt sich auf den Plätzen und in den Gassen der großen Handelsstadt Antwerpen das Volk, und jeder Nachbar wollte Genaueres wissen über das Gerücht, daß das treffliche Ruderschiff, die unbefleckte Empfängniß, gestern Nacht durch die Seeländer in die Luft gesprengt worden sei.

So wurde es allmälig wieder Abend; ein dichter Nebel stieg auf von der Schelde und legte sich über die ganze Stadt Antwerpen. Die Lichter am Kai schimmerten röthlich durch den Dunst, feucht träufelte es aus dem Tauwerk der Galeone Andrea Doria, welche dicht unter den Mauern und Häusern am Kai vor Anker lag, und auf deren Deck der Capitano Antonio Valani, ein junger Mann von ungefähr dreißig Jahren, in seinen Mantel gehüllt, auf- und abschritt; während die Wellen des Flusses leise klatschend den Bauch seines Schiffes umspülten, und von dem Kai und der Stadt her noch dumpf das Getöse der regen Bevölkerung hersummte.

Eben hielt der Capitän in seiner Wanderung ein und starrte nach den Lichtern der Stadt, die über die Mauer schimmerten, hinüber, als an seiner Seite sein Lieutenant Leone della Rota, ein Jugendfreund aus der Strada Giulia, erschien und ihm die Hand auf die Schulter legte:

„So in Gedanken, Antonio?“

Der Angeredete blickte fast erschreckt in die Höhe.

„Ah, Du bist's, Leone! Nun, bringst Du eine Nachricht von draußen?“

„Ja! aber leider sehr schlechte. Es ist vom Fort Liefkenhoek an den Admiral gekommen; die Geschichte von der vorigen Nacht ist wahr. Die Immacolata hat der Teufel geholt, Schiff und Mannschaft, Mann und Maus. Nur der Cajütenjunge ist bei Fort Bats auf einer leeren Wassertonne lebendig an das Land geritten. Da hat's großen Jubel unter den Ketzern gegeben und die seeländischen Weiber — schauderhaft häßliche Creaturen, Antonio, — haben den Burschen fein säuberlich abgetrocknet und ihn — mit einem gottverdammten Compliment hierher an seine Excellenz den Gouverneur geschickt. Sie haben ihn oben auf der Citadelle gehabt; na, wir werden wohl bald vom Admiral Nachricht erhalten.“

„Gott gebe es,“ rief der Capitän des Andrea Doria, unwillig sein Deck mit dem Fuß stampfend. „Leone, ich halt's nicht mehr aus, hier so müßig vor Anker zu liegen!“

„Müßig?!“ lachte der Schiffslieutenant. „Nun, beim schönen

Leib der Venus, das wüßte ich doch nicht. Ich sollte denken, wir hätten die Zeit, welche wir hier vor Anker liegen, doch nicht so ungenutzt verstreichen lassen. Corpo die Bacco, was für eine stolze Eroberung hab' ich gemacht an der feisten Signora, dort in der Taverne zum Wappen von Alcantara. Ich bitte Dich, Antonio."

„Du nimmst das Leben noch leicht, Leone!" sagte der Capitän seufzend.

„Ohime," lachte der Lieutenant, „fasse Dich doch an Deinen eigenen Busen, Freund, und sing mir nicht solche Phrasen vor. Ah, wende den Blick nicht so kläglich seufzend weg von mir. Bitte, schau' meinem Finger nach, — dort, sieh', jenes Licht dort über der Stadtmauer — in jenem Eckenfenster! Folge nur meinem Finger, — siehst Du es? Ohe, Antonino, Antonello, Capitano, Capitanino, wer wohnt dort? Sag' mir, wer hat jenes Lichtchen angezündet? Ist es nicht das süßeste Kind, welches dieses hyperboräische Land, ich sollte sagen, dieser hyperboräische Sumpf, jemals, so lange es hier regnet, und das ist sehr lange, wie mir däucht, — hervorgebracht hat? He, ist nicht Antonio Valani, Capitän dieser guten Galeone Andrea Doria, mit Leib und Seele den zwei blauen Augen und den blonden Haarflechten dieser bella Fiamminga verfallen?... wieder ein Seufzer? o Antonio, Antonio, bei unserer lieben Frau von Cythere, Du bist doch ein gar trübseliger Gesell'!"

Unwillig wandte sich der Capitän ab.

„Ach laß mich, Leone; — bitte, geh' zu Deiner fetten Signora. Ich gebe Dir Urlaub für die ganze Nacht, bis zum ersten Hahnenschrei, daß ich Dich und Deinen losen Mund nur los werde vom Schiff. Geh', ich bitte Dich, gehe und quäle mich nicht länger durch Dein heiteres Gesicht. Wahrhaftig, ich gönne Dir das leichte Blut und den lustigen Lebensmuth; aber nun laß auch mir die einsame Stunde, wenn Du mein Freund bist. Es sieht wüst in mir aus!" —

„Antonio," sagte der Tenente ernster, „Antonio, bei meiner Ehre, ich wollte Dich nicht quälen. Die dicke Wirthin im Wappen von Alcantara mag warten und nach der Thür lugen, so lang' es ihr beliebt; — ich gehe nicht. Was Teufel, sprich, Carissimo, wie steht's mit Dir? Vertraue mir, was Dich drückt! die böse Nachricht aus der Westerschelde ist's nicht; — vertraue mir, sollte es wirklich Wahrheit sein, was ich für Scherz nahm und scherzhaft behandelte? Solltest Du im Ernst den Banden der blonden Zauberin verfallen sein?" —

Der Capitän Antonio seufzte hier recht tief, ohne zu antworten, und Leone fuhr fort:

„Und sie spielt die Grausame gegen Dich? Gegen Dich, den Liebling aller Damen in der Strada Balbi und in allen übrigen Straßen, Gassen und Sackgassen unserer lieben Vaterstadt Genova superba? Bei der Beherrscherin von Paphos, das verdient Strafe, die härteste Strafe. O, diese liebreizende Barbarin! . . . Antonio Valani, Vorgesetzter und Freund, mit Schwert, Herz und Kopf steh' ich zu Deiner Hilfe neben Dir. Was wollen wir thun, das süße Kind Dir zu gewinnen?"

Was darauf gesprochen wurde zwischen dem Capitän und seinem Lieutenant, wurde unterbrochen und ging verloren in dem Anruf des wachhabenden Schiffssoldaten an der Laufplanke; Trommelwirbel erschallte vom Kai herüber, Fackeln leuchteten, Waffen blitzten. Der Admiral Friedrich Spinola kam nachzuschauen, wie es aussah auf dem Andrea Doria und den übrigen Schiffen seiner Flotte unter den Mauern von Antwerpen. Er befand sich in der übelsten Stimmung, wie Antonio und Leone wohl merkten, als sie zu seinem Empfange herbeieilten. Sehr grimmig stapfte der Signor Federigo einher im Kreise seiner Capitäne, die sich an Bord des Andrea Doria um ihn versammelten. Der unglückliche Kampf der letzten Nacht lag ihm schwer auf der Seele. Ging das so fort, so fiel das Geschäft keineswegs so lohnend aus, wie es aussah auf dem Pergament, auf dem Vertrage, auf welchem Don Philipp III. von Hispanien sein Yo el Rey über die Unterschrift des Genueser Nobile's gesetzt hatte.

„Heraus mit Euch Allen!" schrie Don Federigo im Kreise seiner Capitäne wüthend, hinaus in die See und fangt mir diese verruchte schwarze Galeere. An ihre eigenen Raen knüpft mir die ganze Mannschaft, und die Hölle habe ihre Seelen. Cospetto, morgen mit Tagesanbruch lichten die Anker die vier Galeeren, die hier noch vor Anker liegen. Hört Ihr, Signori? Der Andrea Doria bleibt allein noch hier und erwartet nähere Befehle. Hört Ihr, Ihr Herren von den Galeeren, — morgen früh. Botschaft ist schon nach Sluis an die dortigen Befehlshaber gegeben, ebenfalls mit allen freien Schiffen in See zu gehen. Die schwarze Galeere — bringt mir die schwarze Galeere oder der Satan —"

Abstapfte der Admiral, den Rest seiner Rede verschluckend, und die Capitäne schauten sich gegenseitig mit Grimassen an und dem Admiral nach:

„Diavolo — das war spanischer Pfeffer! — Auch eine Arbeit, die leichter zu bereden als zu thun ist! — Nun, Ihr Herren? — die schwarze Galeere! — Gestern habt Ihr ja wohl Euern Koch gehängt, Francisco? — Ja wohl, Schade drum! — Sluis! — Spinola! — schwarze Galeere!“ so ging das an Bord des Andrea Doria durch einander, bis endlich ein Befehlshaber nach dem andern sich entfernte, um die Vorbereitungen für die morgende Abfahrt zu treffen. —

Antonio Valani und Leone della Rota fanden sich erst nach geraumer Zeit wieder allein auf ihrem Verdeck.

„Also die Andern segeln und wir bleiben hier? Auch gut!“ sagte Leone. „Gehen wir also auf unsere eigene Jagd aus, Antonio, vor Allem aber gehen wir jetzt zur Taverne. Ausführlich sollst Du mir dort Alles erzählen, was Dein Verhältniß zu der holden Flamländerin betrifft.“

„O nicht doch, Leone! laß mich!“

„Nein, nein; Du sollst und mußt. Ich will Dich heilen, Carino; ich bin ein guter Arzt in solchen Leiden. Manch Einer hat's erfahren und Du sollst es auch erfahren, Tonino.“

Widerwillig ließ sich der Capitän fortziehen von seinem Schiff. Unmuthig folgte er dem Luogotenente durch die Gassen von Antwerpen zur Taverne zum Wappen von Alcantara, wo die dicke Wirthin sich in den lustigen Leone della Rota verliebt hatte, und der Schatz freie Zeche und — freies Quartier hatte, so oft es ihm angenehm schien. Es war ihm aber sehr oft angenehm und gelegen.

III.

Jan und Myga.

In einem der hohen Giebelhäuser hinter der Stadtmauer am Kai von Antwerpen saß am folgenden Abend Myga van Bergen neben ihrer kleinen Lampe, — ganz in Trauer gekleidet, — die Tochter des weiland so reichen und angesehenen Kaufmanns Michael van Bergen, von dem es jetzt heißen konnte: Supremum diem obiit, senex et pauper.

Wie wenn ein Sack voll neugeprägter Goldstücke ausgeschüttelt wird, so klang vor fünfzehn oder zwanzig Jahren die Firma van Bergen und Norris Jedermann in's Ohr. Eins der reichsten Häuser des reichen Antwerpens repräsentirte diese Firma. Auf allen Meeren schwammen ihre Schiffe, ihre Waarenhäuser waren voll

der köstlichsten Schätze Indiens und Amerika's; ihre Schreibstube war voll emsiger Schreiber. Ja, vor zwanzig Jahren hättet Ihr auf der Börse oder im Haus der Oosterlinge, der großen Hansaniederlage, nach der Firma van Bergen und Norris fragen sollen; — wahrlich guter Bescheid würde Euch zu Theil geworden sein.

Nun aber war Johann Geerdes Norris längst gestorben zu Amsterdam und vor vierzehn Tagen war ihm zu Antwerpen sein ehemaliger Compagnon in das Grab gefolgt, als ein Bettler.

Hättet Ihr jetzt an der Börse oder im Hause der Hansa nach der Firma van Bergen und Norris gefragt: man hätte Euch Eure Frage vielleicht mehr als einmal wiederholen lassen und dann den Kopf geschüttelt. Wer kannte jetzt noch die Firma van Bergen und Norris? nur die ältesten Kaufleute und Makler wußten sich ihrer noch zu erinnern.

Wie war das gekommen?

Die Antwort darauf ist leicht zu finden. Als das Haus van Bergen und Norris in seinem höchsten Glanze strahlte, regten sich thätig zweimalhunderttausend Einwohner in den Mauern von Antwerpen; jetzt waren dieselben auf achtzigtausend zusammengeschmolzen. Genügt Euch das?

Werfen wir einen Blick zurück in die vergangenen Tage!

Das war am 20. August des bösen Jahres 1585. An diesem Tage hielten die Reformirten ihren letzten Gottesdienst in der Kathedrale. Nach der Capitulation, welche die Stadt mit ihrem gewaltigen Dränger, dem Prinzen Alexander von Parma, abgeschlossen hatte, sollte am folgenden Tage der Katholicismus wieder Besitz nehmen von dem Heiligthum unsrer lieben Frau, das er so lange den Ketzern hatte überlassen müssen.

Es war ein feierlicher seltsamer Augenblick, als nun an diesem 20. August nach der letzten protestantischen Predigt die Tonwogen der protestantischen Orgel verrollten. Eine tiefe Stille trat ein, das Volk saß mit gesenkten Häuptern und betete leise und brünstig. Dann aber brach es aus — ein Ton, halb Seufzer halb unterdrückter Wuthschrei — langhallend — Schmerz und Ingrimm! Ein Rauschen entstand, von den Sitzen erhob sich die Versammlung und stürzte wild und wirr gegen die Kirchthüren, gegen die hohen Portale, welche der katholische Theil der Bevölkerung bereits umlagerte. —

Triumph und Niederlage!

Mönche aller Orden drängten sich lächelnd oder exaltirt den

gedemüthigten, still weinenden oder grollenden Ketzern in den Weg, ihre Rosenkränze frohlockend erhebend.

Wie lange war es her, seit sie vor dem Rufe: Papen uyt! Papen uyt! die Pfaffen fort! fort mit den Pfaffen! diesen selben Ketzern hatten weichen müssen?

So wechseln die Geschicke der Menschen, so wechseln Triumphe und Niederlagen im Kampfe der Geister.

Am 20. August bestand noch in voller Kraft und großem Ansehen das Handlungshaus van Bergen und Norris; — am 27. August löste sich die Firma. Alexander Farnese zog mit großem Pompe in die gewonnene Stadt ein; Jan Geerdes Norris verließ sie mit seinem zehnjährigen Söhnlein und vielen Andern, welche die spanische Gewalt nicht ertragen wollten. In der Stadt zurück blieb Michael van Bergen mit seinem sechsjährigen Töchterchen. Jeder der beiden Compagnons handelte nach seinem Charakter; der starkmüthige, zornmüthige Norris und der ängstliche, weiche van Bergen. Der Eine trotzte dem Verhängnisse, so lange es ging, und wich, als der Kampf entschieden war, an dieser Stelle, um ihn anderswo wieder aufzunehmen. Der Andere beugte sich den Verhältnissen und litt schweigend, was er nicht zu ändern vermochte.

Doch das ist lange vorüber und unsere beiden Helden sind nicht Geerdes Norris und Michael van Bergen, sondern Jan Norris und Myga van Bergen, die Kinder der einst so berühmten Firma.

In was für einer schreckenvollen, verwüsteten, grauenhaften Welt hatten die beiden Armen das Licht erblickt! Wie oft waren die Wiegenlieder der Mutter, durch das Krachen des Geschützes nah und fern, zum Schweigen gebracht. Wie oft hatten die Väter Söhnchen und Töchterlein niedersetzen müssen von den Knieen, weil die Nothglocke sie hinausrief auf die Wälle oder zum Rathhaus!

Arme kleine Wesen! Niemals hatten sie gleich andern, in glücklicheren Zeiten geborenen Kindern gefahrlos in schattigen Wäldern, auf grünen Wiesen sich umhertummeln dürfen. Niemals hatten sie die blauen Kornblumen, den rothen Feldmohn vom Rande der Ackerfelder zum Kranze winden dürfen.

Die Wälder füllten ja die streifenden Parteien des katholischen Königs, die wilden Rotten der Waldgeusen, das rechtlose, heillose, versprengte Gesindel aller Völker Europa's.

Auf den grünen Wiesen schlugen die Heere Spaniens, die Söldnerhaufen aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, die

Krieger der Provinzen, des Prinzen von Oranien ihre Hütten und Gezelte auf.

Die Kornfelder fielen, noch ehe die goldene Frucht reifte, noch ehe die rothen und blauen Blumen blühten, den Rossen und Fußtritten der ziehenden Heerschaaren zum Opfer.

Wo war ein friedliches Fleckchen zu finden auf diesem zertretenen Erdenwinkel, welchen der König von Spanien sein Eigenthum nannte? —

In den engen dunkeln Gassen der Stadt Antwerpen hinter den hohen Mauern, Wällen und Thürmen Paciotti's hatten die armen Kinder ihre Spielplätze, und oft genug waren auch diese unsicher und gefahrbringend. Oft genug verwandelten sich die Häuser der Bürger in Kerker, in welchen die Bewohner sich selbst einschließen, in welchen sie ihre eignen Kerkermeister sein mußten, um sich vor dem draußen umgehenden Unheil zu schützen.

Ganz anders mußte sich die Weltanschauung dieser beiden Kinder als anderer glücklicherer gestalten, und manche schöne Blüthe wurde durch das finstere, kalte Gewölk, das über den Zeiten hing, in der Knospe erstickt und vernichtet.

Wie oft sahen Jan und Myga, während der ganzen langen Belagerung des Prinzen von Parma, von den Fenstern aus, in welchen sie ihre bunten Puppen und Thiere aufstellten, den Krieg mit seinen Schrecken in der Gasse vorüberziehen.

Ein Paar sollten Jan und Myga werden, hatten die Väter und Mütter unter sich ausgemacht, als die große Firma van Bergen und Norris noch stand. Als die Capitulation zwischen dem Prinzen Alexander und der Stadt aber unterzeichnet wurde, zerriß in seinem Sinn Jan Geerdes Norris den Vertrag über das Hochzeitsbündniß seines Söhnlein mit dem Töchterlein seines Compagnons Michael van Bergen. Die Ehefrauen der beiden Handlungsherren waren damals bereits beide todt.

Am 27. August 1585 wurden die beiden Kinder von einander getrennt, und der zehnjährige Bube, das sechsjährige Mädchen schluchzten bitterlich darob; aber es war Krieg, und der Krieg trennt wohl noch viel grausamer Herz von Herzen. Man hielt sich versichert, daß die beiden Kinder ihre ersten Jugenderinnerungen bald genug vergessen haben würden.

Wir wollen sehen, ob dem so war.— Die Jahre sind vergangen, — todt ist Johann Geerdes Norris, todt ist Michael van Bergen, nachdem sein Reichthum vergangen ist wie Schnee an der Sonne.

In ihrem Stübchen hinter der Mauer am Kai zu Antwerpen saß Myga in ihren schwarzen Trauerkleidern, — ein wunderholdes Jungfräulein, noch gar bleich von den langen Nachtwachen am Bette ihres sterbenden Vaters. Sie spann, — ihre Augen waren voll Thränen und ihr Herz voll unausgeklagter Schmerzen und Sorgen. Seit dem Tode ihres Vaters war das arme Kind ganz einsam in der großen Stadt, in einer so wilden Zeit, wo die Schwachen fast rechtlos jeder Unterdrückung, jedem Uebermuthe preisgegeben waren.

Ganz verlassen war Myga van Bergen?

Armes Kind! — daß sie nicht ganz verlassen war, gehörte auch mit zu den Sorgen Myga's.

Wohl kümmerte sich noch Jemand um das Kind Michael's van Bergen, wohl wußte die Waise, daß ein treues Herz ihr geblieben war, daß — — Jan Norris von Amsterdam den letzten Blutstropfen für sie hingeben würde; aber — Jan Norris war ein Verfehmter, dem der Galgen drohte, wenn eine spanische Hand ihn griff in den Gassen von Antwerpen. Und Jan Norris der Wassergeuse erschien oft in mancherlei Vermummung in den Gassen von Antwerpen. —

Jan Norris hatte seine Jugenderinnerungen nicht so bald vergessen, wie Jan Geerdes Norris, sein Vater, meinte.

Noch immer waren Jan und Myga Bräutigam und Braut. Keine Macht auf Erden solle sie trennen, hatten sie sich gegenseitig geschworen; was jedoch daraus werden sollte, wußte aber, so lange der alte Michael noch lebte, keines von Beiden zu sagen.

Nun war Michael van Bergen todt und begraben seit vierzehn Tagen; aber Jan war verschwunden seit Monden. Lebte er noch? Hatten ihn die Wogen verschlungen? Hatten ihn die Spanier beim Entern gefangen und gehangen?

Wer konnte das sagen?!

Was sollte die arme verlassene Myga anfangen in der wüsten Welt, wenn Jan todt war?

Die Nacht rückte allmälig vor; aber Myga fürchtete sich, sich niederzulegen. Schlafen konnte sie doch nicht vor Gram und Beklemmung, was sollte sie im Bette? Es wurde allmälig recht kalt im Stübchen, aber die Waise schien die Kälte nicht zu spüren, sie legte nicht neue Kohlen in den winzigen Kamin. Sie stellte die Spindel weg und bedeckte das Gesicht mit den Händen, das Haupt zur Brust neigend. So saß sie noch eine geraume Zeit, bis sie sich endlich fröstelnd doch erhob, um ihre Lagerstatt zu suchen.

Noch einmal beugte sie sich zu den Riegeln ihrer Thür nieder, um nachzuschauen, ob dieselben auch ordentlich vorgeschoben waren; als sie auf einmal horchte — athemlos horchte.

„Myga?!" flüsterte es draußen.

Die Waise erzitterte am ganzen Körper.

„O mein Gott!"

„Myga?!" flüsterte es noch einmal durch das Schlüsselloch.

Mit einem Schrei schob das junge Mädchen die Riegel weg und drehte den Schlüssel im Schlosse. Auf flog die Thür, und ein Jüngling in der Offizierstracht eines Söldnerregiments mit der spanischen Feldbinde über der Schulter hielt im nächsten Augenblicke das schöne Kind in den Armen.

„Myga, o Myga!"

„O Jan, Jan, lieber, lieber Jan!"

Heiße Küsse ersetzten für die nächsten Minuten das Wort den Beiden. Dann aber sank Jan Norris, wie es schien, vollständig erschöpft, auf den nächsten Stuhl und Myga bemerkte nun erst die Unordnung der Kleider ihres Geliebten, bemerkte, daß er den Hut verloren hatte, daß seine Wange von einer leichten Schramme blutete.

„Um Gotteswillen, was ist wieder geschehen, Jan? ich zittere — o, Du hast Dich wieder einmal tollkühn in Gefahr gestürzt — o Jan, Jan, böser Jan!"

„Wahrhaftig, um ein Haar, so hätten sie mich diesmal erwischt, Myga! Aber fürchte Dich nicht, süßes Lieb, nur beinahe hätten sie mich gepackt — Teufel, wie ein Hund hätte ich freilich gebaumelt, wenn's nicht so gut abgelaufen wäre!"

„O Jan und Du willst mich lieben? Du willst mich erretten aus dieser Stadt? O barmherziger Gott! zu Grunde wirst Du gehen und ich auch, und mein Vater ist auch todt, o Du heiliger, barmherziger Gott, was soll aus mir werden? Wer soll mich schützen, wer soll mir helfen?"

„Du hast Recht! leidergottes hast Du Recht, armes Lieb! ach, und Dein Vater ist nun auch gestorben und ich bin nicht dagewesen, Dich zu trösten in Deinem Kummer. Mußte vor Dünkirchen kreuzen derweilen, die Freibeuter in den Grund zu bohren; — o, es ist hart, Myga, und doch — doch konnt' ich nicht anders und heut Abend auch nicht. Das edle Vaterland hoch zu halten, soll Jeder sein Leben dran setzen; — ach Myga, Myga, lieb mich noch ein wenig, trotzdem, daß ich Dir ein schlechter Schutz und Schirm bin. Der arme Vater Michael —"

„Laß den todten Vater, Jan! Ihm ist wohl, er hat Ruhe und braucht Niemanden mehr zu fürchten, — ach, man muß die Gestorbenen wohl beneiden in dieser blutigen, schrecklichen Zeit!“

„O Myga, sprich nicht so. Ein Elend ist's freilich wohl, daß der Vater starb; aber — nun bist Du ja ganz mein! Nun kannst Du ja mit mir gehen nach Amsterdam, nun fesselt Dich nichts mehr in diesem armen Antwerpen. Myga, tröst' Dein Herz, wir sehen doch noch fröhliche Tage, meine süße, süße Braut. Noch eine kurze Zeit und ich hole Dich — gieb Acht, vielleicht mit einem stattlichen Hochzeitsgeleit, daß keine Königin sich dessen zu schämen hätte. Vielleicht läuten sie die Glocken, rühren sie die Trommeln, vielleicht feiern sie mit Geschützesdonner die selige Stunde, in welcher ich Dich davonführe aus Antwerpen. Gieb Acht, ob's nicht wahr wird, was ich Dir in aller Heimlichkeit vertraue.“

„Ach, welche Phantasien, Du wilder, lieber Jan Norris. Sag mir, wie sollt das geschehen, daß Du mich so feierlich heimholen würdest. Nein, sag's mir nicht, denn es ist doch eitel Thorheit; bericht' mir lieber von der Gefahr, der Du soeben kaum entrinnst. Es kommt mir nun auf ein nächtlich Traumbild nicht mehr an, dafür sorgst Du schon, tollköpfiger Jan.“

„Nicht so tollköpfig als Du meinst, Lieb!“ lächelte der Jüngling. „Der Capitän der schwarzen Galeere würde sich sonst wohl hüten, des Jan Norris Kopf und Beine, Herz und Arme also zu gebrauchen, wie er es thut. Einer großen Sache wegen bin ich hier in der Stadt — wir wollen gern eine That thun, daß die Antwerpner Kinder noch nach hundert Jahren davon singen mögen. Deshalb Kundschaft zu holen, steck ich hier in diesem Plunder, in deutschen Pluderhosen, statt in seeländischen Schifferhosen. Nun höre, Myga. Ich habe am Kai meine Geschäfte abgemacht und in Erfahrung gebracht, daß vier Galeeren des Spinola heute am frühen Morgen in See gegangen sind zur Jagd auf die schwarze Galeere; dabei habe ich leidergottes ausgekundschaftet, daß der Vater Michael gestorben ist, habe mir das letzte genuesische Schiff, das hier vor Anker liegt, den Andrea Doria — seiner Bauart wegen — genau angesehen, und der Abend ist derweilen herangekommen. Hatte den Tag schon oft genug heimlich nach Deinem Fensterlein heraufgeschaut, lieb Kind; aber nicht die Minute gefunden, hinzuschleichen zu Dir, da mancherlei Volk mir an den Fersen hing. Denk ich also, die Dunkelheit zu erwarten — ich hab' ja den Hausschlüssel — und schlendere gemächlich durch die Gassen, bis mir vor einer

hellen Kneipenthür in den Kopf kommt, die Nacht sitzend abzuwarten und beiaus noch ein wenig auf des Volks und der Fremden Gehaben Achtung zu geben — wegen meines Geschäfts, verstehst Du! — Gut, ich trete ein in die Taverne, fordere ein Flasche Wein und setze mich hinter den Tisch, die Ellenbogen aufstemmend, als wäre die ganze Welt mein und ich gar nicht in Noth und Sorge um die arme Myga, deren Vater starb, ohne daß ich zu ihrem Troste dabei war. Um mich her ist ein Gewirr wie beim Thurmbau zu Babel. Deutsche, Burgunder, Spanier, Italiener, Niederländer schwatzen und fluchen und schreien, jede Creatur in ihrer Sprache und saufen Alle auf dieselbe Weise. Jeder Tisch und Winkel ist besetzt und nur neben mir sind noch zwei Plätze leer. Da kommen zwei patzige Burschen — ich kenne sie recht gut, der Eine ist der Capitän vom Andrea Doria, der Andere sein Lieutenant. Steigen über Tisch und Bänke und sitzen bei mir nieder. Ich mache ihnen auch gern Platz, denn ihre Bekanntschaft ist mir viel werth und jedes Wörtlein, so sie sprechen, leg' ich auf die Goldwage. Thue ich aber, als ob ich sie nie mit Augen gesehen habe, lege wie schläfrig den Kopf auf beide Arme und kümmre mich um die Welt nicht, knöpfe aber die Ohren weit auf. Nun rufen die beiden Wälschen nach Wein, und der Jüngste, der Lieutenant, nimmt das Schenkmädel um die Hüfte. Der Andere aber sieht ganz kläglich und melancholisch drein, als wär' ihm tüchtig die Petersilie verhagelt; — ich hätte über ihn lachen können; aber beim Eid der Geusen, es war nichts zum Lachen! Nun gehen die Worte hin und her und anfangs ist natürlich nur die Rede von unserer stolzen That, von dem Tanz in der vorvergangenen Nacht, von der Himmelfahrt der unbefleckten Empfängniß. Darüber frohlocke ich im Herzen; aber auf einmal stehen mir alle Pulse stille, denn es wird ein Name genannt, den ich kenne. Von Dir, Myga van Bergen, ist die Rede!"

„Von mir?" rief das junge Mädchen; „o Himmel, und der italische Capitän sprach von mir! O Gott, Jan, Jan, schütze mich vor dem! O wie fürcht' ich den!"

„Also ist's so, der Hund stellt seine Schlingen nach Dir?!" rief Jan Norris mit dumpfer Stimme, und Myga barg ihr Gesicht an seiner Brust und nickte zitternd.

Der junge Wassergeuse knirschte mit den Zähnen und lachte ingrimmig.

„Der Trank wird nicht so heiß getrunken, als er gebraut wird; das wird der welsche Schuft schon erfahren. Tröst' Dich, Myga;

bin ich nicht Dir zur Seite und viele gute Gesellen hinter mir? Armes Kind, wie Du erzitterst!"

„O Jesus, Jan, ich kann mir nicht helfen. Haben nicht die gewaltthätigen, übermüthigen Fremden die Macht? Wer hindert sie, ihren bösen Willen auszuführen? O Jan, Jan, nimm mich mit Dir fort — in dieser Nacht noch, jetzt gleich!"

Jan Norris hielt die bleiche, zitternde Braut in den Armen und suchte sie auf alle Weise zu beruhigen. Als ihm dieses ein wenig gelungen war, erzählte er weiter von seinem Abent uer in der Kneipe zum goldenen Löwen.

„Steilrecht standen mir die Haare empor und alles Blut drängte sich mir ins Gehirn. Aber ich mußte mich bändigen, daß ich mich nicht verrieth, und das war eine schwere Arbeit; aber Jan Norris kriegt's doch fertig und that, als ob er den Teufel ein Wort von dem italischen Gerede verstünde. Beim Grafen von Lumey, ein Bubenstück, schwärzer wie die Nacht, ward da berathen; aber ich weiß Alles und das ist genug. Uebermorgen in der Frühe segelt der Andreas Doria — der Befehl dazu ist vom Admiral gekommen — und weil die Gelegenheit so günstig ist, so wird in der nächsten Nacht der feine Plan in's Werk gesetzt. In der nächsten Nacht wird das milde Täubchen Myga van Bergen in der Gewalt des Capitäns Antonio Valani sein; mit Hilfe des Teufels und des Lieutenants Leone della Rota. In der nächsten Nacht wird dieses Haus überfallen; — aber so leise geschieht das, daß kein Nachbar darüber erwacht, daß kein Hahn in ganz Antwerpen darum kräht. Auf die Galeone mit der Myga! Lustig — an die Ankerwinde meine Burschen — hoiho, hinaus zur Jagd auf die rebellischen Ketzer — lustig hinaus in die offene See; — wer hört auf der weiten See den Hilferuf und das Weinen der kleinen Myga? Himmel und Hölle, und der Jan Norris sitzt dabei im Löwen und darf nicht mucksen, hält sein Messer in der Faust und darf die beiden flüsternden Schufte nicht über den Haufen stoßen!"

„O Jan, Jan, um meiner und Deiner Mutter willen, — um unserer Liebe willen, rette mich, Jan, rette mich! Laß mich nicht in ihre Hände fallen! Der Tod wäre weniger schrecklich als das!"

„Ruhig, ruhig, Kind! Es ist noch lange Zeit bis zur nächsten Mitternacht. Zu Amsterdam am Feuerheerde wollen wir noch manch ein Mal uns dieser Geschichte erinnern. Verlaß Dich auf mich, Herzensbraut, es wird Dir nichts zu Leide geschehen, so lang der

Jan Norris noch auf seinen zwei Füßen steht. Doch nun hör' weiter; meine Geschichte ist noch nicht zu Ende. Ich muß Dir erst noch sagen, wie es kam, daß sie den zweiten Steuermann der schwarzen Galeere in mir witterten. Das war eine lustigere Geschichte als die, welche ich Dir eben erzählte."

„O Jan, Jan, fühle, wie mein Herz klopft; — o barmherziger Gott, wer schützt die arme Myga? O Jan, laß uns fliehen, jetzt gleich, auf der Stelle, ich kann hier nicht mehr Athem schöpfen, — die Luft dieses Zimmers erstickt mich."

„Ruhig, ruhig, liebe Myga. Gern würde ich Dich sogleich mit fortführen und ein Boot würde auch bereit sein, uns aufzunehmen; aber horch nur hinunter in die Gassen — die ganze Stadt weiß in diesem Augenblicke, daß Männer der schwarzen Galeere verkleidet in ihren Mauern weilen. Horch nur das Getümmel drunten — das Laufen und Rennen gilt mir, — da ist keine Möglichkeit, daß wir jetzt glücklich durchkämen. Sitz nieder und zittere nicht so — noch sind wir sicher und Zeit schafft Rath — denk an diese Minute, wenn wir zu Amsterdam am Winterfeuer sitzen. Hahaha, laß sie nur drunten suchen, zu flink und zu schlau ist ihnen der Jan Norris gewesen — 's wäre auch Schade um den Burschen gewesen, wenn sie ihn gehangen hätten, nicht wahr, Myga?"

„O Jan! Jan!"

„Ach bah, gieb mir einen Kuß und — noch einen, und nun zu meiner Geschichte. Sitz' ich also und beiße mir die Lippen blutig; aber verliere kein Wort des Gesprächs neben mir und die Schurken schwatzen weiter und frohlocken über ihren Teufelsanschlag. Dann trinken sie ihre Gläser aus, heben sich von ihren Sitzen und wollen gehen, werden aber an der Thür durch einen großen Tumult zurückgehalten. Wird nämlich ein Bube auf den Schultern von zwei Kerlen hereingetragen und ein groß Hurrah entsteht, wie das Volk in der Schenkstube seiner ansichtig wird. Ist der Bub der Cajütenjunge von der Immaculata, der allein von der ganzen Schiffsmannschaft mit dem Leben davongekommen ist und an's Land kam nach einer tollen Fahrt durch Luft und Wasser. Jeder will den Buben sehen, Jeder will ihn sprechen, und Alle drängen sich zu ihm und reichen ihm ihre Becher und Krüge. Ich aber halte es für das Beste, das Getümmel zu benutzen und mich unbemerkt zu entfernen. Schleiche ich also so dicht als möglich an den Wänden hin und habe fast die Thür erreicht, als das Unglück es will, daß das Auge des Schiffsjungen, der noch immer auf den Schultern seiner Träger

kauert, auf mich fällt. Der Bube starrte mich an, als ob er ein Gespenst sähe, er wird bleich wie ein Käse und schreit aus Leibeskräften: „Hilfe, Hilfe! ecco! ecco! das ist Einer! Hilfe — haltet, haltet ihn!" — — „Wer ist's? wie? was?" brüllt das Volk und Jeder sieht den Burschen und seine Nachbarn an. — „Da, da, der dort am Tische — haltet ihn, 'sist der Satan von den Wassergeusen, der den Capitän Perazzo niederstieß — Einer von der schwarzen Galeere!" — Ein Lärm bricht nun los, als platze die Hölle — alle Augen richten sich auf mich, alle Waffen fliegen aus den Scheiden und auch ich reiße mein Messer heraus, mein Leben im Nothfalle so theuer als möglich zu verkaufen. Nun stürzten sie sich auf mich; aber ich war behender als sie, fasse die nächste Bank und schleudre sie den Ersten vor die Füße, daß ein ganzer Haufe darüber stolpert und am Boden sich durcheinander wälzt. Den Augenblick benutze ich — bin mit einem hohen Satz mitten im Getümmel, schlage rechts und schlage links ihnen mein Messer in die Fratzen — die Thür ist erreicht — ich bin in der Gasse — hinter mir höre ich das Gebrüll der Verfolger — Gott sei's gedankt, daß ich mein Antwerpen wie meine Tasche kannte. Kreuz und quer geht die Jagd, aber ich täusche sie durch mancherlei List; führe sie auf falsche Fährte und kreuze hier herüber. Am Kai ist's noch ganz still — mein trautes Schlüsselein öffnet mir eine wohlbekannte Hausthür — und — hier bin ich — gerettet, um Dich zu retten, traute Myga, süße Braut. Horch aber nur, sie geben die Hoffnung noch nicht auf, den Geusen zu hängen — zum Teufel, horch nur, die ganze Garnison kommt wahrhaftig auf die Beine — haha, eine große Ehre, meine Herren! Bedanke mich allergehorsamst, hahaha!"

Lachend horchte Jan Norris, zitternd horchte Myga van Bergen dem Lärm in den Gassen.

„O trauter Jan, bist Du ganz sicher, daß Niemand Deinen Eintritt in dieses Haus gesehen hat? Höre nur, der ganze Tumult wälzt sich hierher — o Gott, schau aus dem Fenster — Fackeln und Speere — Jesus, sie schlagen an die Thür — sie suchen Dich, Jan, — barmherziger Himmel, schütze uns — verloren, verloren!"

Die Hausthür ging auf, man schien in das Haus zu dringen; Jan Norris preßte die Zähne auf einander und faßte den Griff seiner Waffe.

„Ruhig, ruhig — es ist nicht möglich! Ruhig, Myga!"

„Sie kommen, sie kommen!" kreischte das Mädchen. „Sie

steigen die Treppe hinauf, sie werden Dich finden; Jan, Jan, laß mich mit Dir sterben!"

Der junge Geuse war bleich wie der Tod.

„Hätte ich Dich durch Unvorsichtigkeit so in Gefahr geführt, Myga? Das wäre schrecklich. Beim Eide der Geusen, da dringen sie die Treppe hinauf. Myga, o Myga!"

„Laß mich mit Dir sterben, Jan!" hauchte das junge Mädchen, an die Brust des Bräutigams sich klammernd.

IV.

Der Ueberfall.

Nicht blos im Wappen von Alcantara, nein, in allen Tavernen der kneipenreichen Stadt Antwerpen war der Luogotenente Leone della Rota zu Hause. Er hatte seinen Freund und Capitän, Antonio Valani, an diesem Abend in die Schenke zum goldenen Löwen mit sich gezogen, und widerwillig, wie gewöhnlich, war ihm der Capitän dahin gefolgt.

Wer konnte aber widerstehen, wenn Leone della Rota etwas durchsetzen wollte?

Mehr leichtsinnig als bösartig, betrachtete der junge Lieutenant die Welt wie einen großen Spielplatz, den Krieg wie eine prächtige Gelegenheit, tolle Streiche ungehindert auszuführen. Für einen tollen, lustigen Streich sah er den Raub der armen, kleinen verlassenen Waise an; — in seinem nichtsnutzigen Tollkopfe war der Plan dazu entsprungen, ihn durchzusetzen war, nachdem sein Freund mit Mühe dazu gebracht war, in ihn einzuwilligen — eine Ehrensache für ihn. Was ging den Genuesischen Taugenichts die Sache der rebellischen Provinzen und die katholische Majestät von Spanien an? Ketzerinnen konnten sehr hübsch sein und Anhängerinnen der alleinseligmachenden Kirche grundhäßlich. Leone zog reizende Ketzerinnen häßlichen Katholikinnen bedeutend vor, und that auch außerdem alles Mögliche, um das alte Sprichwort, welches in Italien von seiner Vaterstadt umgeht: Genua hat ein Meer ohne Fische, ein Land ohne Bäume, Männer ohne Treu und Glauben, — nicht abkommen zu lassen.

In der Taverne zum goldenen Löwen hatte er, wie wir bereits aus Jan Norris' Erzählung wissen, mit Antonio Valani die letzten Verabredungen über den Entführungsplan getroffen. Gelang der Raub, und kam dann der Andrea Doria von seiner Expedition

glücklich zurück, wurde die schwarze Galeere genommen oder vernichtet; nun wer würde es dann wagen, gegen die Sieger als Ankläger aufzutreten. Kam die Galeone aber nicht zurück; dann — dann mochte die letzte That des Endes würdig sein. An das Eintreten eines dritten Falles, daß nämlich der Andrea Doria heimkehrte, ohne das feindliche Schiff gesehen zu haben, zu denken, hielt Leone della Rota durchaus unter seiner Würde. Der Capitän ließ sich aber bereits von ihm führen, wie und wohin er wollte. —

An der Verfolgung des kühnen Wassergeusen hatten die beiden Genuesen nicht den mindesten Antheil genommen. Arm in Arm schlenderten sie durch die Gassen, in denen die aufgeregte Menge sich umtrieb, dem Kai zu.

„Wären wir doch Narren, dem Hallunken nachzurennen!“ lachte Leone. „Lassen wir die Andern dem verwegenen Bettler nachlaufen. Bei den Tauben der Aphrodite, seit ich dem sonst so kalten Antonio Valani als Führer im Zauberreich der Liebe diene, schwebt meine Seele hoch über diesem Nebellande. O Amor, Herzensbändiger, Deiner Sturmfahne folg' ich; o Göttin von Cythere, nimm uns unter Deinen himmlischen Schutz!“

„Ich bitte Dich, Leone, sei vernünftig, sei kein Narr. Mir ist merkwürdig zu Muthe. In meinem ganzen Leben hab' ich nicht ein solch' Gefühl im Busen getragen. Leone, mir ist — Leone, den ganzen Tag über, den ganzen Abend trage ich mich mit so seltsamen Gedanken — Leone, halt' Dich gut, vielleicht bist Du bald an meiner Stelle, Capitän des Andrea Doria . . .“

„Und Du Viceadmiraglio seiner Excellenz, Don Federigo Spinola's —“

„Oder eine Leiche auf dem Meeresgrunde!“ murmelte dumpf der Capitän.

„Was? Todesgedanken? Todesgedanken unter dem Fenster des Mädchens Deiner Liebe?!“ lachte der Lieutenant. „Nun bei Allem, was in der Welt geschieht, das ist göttlich. O wär' ich doch Franzesco Petrarca, um sogleich ein Sonett auf diese vortreffliche Seelenstimmung zu machen! Da schau, Du Träumer, hier sind wir grad' unter den Fenstern Deiner Innamorata; — ihr Lichtlein leuchtet noch; — holla, welch' ein Gedanke! — Antonio Valani, Freund meiner Jugend, Deine Todesahnungen zu verscheuchen; wollen wir — wollen wir jetzt, jetzt in diesem Augenblick dem süßen Kinde da oben einen Besuch machen, wollen —“

„Leone?!“

„Haussuchung bei ihr halten. Alle tollen Einfälle seien gepriesen! vorwärts im Namen des Königs, vorwärts im Namen der Liebe!“

„Leone, Leone!“

„Laß mich,“ lachte der Lieutenant. „Ich bitte Dich, kann der Geuse, den die Tölpel dort suchen, nicht eben so gut sich in der Wohnung der Kleinen, wie in irgend einem der andern Häuser dieser Stadt verkrochen haben? Voran, ahnungsvoller Antonio, vorwärts, wir halten Haussuchung bei Deinem holden Liebchen und lernen dabei desto besser die Hausgelegenheit kennen für die nächste Nacht.“ —

Ehe der Capitän seinen wilden Freund zurückhalten konnte, war dieser hingesprungen zu der Thür Myga's, gegen welche er mit der Faust schlug, mit lauter Stimme rufend:

„Aufgemacht! aufgemacht im Namen seiner katholischen Majestät in Spanien! Aufgemacht! Verräther und Feinde haben Schutz gesucht in diesem Hause!“

Schon strömten von allen Seiten Soldaten, Matrosen und Bürger von Antwerpen vor die Thür, die zu Myga's Wohnung hinaufführte, zusammen. Von Augenblick zu Augenblick wuchsen die Haufen. Halb in Verzweiflung suchte der Capitän Valani dem Gelärm seines tollen Freundes Einhalt zu thun; aber schon war es zu spät. Die Hausthür öffnete sich, und die Bewohner des Gebäudes, in welchem Myga wohnte, ein Zimmermann, ein Schuhmacher, ein Stadtschreiber mit ihren Familien und Gesellen, eine Wittwe mit vielen Kindern verkrochen sich ängstlich in ihren Winkeln, entsetzt vor dem Gedanken, daß einer der niederländischen Rebellen Zuflucht unter ihrem Dache gefunden haben sollte. Nur ein gebücktes, uraltes Mütterlein trat muthig mit einer Lampe in der zitternden Hand den Eindringlingen entgegen und behauptete mit kreischender Stimme: Niemand sei in das Haus eingeschlüpft; am wenigsten ein seeländischer Wasserteufel. Gott solle sie bewahren — meinte sie — einem Meergeusen Schutz zu geben; — sei nicht ihr Mann, ihr armer seliger Mann von den wüthenden Unholden von seinem Fischerkahn in's Wasser geworfen und elendiglich umgekommen? — Was halfen ihr ihre Versicherungen? Niemand hörte darauf, voll ward das Haus von spanischen Soldaten, italienischen Matrosen und dem Lumpengesindel der Gassen. Angst- und Weheschreie drangen bald hervor aus den verschiedenen Wohnungen; man prügelte und peinigte ein wenig, man plünderte ein wenig.

„Vorwärts, Antonio! halt' Dich nicht auf!“ rief Leone. „Vorwärts, treppauf in's Himmelreich.“

Er hielt das Mütterlein am Kragen und zwang es, vorzuleuchten mit seiner Lampe, unter den scherzhaftesten Drohungen.

„Lustig, lustig, Mütterlein! die Andern suchen unten, wir oben — vorwärts und thut nicht so zimperlich, ich gucke nicht nach Euren Waden. Heda, Antonio, bleib' nicht zurück —“

„Leone, ich bitte Dich!“

„Ach was, voran, voran, Madonna! haha, Antonio, was für ein Hase bist Du doch, solchem süßen Abenteuer gegenüber! Was sollte aus Dir werden, wenn Du mich nicht hättest? So — das scheint die letzte Staffel zu sein — Victoria! Victoria. Mille grazie, alte Sybille. Hier, hier, Antonello — im Namen des Königs, öffnet, öffnet! Verräther und schöne Mädchen haben sich hier verborgen; öffnet, öffnet im Namen des Königs. Im Namen der katholischen Majestät von Spanien, heraus aus dem Nestchen, holdes Vögelchen, öffne und gieb das süße rebellische Herzlein heraus!“

Mit lachendem Munde faßte der Tolle den Capitän an der Schulter und drängte ihn gegen die Thür, die er weit aufwarf — — — — — starr, zweifelnd standen die beiden Genuesen! —

Mit wachsender Besorgniß und Angst hatten Jan und Myga dem Lärm in den Gassen zugehört. Als nun gar das wilde Getöse in das Haus eindrang, hatte die Braut in Verzweiflung den Bräutigam angefleht, sich zu verbergen.

Was konnte zu Beider Rettung geschehen?

Im nächsten Augenblick war Alles zu spät. Allzuschnell drang Leone della Rota die Treppen hinauf.

Im linken Arm hielt Jan Norris die ohnmächtige Braut, krampfhaft faßte die rechte Hand die blanke Waffe. Er wußte nicht, was er beginnen sollte, alle Geistesgegenwart hatte ihn in diesen schrecklichen Secunden verlassen. Was hätte auch alle Geistesgegenwart geholfen. Verloren waren Jan Norris und Myga van Bergen, so weit Menschenverstand es absehen konnte.

„Alle Teufel, was ist das?“ rief der genuesische Lieutenant. „Nun, das ist nicht übel! oibo, das ist ein seltsam Zusammentreffen, — das nenn' ich zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Holla, Antonio Valani, jetzt gewinne Dir Dein holdes Täubchen! Solchen Nebenbuhler zu haben, hast Du Dir wohl nicht träumen lassen? Nieder mit dem Geusen! an den Galgen mit ihm!“

Aus der Scheide flogen die Degen der Genuesen.

„Schütze Dich Gott, Myga!“ schrie Jan Norris, seine Klinge schwingend. Zurück, Ihr wälschen Schufte.“

Den wilden Geusenschrei: Lieber Türk' als Pfaff! ausstoßend, unterlief der Steuermann der schwarzen Galeere die Klinge Leone della Rota's, — ein Stoß — mit einem Schrei drehte sich der Capitän des Andrea Doria und taumelte; klirrend entfiel das Schwert seiner Hand, — zu Boden stürzte Antonio Valani. Ueber den Körper des Genuesen weg sprang der Wassergeuse, ein zweiter Hieb streifte jedoch nur die linke Schulter des Lieutenants. Matrosen der Galeone Andrea Doria drangen, ihre Schiffsmesser schwingend, die Treppe hinauf. Ein wilder, blutiger Kampf entstand auf dem engen Raume; ohnmächtig lag Myga van Bergen am Boden. Spanische und albanesische Soldaten vermehrten das Getümmel, Lampen und Fackeln erloschen, glimmten am Boden, wurden wieder angezündet. Die Wenigsten wußten eigentlich, was vorgehe, und als plötzlich der Ruf: Feuer! Feuer! durch das Haus tönte, löste sich der wirre Knäuel im panischen Schrecken und stürzte wieder die Treppe hinunter. Ein erstickender Qualm füllte alle Räume des Hauses; durch ihn hin schleppten die genuesischen Schiffsleute ihren zu Tod verwundeten Capitän und den gefesselten Wassergeusen Jan Norris! durch den Rauch trug Leone della Rota die bewußtlose Myga die Treppe hinab auf die Straße, wo bereits ein neuer Kampf auszubrechen drohte zwischen den Matrosen des Andrea Doria und den spanischen Soldaten, welche den Erstern ihren Gefangenen entreißen wollten. Aber Trommelschlag verkündete die Ankunft eines höhern Befehlshabers, welchem Leone den Bericht abstattete, so gut es die Betäubung, in welcher er sich befand, ihm gestattete. Der Don gab gravitätisch seine Meinung dahin ab: es sei das Beste, den verwundeten Capitän, den Geusen und die Dirne auf das Schiff zu bringen, man habe dann morgen früh beim Verhör Alles hübsch zusammen; — übrigens gehöre der Gefangene als Seeräuber jedenfalls an eine Rahe, also sei die Fortschaffung desselben auf die Galeone auch in dieser Hinsicht das Angemessenste. — — —

Gegen den Kai hinunter wälzte sich die Menge. Fackeln beleuchteten den wilden Zug und warfen ihren flackernden Schein auf den verwundeten Antonio, die ohnmächtige Myga und den gefesselten Jan Norris, welcher letztere sich wie stumpfsinnig von seinen wüthenden Feinden fortschleifen ließ. Noch immer trug Leone della Rota die Myga im Arm, aber ohne zu wissen, auf welche Weise das gekommen war. Alles drehte sich in seinem Gehirn — wie im

Traum trug er seine leichte Last an Bord der Galeone. — In der Cajüte bereitete man dem wunden Capitän ein Lager. Ein Wundarzt kam, die Wunde des noch immer bewußtlosen Antonio zu untersuchen und den Kopf darüber zu schütteln. Myga van Bergen kauerte in einem Winkel der Cajüte, ohne daß sich für jetzt Jemand um sie kümmerte. An den großen Mast fesselte man den Steuermann der schwarzen Galeere, und hohnlachend umgaben ihn die erbarmungslosen Feinde.

Er spät legte sich der Tumult in der Stadt, nachdem man das brennende Haus hinter der Hafenmauer gelöscht hatte. Früher ward es still an Bord der Galeone Andrea Doria. Regungslos lag Antonio auf seinem Lager, regungslos saß Leone bei ihm, regungslos kauerte Myga in dem dunkelsten, entferntesten Winkel. Man hörte auf dem ganzen Schiffe kaum etwas Anderes, als das Rauschen des Stromes, das Geräusch des Takelwerks im Winde und den Schritt der Wache, die mit geladenem Feuerrohr und glimmender Lunte auf- und abging vor den Gefangenen am Mast und ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ.

Um zwei Uhr Morgens legte sich der Wind ganz und gar, so daß nun auch das Knarren des Takelwerks aufhörte. Es herrschte Todtenstille an Bord der Galeone Andrea Doria — Todtenstille, die urplötzlich durch einen Schrei und das Krachen eines Büchsenschusses um so schreckhafter unterbrochen wurde.

Aus der Cajüte stürzte der Lieutenant della Rota auf's Deck, aus seinen Cojen und Hängematten stürzte das Schiffsvolk.

Die Stelle des Gefangenen am großen Mast war leer. Mit abgeschossenem Feuerrohr stand die Schildwacht, wirre Blicke um sich werfend unter den Fragen, den Flüchen der Offiziere und der Mannschaft.

„Dort, dort! über Bord!“ entrang sich endlich ein heiserer Schrei der Brust des überraschten Mannes.

„Wo? wo? wo?“ An den Schiffsrand stürzte Alles.

„Die Boote hinunter! schnell, schnell!“ klang die befehlende Stimme des Lieutenants.

Lebendig wurde es auf der Schelde, Lichter leuchteten durch die Nacht; aber die Nächte sind dunkel im November. Wohl fischte man einen stromab treibenden Leichnam auf, aber es war nicht der des Jan Norris. An beiden Ufern des Stromes hinunter flogen die Lärmsignale; aber vergeblich waren alle Bemühungen der von allen vor Antwerpen liegenden Schiffen ausgesandten Boote.

Hatte sich Jan Norris gerettet? Hatte er den Tod in den Wellen gefunden?

Wer konnte das sagen.

Wie richtete sich aber Myga van Bergen in ihrem Winkel horchend auf, als sie vernahm, daß der Geuse seine Banden gelöst habe und über Bord gesprungen sei! — — — — —

Der Morgen dämmerte auf; aber er brachte keine Kunde über den entsprungenen Wassergeusen.

Auf dem Verdeck des Andrea Doria schritt Leone della Rota mit über der Brust gekreuzten Armen auf und ab und murmelte vor sich hin: „Wenn er es nur nicht gesagt hätte! Er wird sterben durch meine Schuld — o Antonio, armer Antonio! Vorausgesagt hat er es: ich Capitän des Andrea Doria, er — er eine Leiche auf dem Meeresgrunde.“

Der Lieutenant stand still:

„Doch Leone — ist nicht vielleicht bald — vielleicht morgen — übermorgen Dir dasselbe Loos bereitet. Wer fürchtet den Tod? Tod ist Vernichtung; — hoch das Leben. — Da kommt die Sonne, frei athme ich wieder, — die blutigen Nebel fallen mir von den Augen! In feurigem Syrakuser will ich dem Morgen zutrinken, mag es auch der letzte sein, den ich schaue!“

Der Schiffsjunge brachte einen vollen Becher des köstlichen Trankes. Leone della Rota hob ihn gegen den glühenden Sonnenball, leerte ihn auf einen Zug und warf das Glas weit in den Strom hinein; indem er den Fuß fest auf den Boden setzte:

„Capitän an Bord des Andrea Doria!“ sagte er, und kaum vernehmbar setzte er hinzu: Capitän des Andrea Doria und Myga — die Krone der Weiber von Flandern — mein — mein!“ — — — — — — — — — —

V.

Fieberträume.

Zum dritten Male seit der Nacht, in welcher die Besatzung vom Fort Liefkenhoek den Kanonendonner der schwarzen Galeere und der Immacolata Concezione und das Auffliegen des letztern guten Schiffes vernahm, senkte sich der Abend hernieder, windstill und ungewöhnlich warm. Wetterkundige behaupteten, es werde mit Nächstem viel Schnee geben, und sie mochten Recht haben. Nachdem die Sonne am frühen Morgen hell am ziemlich klaren Himmel auf-

gestiegen war, hatte sie sich gegen Mittag hinter schwerem, grauem Gewölk verkrochen. Dieses Gewölk hatte sich mehr und mehr zusammengezogen und mit dem Abend senkte es sich immer tiefer herab auf die Stadt Antwerpen, auf Land und Fluß und Meer.

Wieder befinden wir uns auf dem genuesischen Schiffe Andrea Doria, in der Cajüte des Capitäns.

Die hängende Lampe wirft ihr röthliches Licht durch das Gemach, über die Waffen, die Karten an den Wänden, über den Boden, auf welchem die blutigen Tücher umherliegen, über das Lager, auf welchem Antonio Valani im Wundfieber stöhnt und phantasirt, über die am Fußende der Kissen knieende Myga van Bergen, über den Lieutenant Leone della Rota, welcher neben dem Lager des sterbenden Freundes steht und wilde, seltsame Blicke von dem Verwundeten zu der entführten Jungfrau wandern läßt.

Um Mittag hat Leone della Rota von dem Admiral Spinola und dem Gouverneur von Antwerpen mit Gleichmuth die Bemerkung hingenommen, daß des Meergeusen Entkommen ein Teufelsstreich und er — Leone — Schuld daran sei. Mit etwas weniger Gleichmuth hat er vernommen, daß ihm — in Ermangelung eines Bessern — der Oberbefehl über die Galeone Andrea Doria für die Expedition des nächsten Morgens anvertraut sein solle.

Nach der an Bord befindlichen Dirne hatte sich weder der Gouverneur noch der Admiral erkundigt.

Unter viel Arbeit an Bord und am Lande war dem Lieutenant der Tag hingegangen, nur wenige Augenblicke hatte er dem sterbenden Freunde widmen können. Aber am Bord und am Lande, — überall verfolgte den jungen Genuesen das Bild des schönen flamländischen Mädchens, das er auf seinem Schiffe gefangen hielt, das ohne Schutz und Schirm seiner Willkür hingegeben war, wenn — der Freund todt war. Anfangs suchte er zwar noch alle Gedanken solcher Art zu verscheuchen, aber immer wieder von Neuem drängten sie sich ihm auf; auf keine Weise konnte er ihnen entgehen, und bald gab er es vollständig auf, dagegen anzukämpfen. In ihrer Verzweiflung erschien ihm das holde Kind nur noch um so reizender; unter seinen Matrosen und Schiffssoldaten, im Arsenal, im Vorsaal des Admirals, in den Gassen der Stadt war sie in seiner Seele, wie sie mit gerungenen Händen in der Cajüte am Bord des Andrea Doria kniete. Die wildeste Leidenschaft schlug in hellen Flammen auf und mit den tollsten Sophismen suchte er sein widerstrebendes Gewissen niederzudrücken.

Was nützte es auch dem Antonio, wenn er das Mädchen zurücksandte an Land?

Nun rief sich Leone della Rota die Augenblicke zurück, in welchen er den zierlichen Leib des Mädchens in seinen Armen gehalten hatte, in welchen er das ohnmächtige Kind durch den Rauch, durch die Gassen getragen hatte. Der Wind trieb ihm damals die blonden Locken der Jungfrau in das Gesicht — — —

„Nein, nein, nein, Antonio Valani, Dein Recht an die schöne Beute endet mit Deinem Leben! Kriegsrecht, Antonio Valani, streiche die Flagge und sinke — mir das Glück jetzt, das Dir bestimmt war, und morgen, — morgen mir das Unterliegen und einem Andern der Sieg! Kriegsrecht, Kriegsglück, — armer Antonio!"

Mit solchen Gedanken war in der Abenddämmerung der Lieutenant in die Cajüte getreten, und nun stand er, wie wir geschildert haben, zwischen dem Sterbenden und der zitternden Myga, im Schimmer der trüben Schiffslampe.

Man hat den verwundeten Capitän an's Land schaffen wollen; aber mit aller Gewalt einer erlöschenden Existenz hat sich Antonio Valani dagegen gewehrt; auf seinem Schiffe will er sterben, nicht im Hospital. In seinem Fieberwahnsinn hat er nicht vergessen, daß Leone das flamländische Mädchen, das er liebt, an Bord des Andrea Doria geführt hat. Je näher der Tod kommt, desto fester klammert er sich an diese Liebe, desto heftiger tritt sie hervor. Im Leben hätte er sie fest in sich verschlossen ohne das Dazwischentreten seines wilden Gesellen Leone della Rota. Im Sterben, im Fieberwahnsinn wirft sein Geist alle einengenden Fesseln ab; nichts von dem, was er früher gefühlt und verborgen hat, verbirgt Antonio Valani mehr.

Arme Myga! Wie sie da kniet zu den Füßen des Lagers des todtwunden Genuesen, mit aufgelösten Haaren, geisterbleich, mit wundgerungenen Händen! Keine Rettung, keine!

Die Wellen der Schelde haben den Freund verschlungen, der ohnmächtig gegen das Verderben der Geliebten rang und sich in die kalten Wasser gestürzt hat, ihre Schmach nicht zu erleben!

Und Gott? Wehe, zu dunkel ist die Nacht, zu finster ist's im Gehirn der Unglücklichen, als daß sie an den großen Retter in allen Gefahren sich zu erinnern vermöchte. Keine Macht im Himmel und auf der Erde, die Schmach und Schande abzuwehren; — wehe Dir, Myga van Bergen! — Dumpf klingt vom Thurm der Kathedrale die elfte Stunde herüber — langsam folgen sich die einzelnen Schläge und hallen nach in dem Gehirn des Mädchens.

Wieder nimmt der Lärm der Stadt allmälig ab, wieder erlischt ein Licht nach dem andern in den Häusern hinter der Mauer Paciotti's, des italienischen Ingenieurs. —

Immer tiefer ward die Stille. Nur zuweilen klang ein wilder Schrei, ein Jauchzen auf; nur zuweilen ertönte der rauhe Gesang einer wüsten Soldatenschaar oder der Ruf der Nachtwächter und Patrouillen.

Und wiederum rasselte das Uhrwerk im Thurm von unserer lieben Frauen Dom; — Mitternacht!

Von seinen Kissen hob sich Antonio Valani und warf wahnsinnige Blicke aus seinen fieberglühenden Augen um sich her.

„Wo ist sie? Leone, Leone, — Wein, Lichter und Liebe. Leone, wo bist Du, wo hast Du sie? wo hältst Du sie verborgen? Mein ist sie — o Verräther, — verrätherischer Leone — mein, mein ist das Mädchen! Hahaha, ich bin nicht todt, wie Du meinst, Leone; — ich lebe und halte, was mein ist —"

Die Stirn Myga's van Bergen berührte den Boden der Cajüte; der Lieutenant della Rota drückte sanft den Wahnsinnigen auf sein Lager zurück und suchte ihn auf alle Weise zu beruhigen; aber es war, als ob alle Kräfte und Leidenschaften des Sterbenden noch einmal in voller Gluth aufflammen mußten, ehe sie auf ewig erloschen. Immer wieder von Neuem suchte sich der Rasende den Armen Leone's zu entziehen.

„Alle Hände an Deck! an die Ruder, an die Ruder! Es lebe der König! — Da zeigen sie die Flagge — die Bettlerflagge, Feuer, Feuer auf sie! Evviva Genova — da geht der Admiral in die Luft — Feuer, Feuer — Hölle, Hölle — Leone, schütze das Schiff! schütze das Schiff, Leone! — Es ist aus — weh, die Geusenflagge — an die Geschütze — verloren, — verloren! Schütze das Schiff, schütze das Schiff, Leone!"

Der Kranke sank zusammen; der Lieutenant legte ihm das Kissen zurecht; dann trat er zu der knienden Jungfrau:

„Was ängstet Ihr Euch, Signorina? Richtet Euch doch auf; — was windet Ihr Euch am Boden? Süßes Täubchen, härme Dich nicht; Königin sollst Du werden, unumschränkte Herrscherin an Bord dieses guten Schiffes. Das ist der Krieg — der Eine muß die Flagge streichen und hoch läßt sie der Andere von der Gaffel wehen. Der arme Antonio! Er hat es vorausgesagt — ihm wird das Grab, mir die schöne Beute zu Theil; — ich liebe Dich, ich liebe Dich, Stern von Flandern, weiße Rose von Ant-

werpen. Ich liebe Dich und halte Dich — laß das Sträuben — blicke nicht so wild — mein bist Du und Niemand wird Dich mir entreißen!"

„Jan, Jan! Hilf! rette!" schrie das Mädchen, ohne zu wissen, was sie rief.

„Laß den Geusen," flüsterte Leone. „Hat er sich nicht gerächt, wird nicht der arme Antonio todt sein in einer Stunde? Was kümmert Dich der Leib des Geusen, laß ihn treiben auf den Wellen, — auf, auf! sage ich, Du sollst nicht mehr die weiße Stirn Dir wund drücken auf dem Boden. Was willst Du? Todt ist der Geuse, es stirbt Antonio Valani; nun nimm den Leone, den lebendigen Leone in Deine seligen Arme, als schöne, stolze Herrin."

„Barmherzigkeit, Barmherzigkeit!" stöhnte das Mädchen; aber der Lieutenant lachte:

„Horch, ein Uhr! Um fünf Uhr lichten wir die Anker; bis dahin hast Du Zeit, Dich auszujammern; dann aber, fort mit dem Klagen und Seufzen! Bis fünf Uhr ist's Zeit genug, zu sterben, armer Antonio, armer Freund; — richte Dich nicht empor, Deine Wunden bluten wieder — lege Dich nieder, — was willst Du auch mit dem Mädchen?"

„Leone, Leone, schütze das Schiff! Die schwarze Galeere — schütze das Schiff!" kreischte der Sterbende im Fiebertraum.

„Bah, die schwarze Galeere!" murmelte Leone della Rota, „um fünf Uhr erst beginnt die Jagd; — ruhig, ruhig Antonio — Alles wohl an Bord — habe keine Sorgen, schlaf — schlaf ein."

Wieder sank der Capitän zurück und schloß die Augen. Auf die letzte wilde Aufregung folgte nun augenscheinlich die letzte Erschöpfung. Es ging zu Ende mit Antonio Valani, dem Capitän des Andrea Doria.

Der Lieutenant bemerkte es wohl; er seufzte und schüttelte den Kopf: „Armer Antonio! armer Freund; so bald mußt Du die Segel streichen?" Ach, was hilft das Klagen und doch — ich wollte der Morgen dämmerte erst, ich wollte diese Nacht wäre vorüber! Auf offener See — wenn — wenn die Leiche über Bord ist, wird mir erst wieder wohl werden. Ich wollte wahrhaftig, der Morgen käme!" —

Er schritt auf und ab in der engen Cajüte; mehr als einmal streifte er die unglückliche Myga und jedesmal zuckte die Arme zusammen und drückte sich dichter an die Wand.

„Sterben, sterben!" flüsterte Myga van Bergen, — „o käme

doch der Tod, mich zu retten — ergriffe mich doch der Tod, wie er den Geliebten ergriffen hat!"

Die Lampe drohte zu erlöschen, Leone della Rota rief nach neuem Licht, nach Wein. Er hatte Beides nöthig in dieser Nacht; es sah wild und wüst in seiner Seele aus. —

VI.

Die schwarze Galeere.

Auf Fort Liefkenhoek flattert stolz das Banner mit dem Löwen von Leon und den Thürmen von Castilien. Dasselbe Banner weht auf Fort Lillo und all' den andern, von Feuerschlünden starrenden Befestigungswerken auf beiden Ufern der Schelde bis zu den gewaltigen Mauern der Citadelle von Antwerpen.

Scharfe Augen halten Wacht auf allen diesen Mauern und Wällen, und Ruf und Gegenruf der Wachen schweigt weder bei Tag noch bei Nacht.

Nahe und wachsam ist aber auch der Feind. In jedem Augenblick kann er erscheinen. Wer kennt die Stunde, in welcher er kommen wird. —

Um Seelands Küsten brandet die Nordsee. Da wohnt auf Tholen, auf Schouwen, auf Nord- und Südbeveland, auf Walchern das wilde, eiserne Geschlecht, das zuerst geschworen hat, lieber türkisch als papistisch zu werden, welches den silbernen Halbmond am Hute und den unauslöschlichen Todeshaß gegen die Spanier im Herzen trägt. Welch eine Jugend gebären auf diesen meerumspülten Sanddünen die Mütter! Schirmet nur, ihr Thürme von Castilien, halte gute Wache vor dem Bollwerk von Flandern, Du Löwe von Leon; — das waren seeländische Matrosen, welche den niedergeworfenen Spaniern vor Veere, vor Leyden die Herzen aus der Brust rissen, hineinbissen und sie den Hunden vorwarfen.

„Freßt, aber es ist bitter!"

Auf Fort Liefkenhoek, auf Fort Lillo, auf der Cruysschanze, auf Fort Perle und Sanct Philipp, auf Fort Maria, Ferdinand und Isabella ertönt fort und fort der Ruf:

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!"

Die Feuerschlünde auf dem Ufer von Brabant, die Feuerschlünde auf dem flandrischen Ufer sind bereit, Tod und Verderben auf das verwegene Fahrzeug zu speien, welches ihnen zum Trotz seinen Weg stromaufwärts gen Antwerpen suchen will.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!“

Aber die Nacht ist dunkel, weder Mondenschein noch Sternenflimmer erhellt sie. Es ist schwer, gute Wacht zu halten in solcher Nacht. --

Wie still und warm es ist! Nur das Rauschen des gewaltigen Stromes tönt fort und fort in den warnenden Ruf der Krieger auf den Wällen.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!“

Was kreuzt von Südbeveland her die Wasserschelde, wo Meer und Fluß sich begegnen und nicht mehr zu unterscheiden sind von einander? Was gleitet über die Wogen in der dunkeln Nacht? Hundert unheimliche Arme regt's, pfeilschnell schießt's einher, gleich dem Gespensterschiff, gleich dem fliegenden Holländer. Ein mächtiger Schiffskörper durchschneidet die Fluthen, ihm folgen andere, weniger gewaltige.

Was kümmert die Männer von Seeland die Finsterniß? Sie wissen ihren Weg zu finden auf den Wassern, welche ihre Heimath sind. Ein dunkler Schatten folgt dem andern; in einer Linie gleiten sie — kein Laut ertönt an Bord, selbst die Ruder greifen geräuschlos ein in die Wogen. Geflüstert gehen die Commandoworte von Mund zu Munde! ein Jeder weiß, was ihm zu thun obliegt, Jeder ist verpflichtet durch schweren Eid, seinem Nebenmann das Messer in die Kehle zu stoßen, wenn er durch ein Geräusch, einen unbedachten Ausruf das Gelingen des Unternehmens gefährden wird.

Jeder wird unbedingt seinen Schwur halten, und wäre es Bruder, Vater, Sohn, welchen er niederstechen müßte.

Ein Licht zur Linken — Fort Lillo!

Ein Licht zur Rechten — Fort Liefkenhoek!

Klar und vernehmlich schlägt der Ruf der spanischen Wachen an jedes Ohr an Bord der — schwarzen Galeere und der sie begleitenden Fahrzeuge.

Jedes Messer, jedes Enterbeil ist bereit, — es glimmen die verdeckten Lunten neben den Geschützen; — hoch schlagen die Herzen der verwegenen Männer.

„Habt gute Wacht! Habt gute Wacht!“ verhallt es in der Ferne; eine große Gefahr liegt hinter den kühnen Seeleuten. Es lebe das Geusenglück!

Was flimmert zur Rechten?

Die Lichter von Dorf und Fort Callao.

Was flackert auf der Seite von Brabant?

Die Lichter des Dorfes Ordam.

Wie still es jetzt an dieser schrecklichen Stelle ist, wo die Brücke, die Estacada Alexander's von Farnese, einst sich erhob, das Wunderwerk des Jahrhunderts. Welches Genie leuchtete hier? Welches Blut floß hier!

An dieser Stelle wirkten Johann Baptista Plato und Barocci; an dieser Stelle sprang das Feuerschiff Friedrich Gianibelli's und füllte Luft, Land und Wasser mit Trümmern und verstümmelten Menschenleibern!

Noch jetzt, nach so langen Jahren, fährt manch republikanisch gesinnter Bürger von Antwerpen Nachts aus dem Schlaf empor und denkt, er sei soeben von dem Krachen der großen Explosion, welche die große Stadt retten konnte und nicht errettete, geweckt.

Lautlos gleitet die schwarze Galeere mit ihrem Schattengefolge über die unheilvolle Stelle fort —

„Habt Wacht! Habt gute Wacht!“ ertönt der Ruf von den Schanzen von San Pedro und Santa Barbara.

Die Lichter von Predigerhof! die Lichter von Fort Maria, die Lichter von Fort Ferdinand — eine Glocke, dumpf und feierlich, erklingt in der Finsterniß — — die Glocke vom Thurm unserer lieben Frau zu Antwerpen —

Zwei Uhr!

An seinem Platze steht der Capitän der schwarzen Galeere, das blanke Schwert in der Hand; aber ein Anderer führt in dieser Nacht das Schiff und seine Mannschaft.

Fiele nur der geringste Lichtstrahl auf das Gesicht dieses Führers, Ihr würdet erschrecken über dieses Gesicht.

Jan Norris, der Verlobte Myga's, die gefangen ist an Bord des Andrea Doria; Jan Norris, der Wassergeuse, der seine Braut in der Gewalt der Todfeinde zurückgelassen hat; Jan Norris, der nicht zum Tode sich vom Deck der genuesischen Galeone stürzte, Jan Norris führt in dieser Nacht die schwarze Galeere!

Jan Norris' Auge sieht in der Nacht, es durchbohrt die Finsterniß wie den hellsten Tag, — —

Rettung — Rache!

Hüte Dich, Leone della Rota, Unheil brütet die Nacht. Achtung, Leone della Rota; es ist nicht die Zeit, in Frauenliebe und Sicilianerwein sich zu betäuben! Habe Acht auf Dein Schiff, schütze Dein Schiff, Leone della Rota, hüte Dich — hüte Dich vor der — schwarzen Galeere! — — — — — —

An Bord des Andrea Doria waren alle Befehle gegeben und ausgeführt. Noch drei Stunden und das genuesische Schiff trat seine Fahrt an, um sich mit den vier vorangegangenen Galeeren bei Viervliet zur Jagd auf die schwarze Galeere zu vereinigen. Das Schiffsvolk benutzte die kurze Frist, die ihm noch gegeben war, zum Schlaf, selbst die Wachtmannschaft an Deck schlief, und die Lunte des Mannes an der Laufplanke war erloschen, wie alle andern Lunten an Bord. Lag das Schiff nicht sicher genug unter den Mauern der Stadt und den Wällen der Citadelle?

Vom Hauptmast wirft die Schiffslaterne ein unruhiges, flakkerndes Licht über das Verdeck. Aus den Fenstern der Cajüte fällt ein schwaches Leuchten auf die dunklen Fluthen der Schelde, die darunter vorüberschießen.

In der Cajüte richtet sich von dem Lager Antonio Valani's der Lieutenant Leone della Rota in die Höhe.

„Es ist vorüber!“ sagt er. „Er ist todt, hörst Du, bella Fiamminga, er ist todt und — Capitän an Bord dieses Schiffes ist Leone della Rota! Hörst Du, Schönste; ich trete meine Erbschaft an, — auch Du bist mein; mit dem letzten Athemzuge des Freundes bist Du mein geworden.“

Von Neuem füllte der Lieutenant Spinola's den Becher mit Wein. —

„Was wendest Du Dich ab und schauderst, schöne Myga? Er ist todt — sein Herz hat ausgeschlagen. Aber meins schlägt noch wild und hoch. Wohl war es mein Freund; aber in Deiner Liebe räche ich ja seinen Tod.“

Er hob den Becher und trank ihn aus.

„Ich bringe es Dir, armer Antonio, — auf hohem Meere sollst Du ein edles Seemannsgrab haben. Nicht am Lande sollen sie Dich verscharren; unter den lustigen Wogen sollst Du schlafen, wie's einem genuesischen Kinde zukommt. In den Armen der Meerfräulein sollst Du schlafen —“

„Erbarmen, heiliger Gott, sende den Tod, rette mich, rette mich!“ wimmerte das verzweifelnde Mädchen; aber der trunkene Leone lachte wild und gell.

„Sieh mich nicht so an, Königin — heute mir, morgen einem Andern — das ist der Krieg, das ist das Leben. Meinst Du, ich soll jammern und Gebete murmeln wie ein Pfaff am Leichnam des Freundes? Ha, wären wir am Strande des ligurischen Meeres, mit Rosen und Myrthen wollten wir uns die Haare kränzen, die

schöne Nacht zu feiern! Im Namen der Rache, im Namen des Sieges, so komm' in meine Arme, Du wilde Geusin, so komm' und sei mein, Du holde Ketzerin."

Mit einem gellenden Schrei klammerte sich Myga van Bergen an den Pfosten des Lagers, auf welchem der bleiche, blutige Leib Antonio Valani's ausgestreckt lag. Bei dem Todten suchte sie Schutz! Aber mit wildem Lachen riß Leone della Rota die Unglückliche empor und in seine Arme. Mit glühenden Küssen bedeckte er ihren Mund und ihre nackten Schultern, — da klang ein dumpfer Fall über seinem Haupte, daß die Lampe an der Decke davon erzitterte. Ein Schrei! — ein Ringen — ein zweiter Fall — ein Stampfen und Trappeln vieler Füße — ein wildes Geschrei — der scharfe Knall eines Handrohres — der schreckensvolle, unheilvolle Ruf:

„Die Geusen! Die Geusen! Die Geusen an Bord! Verrath! Verrath! All' arme! All' arme!"

„Was ist das? diavolo!" rief der Lieutenant, das Mädchen freilassend und nach dem Schwerte greifend. —

Von dem blutigen Lager hob sich noch einmal der Leib Antonio Valani's, noch einmal öffneten sich die Augen weit und starr und hafteten auf dem Lieutenant:

„Schütze das Schiff — Ver—räther! Niederträchtig—" ein Strahl schwarzen Blutes schoß aus dem Munde hervor, zurück sank Antonio Valani — der Tod hielt nun wirklich seine Beute.

Auf Deck ward nach dem Fall der ersten Wacht das Getümmel immer allgemeiner und lauter; das wirre, überraschte Schiffsvolk stürzte hervor mit den ersten besten Waffen in der Hand —

„Zu den Waffen! Verrath! Die Geusen!"

Flüche — Gestöhn — Rufe um Pardon.

Auf die Kniee sank wieder Myga van Bergen, während der Lieutenant, das Schwert aus der Scheide reißend, die Cajütentreppe hinaufeilte. Auf dem Verdeck stolperte sein Fuß schon über Leichen und zu Boden liegende Verwundete. Wild wogte es hin und her, und das Triumphgeschrei der Niederländer und der schreckliche Geusenruf: „Lieber Türk als Pfaff!" fingen bereits an, den Waffenruf der so schrecklich aus dem Schlaf erweckten Genuesen zu übertönen.

Und noch immer kletterte es katzengleich an den Wänden des Andrea Doria empor. Auch die nächstliegenden Handelsschiffe und kleinen Kriegsfahrzeuge schienen überfallen zu sein, denn auch auf ihnen erhob sich Kampfgeschrei, fielen Schüsse, leuchteten Fackeln auf.

In Verzweiflung warf sich Leone della Rota den nächsten

Feinden in den Weg, mit Zuruf und That seine Leute zum Widerstand ermuthigend. Auf dem Wachthaus am Kai erwachte eine Trommel und wirbelte den spanischen Weckauf.

„Die Geusen, die Geusen! Die Geusen vor Antwerpen! Verrath, Verrath, die Geusen in der Stadt!"

Fackeln irrten am Ufer umher, Lichter erschienen in den Häusern hinter der Stadtmauer.

„Lieber Türk als Pfaff! Victoria, Victoria! Die schwarze Galeere! Die schwarze Galeere! Victoria, Victoria!" riefen die Geusen an Bord der genuesischen Galeone, Alles vor sich niederwerfend. Pardon wurde nicht gegeben, was nicht niedergestochen und gehauen ward, wurde über Bord gestürzt. Das Wort: „die schwarze Galeere!" erfüllte die Herzen der Italiener mit wildem Grauen und brach mehr als Alles ihren Muth. Ein Theil floh an das Land, ein größerer Theil war im ersten Ueberfall niedergehauen; am Hauptmast in dem Lichtkreis der Schiffslaterne kämpfte noch eine verzweifelte Schaar. Hier hielt der Lieutenant Leone della Rota mit den Tapfersten seiner Mannschaft Stand und zuletzt drängte das ganze Gefecht sich hier zusammen. Schon war der Boden schlüpfrig von Blut und bedeckt mit Leichen; manch' tapferer Geuse fiel von dem Schwert des italienischen Lieutenants.

„Muth, Muth, tapfere Kameraden — an mich an! Es kommt Hilfe vom Lande! Muth, Muth!" rief Leone, einen Seeländer zu Boden streckend; aber an der Stelle desselben erstand ein neuer Kämpfer, über den Gefallenen wegtretend.

„Vorwärts, vorwärts, Ihr Meergeusen! Nieder mit den wälschen Tyrannen — nieder die Schandflagge! Herab vom Mast mit ihr! Kennst Du mich, Du wälscher Schuft, Du feiger Mädchenräuber?" —

„Diavolo!" rief der Lieutenant, starr vor Schrecken und Verwunderung; doch faßte er sich sogleich. „Nicht ersoffen bist Du, Du Bettler? Hei, desto besser, — friß kaltes Eisen denn — da!"

„Da! Da! Myga! Myga! Rettung! Rache! Da, Du Hund, fahr' zur Hölle und grüß Deinen Spießgesellen von Jan Norris, dem Meergeusen!"

Zu Boden in sein Blut sank Leone della Rota aus Genua, und Jan Norris setzte dem Gefallenen den Fuß auf die Brust und schrie ihm in's Gesicht: „Gerettet ist die Myga! Gewonnen ist das Schiff! Erzähl's in der Hölle!"

Damit stieß er seinem Todfeind das Schiffsmesser in den Hals.

Gefallen waren unterdessen auch die andern Genuesen, die sich nicht durch die Flucht gerettet hatten; der Kampf an Bord des Andrea Doria war beendet und schon warfen sich die Geusen auf die Ketten, die das Schiff an den Kai fesselten.

In der Cajüte lag Myga van Bergen ohnmächtig in den Armen Jan's, der die Braut aus dem schrecklichen Raume, aus der Gesellschaft des todten Capitäns Antonio Valani, forttrug, die Treppe hinauf in die freie Luft.

Noch dauerte das Gefecht auf einigen der ebenfalls von den Niederländern überfallenen Fahrzeuge fort, aber schon glitten einige derselben von Geusenhänden gelenkt in den Strom hinaus, und wild harmonisch erschallte der Gesang der Sieger durch die Nacht:

„Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut,
Dem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod —"

Vom Stern des Andrea Doria blies jetzt der Trompeter der schwarzen Galeere dieselbe Weise zur Stadt hinüber, und im wilden Chor fiel die siegreiche Mannschaft ein:

„Daß Euch die Spanier kränken,
O Niederlande gut,
Wenn ich daran thu denken,
Mein edel Herz das blut't."

Selbst die zu Tod wunden Geusen richteten sich unter den feierlichen harmonischen Klängen vom Boden auf — die nicht mehr singen konnten, bewegten doch die Lippen nach den Worten des Liedes. Auch Myga van Bergen erwachte dadurch wieder zum Leben, und lachend und weinend sang sie in den Armen Jan's den Freiheitsgesang mit.

„Sieh, ich halte doch Wort; unter Kanonendonner und Glockengeläut und Trompetenklang führe ich Dich heim! Gerettet, gerettet!" jauchzte Jan Norris.

Von der Citadelle ertönte ein Alarmschuß über den andern. Trommel auf Trommel fiel auf den Mauern und Wällen der Stadt ein in den ängstlichen Ruf der ersten am Kaikrahnen. Und immer lauter regte sich hinter ihren Mauern und Wällen die große flandrische Stadt, und manch ein bedrücktes, zorniges Herz schlug höher bei den stolzen, verbotenen Tönen, die so trotzig den spanischen Trommeln entgegenwogten und immer höher schwollen, je mehr jene dagegen ankämpfen wollten. Die Sturmglocken läuteten dazu

von allen Thürmen. Und nun rasselte und klirrte es aus der Stadt und von der Citadelle herab hervor gegen den Kai; Fähnlein auf Fähnlein rückte auf die Stadtmauern, Fähnlein auf Fähnlein drängte gegen den Fluß herab.

Aber immer stolzer klang es über allen Tumult:

„Mein Schild und mein Vertrauen
Bist Du, o Gott, mein Herr,
Auf Dich so will ich bauen,
Verlaß mich nimmermehr,
Daß ich doch fromm mag bleiben,
Dir dienen zu aller Stund,
Die Tyrannei vertreiben,
Die mir mein Herz verwund't.“

Tausend und aber tausend Herzen lauschten hinter den Mauern, die Paciotti um die Stadt Antwerpen baute, in süßem Zittern diesen Klängen; tausend und aber tausend Augen wurden darum feucht.

Nun aber galt kein Besinnen mehr; die schwarze Galeere hatte ihre schönste Waffenthat ausgeführt, jetzt galt es, die Siegesbeute in Sicherheit zu bringen. Unter dem Schutz des Feuers der schwarzen Galeere gewann Jan Norris, der Befehlshaber an Bord des Andrea Doria, die Mitte der Schelde und fuhr stromab langsam an der Stadt hinunter. Sieben genommene kleinere Fahrzeuge schwammen bereits mit den Geusenschiffen voraus; die schwarze Galeere schloß den Zug.

Wie blitzte und krachte es von den Wällen Antwerpens; wie antworteten so gut die Geusenschiffe und der Andrea Doria, der jetzt unter der Bettlerflagge, die Segel lustig geschwellt vom Morgenwinde, stromab fuhr, wie raufte Don Federigo Spinola die Haare über solch' unerhörte That.

Feuer von allen Schanzen und Forts den Strom enlang!

Hoiho, hoiho, Geusenglück, Geusenglück! Was kümmert's die Meergeusen, ob die Spanier gut oder schlecht schießen? Die Wunden unter Deck, die Todten über Bord — — hoiho, hoiho, da flammt's wieder von der schwarzen Galeere auf, vor Fort Philipp! Bum — bum, das ist Cruys-Schanz auf der brabantischen Seite.

Nun aber haltet Euch gut, Ihr niederländischen Männer, der letzte Riegel, aber auch der gewaltigste ist zu sprengen.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Lieffenhoek.

Drunten im Morgennebel liegt Fort Lillo.

Jetzt gilt's, Ihr Geusen, an die Geschütze, wer noch Hand und Fuß rühren kann.

Geusenglück! Geusenglück! — — — — — — — — —

Es war Alles bereit auf Lieffenhoek; der Commandant hatte Zeit genug gehabt, seine Anordnungen zu treffen: bereits um zwei Uhr hatte ihn der Hauptmann Jeronimo geweckt. „Nun, was giebt es, Sennor?“ hatte der Oberst gefragt, und der Alte hatte die Achseln gezuckt und gesagt: „'s mag sein Meuterei zu Callao, 's mag sein Aufruhr zu Antwerpen, ich ersuche Euch jedenfalls, auf den Wall zu kommen, Sennor.“ Aergerlich war der Commandant auf der südöstlichen Bastion seines Forts erschienen und hatte lange gehorcht. Eine Viertelstunde nachher hatte die Trommel wieder einmal die Besatzung auf die Wälle gerufen, und eine Stunde nachher hatte der Hauptmann gesagt:

„Sennor Oberst, ich würde die Schildwachen dieser ganzen Nacht erschießen lassen.“ — — —

Wie lange dauerte nun schon der Geschützdonner stromauf die Schelde? Es war kein Wunder, daß Alles zum Empfang der schwarzen Galeere bestens auf dem Fort Lieffenhoek vorbereitet war!

Vor seiner Compagnie schritt der Hauptmann Jeronimo finster auf und ab, und je näher das Feuer kam, desto finsterer wurde er, das war so seine Art. Er hatte das Spiel so lange mitgespielt, bis er desselben überdrüssig geworden war — nein, nicht überdrüssig! — bis es ihm so gleichgiltig geworden war wie — wie das Athemholen. Der Hauptmann Jeronimo hatte nur nach gewohnter Art die Achseln gezuckt, als der reitende Bote quer über Land von Fort Perle aus die erste nähere Kunde über das vor Antwerpen Geschehene brachte. Wie hatten die Kameraden sich gebehrdet; der alte Soldat von Alba, Requesens und Farnese hatte aber dem Boten den Rücken gedreht und war zu seiner Compagnie hingeschritten.

„Und dieses Volk vermeinen sie noch immer zwingen zu können?“ hatte er gemurmelt. „Wie lange schon liegt die Blüthe Spaniens, der Kern seiner Kraft in diesem Boden begraben. Wehe Dir, armes Vaterland.“

Die Kanonen von der Cruysschanze hatten sein Selbstgespräch unterbrochen. In den Morgennebel hinein fing es leise an zu schneien; man sah nicht drei Schritte weit.

„Ja, ja,“ murrte der alte Soldat, „feuert nur blind zu! und horch — da ist sie schon wieder, diese gottverfluchte Weise, das Grablied von Spaniens Macht und Ehre — paff, paff, so spart doch Euer Pulver, Ihr vernichtet sie doch nicht damit — ja, ja, schießt nur,

schießt, das Lied klingt nur um so heller! O Teufel, man hat's zuletzt schon auswendig gelernt."

In den Geschützdonner hinein und den Klang der niederländischen Trompeten summte der Hauptmann Jeronimo:

„Ein Prinze von Oranien
Bin ich frei unversehrt.
Den König von Hispanien
Hab' ich allzeit geehrt."

Er war noch nicht damit zu Ende, als eine Kugel dicht neben ihm in seine Compagnie einschlug und sechs Mann derselben todt oder verwundet zu Boden streckte. Von der genuesischen Galeone kam diese Kugel; Jan Norris auf dem Andrea Doria eröffnete sein Feuer im Vorüberfahren vor Fort Lieffenhoek. Das Fort antwortete sogleich auf die kräftigste Weise, jedoch ohne den Geusen einen bedeutenden Schaden zuzufügen.

Auf dem Deck des Andrea Doria stand neben dem Geliebten Myga van Bergen.

Ihre Augen funkelten; was kümmerten sie die Kugeln der Spanier. Ueber dem Haupte des Brautpaares flatterte sieghaft das Geusenbanner, die herabgerissene Flagge Spinola's lag unter den Füßen der Beiden.

„Noch eine volle Lage, Burschen! Feuer! Feuer! der Myga, meiner Braut, zu Ehren!" rief Jan Norris, den Hut schwingend. „Da geht die Bramsegelstange über Bord; 's thut nichts! Hurrah, Myga, süße Braut — frei Wasser! frei Wasser! Horch, wie die schwarze Galeere vor Lillo in's Zeug geht! Hurrah, hurrah, lieber Türk als Pfaff! Frei Wasser! Freie See! O süße, süße Myga, o holde, liebe Braut, wie lieb' ich Dich!"

„O Jan, Jan, auf so stolze Art ist noch nie eine Braut erobert worden! Was hast Du gethan um mich!"

„Ach, was ist's denn?" lachte Jan Norris. „Einen wälschen Schiffslieutenant hab' ich niedergehauen und den Cadaver eines wälschen Capitäns über Bord geworfen. Die schwarze Galeere hat Dich und mich gerettet — bis an die Sterne hoch die schwarze Galeere!"

„Hoch! Hoch die schwarze Galeere!" jauchzte das Schiffsvolk auf dem Andrea Doria, und weiter zurück donnerte das schwarze Schiff seinen Gegengruß, unter den Mauern von Fort Lillo hinstreichend. — — — — —

„Laßt es gut sein," sagte der Hauptmann Jeronimo zu den

Kameraden, die ihn vom Walle herabtragen wollten. „Laßt mich in freier Luft sterben, es wird mir leichter abgehen. Lebt wohl, Kameraden, lebt Alle wohl — und haltet Euch gut. Ich sehe lauter junge, jugendliche Gesichter um mich her, — Kameraden, ich wünsche Euch mehr Glück, wie der alten Armee zu Theil geworden ist. Wir haben unsere Pflicht gethan — grabt nach auf dem Felde von Jemmingen, auf der Mockerhaide, bei Gemblours und vor Antwerpen, — es ist nicht unsere Schuld, daß — wir — noch — am — alten Flecke stehen! — Lebt — wohl, Kame—raden, — das alte — Heer geht zu — Grabe! Lebt wohl und — Spanien — für immer, das arme — Spanien! . . .“

Der Hauptmann Jeronimo war todt, und stumm umstanden ihn Offiziere und Soldaten der Besatzung von Fort Liefkenhoek.

Der Geschützdonner war verstummt. Glücklich hatten alle niederländischen Schiffe die spanischen Festungen mit ihrer Beute passirt. Aus der Ferne klang aber noch immer das Lied von Fünfzehnhundertachtundsechzig:

„Vor Gott will ich bekennen
Und seiner ganzen Macht,
Daß ich zu seinen Zeiten
Den König hab' veracht't,
Weil daß ich Gott dem Herrn
Der höchsten Majestät,
Hab' müssen obedieren
In der Gerechtigkeit.“

Meerwärts verhallten leise die Klänge, als das stolze Geusengeschwader mit seiner Beute, seinen blutigen Wunden und seiner Glorie in dem immer dichter werdenden Nebel stromab glitt.

Eine Wolfsjagd im Mittelalter und ihre verhängnißvollen Folgen.

Zwischen 1246 und 1264 lebte auf der Nürnberger Veste, in demjenigen Theile der Burggebäude, welcher dem Burggrafen von Nürnberg aus dem Hause Zollern gehörte, ein beglücktes Geschlecht, das des Burggrafen Friedrich III. Er war ein Sohn Konrad's II. und der Burggräfin Clementia, der Schwester des Grafen Rudolph von Habsburg, den seine Heldentugenden 1273 auf den deutschen Kaiserthron beriefen.

Friedrich III. war seit 1246 vermählt mit der schönen Herzogin Elisabeth von Meran. Johann, ihr älterer Sohn, zählte im Jahre 1264, wo unsere Begebenheit spielt, achtzehn, und Siegmund, sein Bruder, sechszehn Jahre. Beide waren bereits Meister in allen damals üblichen Ritterkünsten, hatten sich durch kühne Waffenthaten in den Kämpfen mit den gierigen Rittern der Raubschlösser ausgezeichnet und Nürnbergs bewaffnete Mannschaft in der Reinigung der Landstraßen unterstützt, so daß die Umgebung der reichsten Stadt Frankens in dieser Beziehung auch die sicherste wurde. Ließ der Kampf gegen die Räuber nach, so begann er gegen die wilden Thiere. Allen Hirten, Bauern und Zeidlern, das heißt Honigbauern, waren Johann und Siegmund als gewaltige Jäger bekannt. Ihren Werth als solche zeigten sie besonders zu Anfang des Herbstes 1264. Ungeheure Verwüstungen, von zahllosen Wölfen in den Dörfern des Fichtelgebirges angerichtet, hatten die Bewohner derselben endlich vermocht, die ungebetenen Gäste mit aller Macht zurückzutreiben. Mehrere hundert Wölfe hatten sich vor den Spießen und Pfeilen der kräftigen Fichtelberger auf das offene Gebiet des Burggrafenthums Nürnberg geflüchtet und machten besonders den Sebalder und Lorenzer Wald unsicher. Kein Tag verging ohne die Kunde eines von Wölfen verübten Menschenmordes, die gräßlichste Geschichte aber ward am dritten Tage vor Michaelis bekannt.

An diesem Tage ging ein Zeidler mit seinem Weibe nach Nürnberg, um die Honigsteuer abzutragen. Da ihr Häuschen in einer Einöde stand, so konnten sie keinem Nachbarn die Obhut empfehlen. So hatten sie ihrem ältesten Sohne Wolfgang, einem folgsamen Knaben von acht Jahren, die Aufsicht über seinen einjährigen Bruder und eine kleine zweijährige Schwester übergeben. Die Kinder sollten sich nicht aus dem Hause entfernen, und die Eltern versprachen, wie die Chronik erzählt, von Nürnberg einen Lebkuchen zur Belohnung mitzubringen, ein Gebäck, welches also schon damals existirte.

Die drei Kinder blieben glücklich im Zimmer bis gegen fünf Uhr Abends, wo die Erscheinung eines zehnjährigen Sohnes eines entfernt wohnenden Zeidlers Wolfgang aus der Stube lockte. Neugierig folgten die andern. Da erschienen plötzlich zwei Wölfe; der fremde Bube kletterte behende auf eine hochstehende Linde und rief laut seinem Gespielen zu, ein Gleiches zu thun. Allein der ältere Knabe, weit mehr um seine Geschwister als sich bekümmert, nimmt

schnell seine kleine Schwester auf den Arm und den Bruder an die Hand und eilt mit ihnen der Hausthür zu. Doch ehe sie dieselbe erreichten, wurden sie alle unter den furchtbarsten Todesqualen eine Beute der hungrigen Raubthiere. Gleich darauf erscheinen die Eltern vor ihrer Hütte, die aus der letzten Stunde ihres Rückweges eine halbe gemacht hatten, von trüber Ahnung ergriffen. Von ihrem Jammergeschrei erschreckt, ergreifen die gesättigten Wölfe die Flucht. Als wäre es unmöglich, daß die daliegenden noch rauchenden Gebeine die Reste ihrer armen Kinder seien, tobten Vater und Mutter in's Haus und riefen mit verzweifelnder Stimme: „Kinder, kommt! Kinder, nehmt eure Lebküchlein in Empfang!" Außer sich vor Freude stürzten sie zur Thür, als an derselben eine Knabenstimme erscholl. Aber es war die klägliche Stimme des vom Baume herabgekommenen Knaben, der den versteinerten Eltern die gräßlichen Umstände vom Tode ihrer Lieblinge berichtete. Nach einer Weile sprachloser Wehmuth brach das Weib die Todtenstille, indem sie mit ruhigem Wahnsinn zu dem Gatten sagte: „Komm, laß uns nach Nürnberg gehn und bei dem Reichsvogt unsere Kinder holen, und wenn er sie uns nicht wieder giebt, so nehmen wir ihm seine Kinder und werfen sie den Wölfen vor. Der Vater warf, ohne zu wissen, was er thue, die theuren Ueberreste in seinen noch auf dem Rücken hängenden Tragkübel und wankte damit unwillkürlich der hastig nach Nürnberg zurückeilenden Gattin nach. Kaum daselbst angekommen, stürmte diese in das Haus des Reichsvogts und fragte dort den wachthaltenden Lanzenträger gebieterisch: „Wo ist der Reichsvogt mit den Kindern?"

„Auf der Burg bei dem Burggrafen; was wollt ihr so spät von ihm?"

Mit Blitzesschnelle eilte das Weib der Burg zu und drang über die erleuchtete Treppe des Hauses in den Jedermann zugänglichen Gastsaal des Burggrafen, der eben mit seinen Freunden, worunter auch der Reichsvogt war, den achtzehnten Geburtstag seines Sohnes Johann feierte.

Außer sich stürzte die Mutter unter die im Saale spielenden Knaben und Mädchen und hob ein Kind um das andere empor, indem sie fortwährend den Namen ihrer Kinder rief. Die an sie gerichteten Fragen, was sie wolle, vernahm sie nicht, und die Anwesenden erriethen den traurigen Vorfall erst aus der Erzählung des später erscheinenden Mannes, welcher lebenssatt und verzweifelnd die Gebeine seiner Kinder in's Zimmer warf. Inzwischen

war die Mutter durch den Anblick derselben wieder in's Bewußtsein gerufen, blitzschnell raffte sie Alles in ihre Schürze zusammen, eilte rascher, als Jemand folgen konnte, aus dem Schloß und sprang mit dem Angstruf nach ihren Kindern vom Felsen in die Tiefe hinab. Nur mit Gewalt hielt man den Mann ab, der Zerschmetterten zu folgen.

Dieser Vorfall machte einen tiefen Eindruck auf das burggräfliche Haus und alle Gäste. Aus dem schmerzlichen Gespräch darüber rafften sich endlich die beiden schon genannten Söhne des Burggrafen mit feierlichem Gelöbniß auf, dieses Ereigniß als eine Mahnung des Himmels zu betrachten und alle reißenden Thiere bis auf das letzte auszurotten. Man beschloß gleich für den folgenden Tag eine gewaltige Wolfsjagd.

Am frühen Morgen zogen die jungen Burggrafen, an der Spitze von dreißig gerüsteten Jägern und mehr als hundert Rüdenknechten, die viele Hunde führten, dem nördlichen Walde zu. Nach Sonnenuntergang waren achtzehn Wölfe, sechs Eber und zehn Füchse erlegt. Hierbei wurde der Graf Johann nahe bei der Hütte des unglücklichen Zeidlers im Kampf mit zwei Wölfen nur durch die Treue seiner Hunde bewahrt.

Gegen acht Uhr Abends zogen die Jäger durch das Thiergärtnerthor in die Stadt. An der Spitze des Zuges ritt mit Bogen und Köcher, die mit Trauerflor umwunden waren, der Zeidler auf einem schneeweißen Rosse des Burggrafen. Hinter ihm trugen fünfzig Knechte auf Stangen über ihren Schultern das gefällte Wild. Fünfzig andere folgten mit Windlichtern, dann die beiden Burggrafen und endlich die andern Schützen. Hinter ihnen gingen nach Verordnung des Raths die Waffenschmiede der Stadt mit Fackeln. Als der Zug an die Sebalder Kirche gelangte, dankten der Reichsvogt und zwei Rathsherren im Namen der Stadt und luden die Jünglinge zum Abendbrod in den geschmückten Rathhaussaal. Als alle Jäger in den Saal traten, wurden sie von den Töchtern der edelsten Nürnberger Geschlechter mit Blumen bekränzt. So groß also war in Deutschland damals vor Erfindung des Schießpulvers die Noth, welche reißende Thiere bereiteten, daß man von Seiten einer ganzen Stadt ihre Erlegung als einen Act der Rettung betrachtete. Am Schlusse des Mahls wurde gleich auf den morgenden Michaelistag (im Jahre 1264) eine zweite Wolfsjagd verabredet.

Schon um fünf Uhr früh waren die jungen Burggrafen im Begriff, sich an die mit ihren Jagdfreunden verabredeten Sammel-

plätze zu begeben. Da trat die Burggräfin Elisabeth von Meran mit verweinten Augen in das Zimmer ihrer Söhne und beschwur sie, an diesem Tage die Jagd nicht zu unternehmen und das Haus nicht zu verlassen. Befremdet versicherten sie der von ihnen sehr geliebten Mutter, daß nur wichtige Ursachen sie veranlassen dürften, ihr ritterliches Wort gegen ihre Jagdgefährten zu brechen.

„Tausend solche Ursachen umschließt ein einziger Traum," versetzte die Burggräfin, „und so hell und umständlich träumt ohne höhere Veranlassung kein Mensch. Ich sah eure Leichname von mehr als tausend Wunden zerrissen den Burgberg herauftragen. Gräßlich starrten mir die getroffenen Stellen entgegen, ich zittere noch, wenn ich daran denke." Nur mit Mühe beruhigten die Söhne durch herzliche Vorstellungen die verstörte Gräfin.

Nach einem Augenblick sprachloser Wehmuth fiel sie den Kindern um den Hals, bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und rief mit lauter Stimme: „Lebt wohl, meine Kinder! Gott geleite Euch, ich kann nichts weiter!" Schon auf der Schwelle angelangt, wandte sie sich noch einmal um und sagte: „Haltet Wort, seid vorsichtig und vergeßt vor Allem die treuen Hunde nicht!"

Die Söhne baten aber: „Erlaß uns die Hunde, sie sollen verabredeter Maßen zu Hause bleiben, sie haben gestern häufig unsere Jagd gestört und außer dem mir erwiesenen Dienst keinen einzigen Vortheil gebracht; darum haben wir sie schon gestern in unser Schlößchen in die Vorstadt gebracht."

In höchster Angst und zugleich in gebieterischem Tone, da sie sich nicht anders zu helfen wußte, entgegnete die Burggräfin: „So befehle ich denn als Mutter, daß Ihr die beiden treuen Hunde, die Euch schon sonst das Leben retteten, selbst aus dem Schlößchen holt!"

Ziemlich ernst und von der ungewöhnlichen Aufregung ihrer sonst so sanften Mutter erschüttert, gingen die beiden Söhne nun die Schloßtreppe hinab, bestiegen schweigend die Pferde und geboten zwei Knechten, sie zu begleiten. Am Schlößchen angelangt, übergaben sie diesen die Hunde und ermahnten, dieselben sicher auf den Weg nach dem Thore zu führen. Indeß schrieb Johann, der älteste Sohn, über die Hausthür: „Der Mutter gehorsam waren wir heut am Michaelistag 1264 wider unsern Willen hier."

Als die Burggrafen vom Schlößchen aus den vorangeeilten Knechten, welche die Hunde führten, folgten, erscholl in einiger Ferne plötzlich ein gräßliches Geschrei, und in einem Augenblick hatten sich viele hundert Menschen in einen Klumpen zusammengedrängt. In

schnellem Trab eilten die Burggrafen mit den Laufenden und vernahmen am deutschen Haus (damals auch noch Vorstadt) wie vom Blitz gerührt, daß ihre Hunde so eben eines Sensenschmieds Kind zerrissen hätten. Als nämlich die Knechte einige Minuten vor den Burggrafen zu der Stelle gekommen waren, ging das siebenjährige Söhnchen eines Sensenschmieds, von der allzusorgsamen Mutter zum Schutz gegen die frische Morgenluft in einen Wolfspelz gehüllt, über den Weg. Kaum hatten die jagdlustigen Hunde die den Knaben versteckende Wolfshaut bemerkt, als sie mit einem starken Ruck sich aus den Händen der Knechte befreiten und den für einen Wolf Gehaltenen mit grimmigen Bissen erwürgten.

Als die Burggrafen Johann und Siegmund sich bis zum Leichnam durchgedrängt hatten, sprangen sie von den Rossen, zogen wüthend die Schwerter und zerfleischten in einem Augenblick die beiden Hunde, die in ihrer Vernunftlosigkeit ihre Pflicht gethan zu haben glaubten und ihren Herren freudig entgegen winselten. Dann rissen sie ihnen die Stricke vom Hals, banden damit den leichtsinnigen Knechten die Hände auf den Rücken und baten dringend die immer zahlreicher bewaffnet herbeiströmenden Sensenschmiede, die Strafbaren in's Burgverließ zu führen. Hierauf kniete Johann vor die bei ihrem todten Kinde laut klagende Mutter nieder, faßte ihre Hände, begoß sie mit Thränen und rief: „Arme Frau, nimm mich dafür zu Deinem Sohne an! Was Kindesliebe Eltern leisten mag, sollst Du, so lange ich lebe, nicht vermissen!"

Indeß die Augen fast aller Umstehenden sichtlich von innerer Rührung zeugten, rief ein sich neugierig herzudrängender Bauer, dessen kaum bestellte Wintersaat gestern das Rudel der Hunde zerwühlt hatte: „Sagt ich's nicht, das sind die Wölfe, welche des Zeidlers Kinder erwürgten!" Dieses mit dem Gift der Hölle gewürzte Wort, wie es aber dem erbitterten Volke den Großen gegenüber ganz natürlich war, fiel furchtbar auf den schwarzen Boden einiger unedlen Gemüther.

„Du Narr," versetzte ein Sensenschmied, „wo hast Du je gehört, daß eines Bürgerkinds Leben mehr sei als die Jagdfreud' von einem Fürsten?" Diese Rede entzündete mit Blitzesschnelle das schon früher entstandene Gemurre zu einem entsetzlichen Aufruhrgeschrei. Da entstieg einer teuflischen Brust das Wort: „Blutrache!" und in einem Augenblick schwang jede Hand ein Mordgewehr, da die Wuth jedes Geräth, jeden Stein der Gasse zur tödtlichen Waffe machte. Noch hielt Johann knieend die verzweifelte Mutter in seinen

Armen, als der erste Stein von hinten auf sein Haupt flog. Plötzlich sprang er auf, wendete sein Antlitz nach der Seite, woher der Wurf kam, entblößte mit beiden Händen seine Brust und rief, die Rechte auf diese legend: „Hierher trefft, ihr feigen Heuchler, doch schont, ich flehe Euch, meines Bruders!“

In diesem Moment flogen tausend Steine, Holzstücke, Sensen und Hämmer auf den unglücklichen Burggrafen und streckten ihn nebst seinem neben ihm harrenden Roß zu Boden. Wüthend warf sich Siegmund, der jüngere, auf seinen gräßlich blutenden Bruder und bot ihm seinen Körper zum Schild. Aber kräftige Fäuste schleuderten ihn weit zurück. Mühsam richtete sich Johann auf die Kniee und hob die blutenden Hände zum Himmel empor. Da schloß ein hirnzerschmetternder Schlag sein Auge auf immer. Eben hatte eine mitleidige Hand den bewußtlos liegenden Siegmund auf's Pferd gehoben und dasselbe zur schleunigen Flucht in Bewegung gesetzt. Aber ziellos lief das ungelenkte Thier mit dem unwillkürlich aufsitzenden Jüngling in eine Wasserpfütze hinter dem deutschen Hause. Mit Pfeilschnelle hatten ihn die durch seine Flucht noch kühner gewordenen Wütheriche ereilt. Als Siegmund sich von den nach Blut und Mord Brüllenden dicht umstellt sah, schien er plötzlich wie aus einem tiefen Schlaf zu erwachen. Er sprang vom Pferde und rief mit ängstlichem Blick umherschauend: „Wo ist mein Bruder?“

„Erwürgt!“ antworteten hohnlachend viele Stimmen. Ein Sensenschmied stieß ihm die Faust unter's Kinn.

„Bei Gott, meinen Bruder sollt ihr mir theuer bezahlen!“ rief der junge Unglückliche, riß sein Schwert heraus und hieb mit einem Streiche das Haupt des Angreifers zu Boden und wie ein Verzweifelnder fechtend verwundete er viele Andrängende. Aber der in der Nähe Unüberwindliche stand der fernhertreffenden Feigheit bloß. Ein nach ihm geschleudertes Beil zerschnitt ihm den Hals auf der linken Seite, daß unverzüglich seine Lebenskraft mit dem Blute zur Erde rann.

Wie wilde Eroberer sich mit der in ihrem Innern dräuenden Stimme abzufinden glauben, wenn sie mit Blicken der Menschlichkeit ihr finsteres Werk betrachten, so fielen jetzt den Rasenden die Waffen aus den Händen, als sie den Jüngling im Tode zucken sahen. Sie hoben die Leichen endlich auf, legten sie auf Tragbahren und wandelten unter heuchlerischem Wehklagen mit denselben der Burg zu, wo man noch nicht die geringste Kunde von dem Ereigniß hatte.

Eben lächelte der Burggraf Friedrich beim Morgenimbiß über

den von seiner Gattin vernommenen Traum, und diese trat mit der Gräfin von Nassau, Hedwig, die eine unerklärliche Angst zu frühem Besuch auf die Burg getrieben hatte, an eines der gegen den Markt gelegenen Fenster, die unheimliche Menschenmenge drängte sich den Berg herauf, ein dumpfer Schrei entfuhr der Mutter, und der hinzutretende Burggraf fing die Ahnende ohnmächtig in seinen Armen auf. Auch Hedwig, die Verlobte Johann's, zitterte. Da erblickte der Graf die beiden verdeckten Todtenbahren und das leere Roß Siegmund's. Als die Gattin zu sich gekommen, eilten die Unglücklichen mit Beben hinab. Die Träger schlugen den schwarzen Leichenschleier zurück, und das namenlose Leid der Eltern wurde zur Gewißheit.

Plötzlich rief ein Kaufmannssohn den Umstehenden mit entzündender Stimme zu: „Das Blut dieser Unglücklichen komme siebenfach über den Mörder!" und mit einem Male entstand eine schreckliche Verschwörung gegen die Schuldigen, und mehr als tausend Bluträcher zogen mit gräßlichen Vorsätzen der Vorstadt zu. Als der Burggraf, der sich als ein wahrhaft milder, einer bessern Zeit würdiger Philosoph bei all' diesem Unheil erwies, die blutige Absicht der Weggehenden erfuhr, eilte er, sein eigenes Herzleid vergessend, ihnen spornstreichs nach und stellte sich ihrem Zug auf der Pegnitzbrücke entgegen. Obgleich er sie flehentlich bat, des Jammers nicht noch mehr zu häufen, so konnte er sie doch von der Ausführung ihres finsteren Entschlusses nur durch das feierliche Versprechen abhalten, daß er selbst noch heute die Bestrafung der Schuldigen vollziehen lassen würde. „Wo nicht," hieß es, „so halten wir noch in der Nacht Gericht über die Vorstadt!" Dies sagten, echt pöbelhaft, zum Theil dieselben, die den Frevel vorher ruhig mit angesehen.

Friedrich, über diese Worte schaudernd, gab auf der Stelle und absichtlich mit laut gesprochener Rede Befehl, daß aus den benachbarten Orten 500 Reisige in Eilmärschen zu ihm stoßen sollten. Diese Worte verbreiteten sich wie er wünschte, und die strafbaren Bewohner der Vorstadt, damals fast sämmtlich aus Sensenschmieden bestehend, nahmen schleunig die Flucht nach Donauwörth, und überhoben so den tiefgebeugten Fürsten der traurigen Nothwendigkeit, Hunderte von unschuldigen Hausvätern mit den schuldigen hinrichten zu lassen. Ja, er ging wohl fast zu weit in seiner Sanftmuth als versöhnlicher echter Christ: er drang nicht einmal auf die Einziehung ihrer Häuser, sondern belegte sie nur mit einer Strafsteuer von sieben Hellern für jedes Haus, welches „Blutgeld" der Burggraf

Friedrich V. der Stadt Nürnberg im Jahre 1386 wieder zu lösen überließ. —

Johann's und Siegmund's Gebeine ruhen in der Jakobskirche unter dem Altar der Kapelle zur rechten Hand. Ein im Hofe des Wirthshauses „zum Mondschein“ befindliches dreifaches Gemälde auf nassem Kalk stellt die traurige Begebenheit „von der Nürnberger Wolfsjagd“ dar. Dieselbe führt uns wie wenige Vorfälle ganz in die verhängnißvolle Dunkelheit des Mittelalters hinein, in welcher der Zufall wie immer im Finstern ein räuberisches Spiel trieb. Hedwig von Nassau ging in ein Kloster, die Burggräfin starb acht Jahre nach diesem Vorfall. Friedrich ergab sich lange einer stillen Trauer, bis im Jahre 1273 die Kaiserwahl seines Oheims Rudolph von Habsburg ihn wieder in den Strom der Welbegebenheiten hineinzog. Das erwähnte Frescobild ist vor etwa hundert Jahren restaurirt worden.

Ein tapferer Geistlicher gegenüber dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen.

Der König war fromm, allein er glaubte, nach seinen eigenthümlichen Ansichten über seine erhabene Stellung auch den Anspruch auf eine besondere Bevorzugung vor den Augen des höchsten Richters, vor dem er seine Kniee beugte, gründen zu können, er meinte daß es für die Regenten eine besondere Moral gebe, daß Gottes Gebot für sie Ausnahmen gestatte, welche den gemeinen Sterblichen nicht nachgelassen seien. So ganz zweifellos war dem König aber diese Ueberzeugung doch nicht und wenn ihm denn bisweilen beim Gedanken an manche seiner Handlungen Gewissensscrupel aufstießen, so suchte er Kräftigung und Begründung seiner, für ihn allerdings sehr bequemen Theorie, bei Anderen. Einst ließ er, wie ein Brief Manteuffels vom 10. März 1739 erzählt, einen reformirten Geistlichen kommen und legte ihm die Frage vor, ob er glaube, daß Gott einen Fürsten eben so streng richten werde, wie einen Privatmann? Der Geistliche, ein verständiger, aber etwas schüchterner Mann, suchte zuerst die Frage zu umschiffen, indem er erwiederte, er sei überzeugt, Se. Majestät seien in der Religion zu wohl unterrichtet, um auf eine solche Frage einer Antwort zu bedürfen. Dies genügte dem König natürlich nicht, er versicherte, er frage im vollen Ernste und entwickelte zugleich die Gründe seiner Meinung, daß bei Gott

ein Fürst mildere Beurtheilung finden werde, als andere Menschen. „Würde es gerecht sein," sagte er, „wenn Gott, der mich so sehr geliebt, daß er mich hier an seiner Stelle nach meinem Gutdünken über so viele Tausende von Unterthanen herrschen läßt, mich eines Tages diesen gleichstellen und mit derselben Strenge richten wollte, wie jene? —

Der Geistliche faßt nun den Muth, sich deutlicher auszusprechen. „Es schmerzt mich tief," erwiederte er, „bei Ew. Majestät Ansichten zu finden, die weder Ihrer Selbst, noch der christlichen Religion würdig sind. Weit entfernt, Ew. Majestät Recht zu geben, fühle ich mich vielmehr in meinem Gewissen verpflichtet, Ew. Majestät daran zu erinnern, daß vor Gott alle Menschen gleich sind und daß, wenn Gott einen Unterschied zwischen Fürsten und Unterthanen macht, er nur darin besteht, daß der Herr die Fürsten viel strenger richten wird, als die Unterthanen. Wenn Gott die Fürsten an seiner Stelle auf Erden herrschen läßt, so will er, daß sie so regieren, wie er selbst regieren würde, d. h. mit Gerechtigkeit und Weisheit. Sein Wille ist es keineswegs, daß sie ihrem Gutdünken, ihrer Laune und ihren Leidenschaften folgen sollen, sondern sie sollen seinem Willen, seinen Gesetzen, ihrer Vernunft gemäß handeln. Wenn ein Fürst diese Grundsätze nicht befolgt, wenn er seine Gewalt über seine Unterthanen mißbraucht, um seiner Eigenliebe, seinen Leidenschaften zu fröhnen, so ist er vor Gottes Augen eben so strafbar, als der größte Bösewicht."

Der brave Mann wäre in seinem Eifer vielleicht noch weiter gegangen, allein der König ließ ihm dazu nicht Zeit.

Er versicherte ihm, er sei ein Ignorant und knüpfte daran die Aufforderung, er solle sich zum Teufel scheeren.

Nur vierzig Dukaten!

Motto: „Ein gerechter Richter, Herr, ein gerechter Richter!"
Shakesspeare: „Kaufmann von Venedig."

1.

Nach Westen schickt der Spirdingsee zwei, viele Meilen lange, schmale Gewässer aus, die, den Armen eines Riesenpolypen gleich, nach Nord und Süd tief in das masurische Wald- und Heideland hineingreifen. An der äußersten Spitze des Nordarmes liegt Stadt und Schloß Rhein. Die Stadt ist eben groß genug, daß, wenn

die Glocken in dem einzigen alten Kirchlein anschlagen, alle Leut' genau wissen, die Predigt werde nun bald anfangen. Die daselbst geboren werden, könnten es an einem anderen Orte vielleicht besser haben; dagegen liegen die, so ebenda ruhigen Gewissens sterben, gewiß ebenso gut gebettet als anderswo. Die Zahl der Seelen in der Stadt ist beschränkt, zumal, wenn gar noch diejenigen ausgenommen werden, welche sich über den Besitz einer Seele nicht vollständig auszuweisen vermögen. Wein soll vor vielen, vielen Jahren an den Abhängen des Seegestades einmal gebaut worden sein; wer diesen Wein aber getrunken, darüber hat sich eine bestimmte Nachricht aus dem Gedächtnisse der Menschen ganz und gar verloren. Bier dagegen wird an dem Orte viel verbraucht. Im Allgemeinen hat es die Stadt ihrem Chronikenschreiber leicht gemacht, er wird mit ihr keine übergroße Mühe haben. Uns hat der Bürgermeister und Rath den Einblick in das Archiv ohne Genehmigung der vorgesetzten Behörde nicht gestatten wollen, daher wir nicht in der Lage sind, ein Mehreres über die städtischen Verhältnisse beizubringen. Wir getrösten uns indeß der Hoffnung, daß wir zum Zwecke unserer wahrhaftigen Geschichte mit dem Gegebenen auslangen werden.

Das Merkwürdigste an dem Orte ist das alte Ordensschloß, das auf einer Anhöhe liegt, und die Stadt von obenher nach allen Seiten hin entschieden beherrscht. Wer Lust und Zeit hat, kann vom Thurm herab alle Höfe und Schornsteine genau überwachen, und zu jeder Stunde wissen, was auf den Küchenherden und etwa nebenan vorgeht. Das Schloß — wir schreiben wohlgemerkt vom Jahre des Herrn 1728 — besteht aus einem Hauptflügel, der mit den Wirthschaftsgebäuden durch eine Mauer verbunden, ein gegen den terrassirten Schloßgarten offenes Viereck bildet, welches letztere wiederum von einer hohen Steinmauer umgeben und dadurch von der Stadt selbst abgeschlossen wird. Zu den drei Stockwerken des Hauptflügels führt eine Wendeltreppe in dem seitlich angebauten, runden Thurme, der wie das Hauptgebäude gewaltige Mauern von sechs bis sieben Ellen Dicke hat. Aus allen Stockwerken genießt man eine prächtige Aussicht über die Stadt, über den Spirding- und den nahegelegenen kleinen Orler-See, über die theilweise bewaldeten Uferberge und die weite hügelige Landschaft.

Zu kriegerischen Zwecken wurde das Schloß auch damals längst nicht mehr benutzt. Die oberen Räume, zum Theil prächtige Säle, sind unbewohnt. In den unteren haust ein Kastellan mit einer Tochter, nebst Knecht und Dienstmagd. Er hütet das Schloß, be-

nutzt die schönen Gemüse- und Obstgärten, ein Paar Morgen dazugehörige Aecker, hat freie Jagd im nahegelegenen Forst, freie Fischerei in den Seen zu Tisches Nothdurft.

Wir sagten, die oberen Räume des Schlosses seien unbewohnt. Das ist nicht ganz richtig. Als sich die klare, warme Morgensonne am 24. Juli 1728 in den beiden Eckzimmern des Schlosses etwas neugieriger als gewöhnlich umthat, entdeckte sie zu ihrem verzeihlichen Verwundern, daß Abends zuvor Gäste daselbst eingezogen. Wenigstens waren sie vor Untergang von ihr nicht bemerkt. Sie sah dieselben freilich auch jetzt nicht. Wohl aber beäugelte sie mit ihren Strahlen ein ehrenfestes, mit einer Grafenkrone verziertes Feldbett, das auf einem großen, türkischen Teppiche stand, etliches Reisegeräth, Degen, Pistolen, Stulphandschuhe, kurz das ganze Darum und Daran eines Offiziers von anno damals, Federhut, Reiterstiefeln und dergleichen. Im Zimmer nebenan waren mit mehr soldatischer Genauigkeit gleichfalls allerlei militärische Nöthigkeiten ordonnanzmäßig aufgestellt; sie ließen jedoch den untergeordneten Rang des Besitzers unschwer erkennen.

Die Luft ist köstlich und der Tag noch lang. Suchen wir daher die zeitigen Inhaber der Zimmer auf. Wir müssen doch wissen, wer sie sind, was sie wollen, thun und treiben. Wir hätten sonst diese Geschichte aufzuschreiben lieber gar nicht unternommen.

In der Morgenfrische klingt das Gekläff einer Brake, die im Grunde um den Orler-See auf der Fährte eines Rehbocks laut ist, hell herauf. Auf der einen Seite einer Lichtung des Hochwaldes steht ein junger, bildschöner Mann im Jagdkostüm, grünem Jagdrock, braunen Kamaschen, Waidtasche und aufgezogener Büchse; auf der gegenüberstehenden, etwa fünfhundert Schritte entfernt, sein Jagdgenosse, ein hagerer alter, aber rüstiger Mann mit scharfen, markirten Zügen, in Livrée, gleichfalls mit Büchse und Jagdtasche.

Das Gekläff nähert sich.

Es rauscht und prasselt im Unterholze. Ein starker Rehbock bricht aus dem Busch und streicht gestreckt über die Lichtung. Der junge Jäger hat geschossen und gefehlt. Der Alte ihm gegenüber visirt im Anschlage und läßt sich den Bock schußgerecht herankommen.

Da blitzt und knallt es seitwärts her aus der Richtung, wohin der junge Schütze geschossen. Der Bock überschlägt sich, zappelt, zuckt und verendet.

Der unerwartete Jagdgenosse, gleichfalls ein junger, schlanker Mann, springt mit Halloh! aus dem Busch über die Blöße. Nach

wenigen Minuten stehen sich die drei Jäger an dem verendeten Wilde gegenüber, sich mit neugierigen, fragenden, erstaunten Blicken messend.

„Kapitaler Bock!“ ruft freudig der glückliche Schütze.

„Kapitaler Schuß!“ brummte der Alte, „gerade auf's Blatt!“

„Kapitaler Schütze!“ der junge Mann, der zuvor gefehlt; „wohin nur mag meine Kugel gegangen sein. — Hielt doch so sicher ab!“

Der Andere lächelt.

„Ihre Kugel hört' ich pfeifen und“ — er streifte den Aermel seines etwas mitgenommenen linnenen Jagdrocks vom Unterarme, der aus einer Streifwunde leicht blutete, — „mir scheint, sie ging mir just weit genug vorbei, um nicht zu großes Unheil anzurichten!“

„Himmel, junger Mann, verzeiht! Gott sei gelobt, daß Sie nicht tiefer verletzt sind! — Aber hieher, Jean, kommt, mein Freund, wollen ein Pflaster auf die Wunde legen! — Jean, heraus mit den Flaschen! — Ah, wie das prächtig ist! Hier unter dieser Eiche Platz genommen! (Sie hatten den Bock in das Dickicht geschleppt.) Nun, Ihr zaudert, Freund? Ach, ich verstehe, wir kennen uns nicht! — Nun wohlan, ich bin Georg, Graf von Kayserling, Lieutenant und so weiter, das da, mein alter Jean — und Ihr? —“

Der junge Jäger verneigte sich: „Mein Name ist Fritz Hollbach, Jäger.“

Die beiden jungen Leute sahen sich betroffen an, und über die schönen Gesichter Beider flog ein Lächeln.

„Gottes Blitz,“ schrie der Graf, „wahrhaftig, Jean, seh' Er uns mal an, wisch' Er sich die Augen aus, gleichen wir uns nicht wie ein leibhaftiges Zwillingspaar?“

Und in der That, die beiden jungen Männer von ungewöhnlicher Größe und schlanker Statur, von gleichem Alter, hatten auch in den jugendfrischen, schönen Zügen, in der feingebogenen Nase, den braunen, feurigen Augen eine auffallende Aehnlichkeit, nur daß der Graf eine weniger dunkle Gesichtsfarbe hatte und über seine Oberlippe sich ein feiner Schnurrbart kräuselte, während das sonngebräunte Gesicht seines Gegenspiels kaum mit dem ersten Flaum um Oberlippe und Kinn geziert war.

„Nun, Herr Jäger, ohne Umstände,“ fuhr der Graf fort, ohne weiter auf Jean zu achten, der sie Beide abwechselnd von der Seite anstaunte, und aus seiner Jagdtasche kaltes Fleisch und Brod zu dem Wein herausholte, „zugelangt! getrunken! — Denke, der Rhein-

wein soll uns auf den Schreck munden — hier aus der Flasche — hol' mich Dieser und Jener, im grünen Walde sind wir Alle gleich, danke Gott, daß ich mal meinen Tressenrock vom Leibe habe! — Da ich in das alte Nest da oben vom Herrn Papa verbannt bin, will ich wenigstens meine Freiheit nach Herzenslust genießen! — Gaudeamus igitur, wie wir in Jena sangen! — Nachdem wir nun unsere Bekanntschaft mit Blut und Wein besiegelt, so dächte ich, Herr Jäger, wir könnten uns zusammen öfters in diesem Reviere mit dem edlen Waidwerk verlustiren, wenn's Euch recht ist!"

„Sonst recht gerne, mein Herr Graf, allein — aber"

„Ihr macht ja zu dem „allein und aber" ganz verteufelt trübselige Gesichter. Hab' wahrhaftig auch wenig Ursache zum Vergnügtsein, nicht wahr Jean? — So laßt uns gegenseitig beichten! Einen schöneren Beichtstuhl, wie hier unterm grünen Eichbaum, giebt's in der Welt nicht! Also, heraus mit der Sprache! Zuerst Ihr, dann ich, das ist doch artig genug von mir?"

„Nun ja doch, Herr Graf, und meine Beichte soll kurz sein. Bin ehrliches, armes Bauernkind aus Litthauen und bisher beim Wildnißbereiter in dem königlichen Forst im Dienste gewesen. Nun — und nun hat der Kastellan im Schlosse eine Tochter und die heißt Rose, und die ist schön und ist meine Braut. Könnt nun schon Waldwart sein und die Rose heirathen, brauch' dazu aber 40 Dukaten — nur 40 Dukaten! — um Vieh und Pferd und Alles anzuschaffen, was zum Dienst gehört. Da hat mir aber der brummige Alte verboten, je wieder ins Schloß zu kommen, wenn ich nicht das Geld mitbring' — nun seht, Herr Graf, schleich' hier herum, will von der Rose wenigstens Abschied nehmen und dann in die Welt hinaus, mir die 40 Dukaten zu verdienen, komm' aber nicht hinein!"

Der Graf war aufgesprungen und schlug die Hände zusammen: „Mann, das ist ja prächtig — möcht' Euch küssen, wenn Ihr von Adel wär't. — Ihr dürft nicht hinein und ich soll nicht hinaus! — Eingeschlagen, da gilt's zusammen zu agiren. — Jean, Jean, das ist wunderschön, Er wird uns helfen! — Seht, Herr Grünrock, mich hat der gnädige Herr Papa und Gouverneur von Königsberg wegen lumpiger Schulden auf drei Monate hieher verwiesen, um über mein sündhaftes Leben nachzudenken, und — und — nun, um mich von der Dame meines Herzens aus solchen und solchen Gründen, die hier nichts zur Sache thun, auf etliche Zeit zu trennen. Eingeschlagen, Herr Jäger! wollen den beiden Alten, Eurem im Schlosse und meinem in Königsberg, eine Nase drehen."

„Aber, Herr, das wird aber"

„Kein Aber, Mann, laßt mich nur machen. Ihr sollt Eure Rose haben ohne Dornen und die 40 Dukaten obenein, und ich bin so oft ich will in Königsberg. — Köstlich! köstlich! — Nun aber aufgebrochen! Den Bock nehmen wir über die Stange. — Vorne auf Eure Schultern, Jean, ich hinten. — Unterwegs sprechen wir weiter. — Also übermorgen bin ich incognito in Königsberg trotz Vater, Schloß und Schulden und Höll' und allen Teufeln! — Vorwärts, Jean!" —

Als die Jäger vor der Stadt angelangt, war der Plan verabredet, Fritz Hollbach über die ihm in demselben zugedachte Rolle vollständig unterrichtet und mit Lust und Liebe zum Dinge und von dem besten Willen beseelt; handelte es sich doch dabei zugleich um seine 40 Dukaten! Der alte Jean schüttelte zwar bedenklich den Kopf und maß Fritz wiederholentlich vom Wirbel bis zur Zeh'. Aber er fügte sich wie gewöhnlich in die Launen seines geliebten, jungen Herrn. So schieden sie.

2.

Morgens darauf hat Jean schon zweimal den Kopf durch die Thüre in das Zimmer des Herrn Grafen gesteckt. Die Sonne steht hoch und Frühstückszeit ist vorüber. Der im Bette schnarcht noch, daß es eine Lust ist. Endlich knackt das Feldbett in allen Gelenken. Der Langschläfer gähnt, streckt sich, fährt dann plötzlich im Bette auf und sieht sich verwundert und endlich vor sich hin lächelnd im Zimmer um.

Dann ruft er in das Bett zurücksinkend: „Jean, Jean!"

Jean reißt die Thüre auf: „Herr Graf befehlen? — Wollt ich sagen, Herr Freund, was schreit Ihr denn so mörderlich?"

„Die Chokolade, Jean, schnell!" ruft Fritz Hollbach kurz und befehlend. Jean sieht ihn verwundert an und steht regungslos.

„Jean, die Chokolade! wird's bald, alter Esel?"

„Nu, Herr Freund, das laßt gut sein! Vor anderen Leuten mögt Ihr schon den Grafen spielen, vor mir aber bleibt hübsch was Ihr seid und die Esel namentlich laßt draußen, die hat der Herr Graf allein in Kost und Pacht — sonst —"

„Nun, nun, Herr Jean," lacht Fritz der Jäger, „nur nicht so böse! Wollt' nur probiren, wie mir das Grafenthum zu Gesichte steht, muß mich doch in die Rolle hineinreden, die ich spielen soll!"

Der falsche Graf springt darauf aus dem Bette, und, wie

sein gräflicher Lehrer ihm an die Hand gegeben, beginnt er sich pfeifend und singend herauszuputzen, vergißt auch nicht, sich ein wohlzubereitetes Bärtchen auf die Oberlippe zu kleben, während Jean sich brummend entfernt hat, ihm vom Kastellan das Frühstück heraufzuholen.

„Wahrhaftig, Herr Freund," lacht der Kammerdiener, das Frühstück auf den Tisch aufstellend, „das Grafenspielen scheint Euch leicht zu werden. Meiner Six, wenn ich um Eure Spitzbüberei nicht wüßt', würd' ich selber Euch verkennen! — Nun macht aber, daß Ihr hinunter kommt. Euere Rose hat's heut schwer. Der Alte sakrit und lamentirt unten herum, daß es eine Art hat, und die Rose wischt sich einmal über's andere Mal den Thau aus den Augen." —

„Hol' ihn der Teufel, den alten Bären," schreit Fritz, „will ihn —"

„Halt, Herr Freund, sachte, sachte! Das klingt wenig gräflich. — Hübsch manierlich und ruhig geredet mit Leuten solchen Schlages, wie der Alte unten."

„Ja so, Jean, habt Recht! Aber kann doch nicht länger oben bleiben, kribbelt mir in Händen und Füßen."

„Und wohl auch in den Lippen," lacht Jean.

„Muß hinunter," fährt Fritz fort, und seine gräflichste Miene annehmend, „reinigt die Kleider, Jean, lüftet das Zimmer, putzt das Gewehr, daß ich Alles in Ordnung finde, Jean, allons!"

Damit war Fritz zur Thüre hinaus und stieg, die Hand an den zierlichen Degen, die Wendeltreppe ruhig und majestätisch hinab, obwohl ihm doch das Herz etwas Weniges im Busen lauter klopfte, wenngleich er wußte, daß der Graf, erst zwei Tage im Schlosse, kaum ein Paar Worte mit dem alten Kastellan gesprochen hatte. Aber ein böses Gewissen ist ein gar beweglich Ding und rührig auch bei der geringsten Veranlassung, zumal im Busen eines guten Menschen. — Auf dem Hofe angelangt, besah sich unser Herr Graf, wie ein richtiger Bauverständiger, sehr aufmerksam Thurm und Schloß. In Wahrheit aber hoffte er irgendwo Rose zu erblicken und sich ihr irgendwie zu erkennen zu geben.

Und das Glück war ihm hold. Rosens schlanke, hohe Gestalt schritt eben schnell mit der Gießkanne nach dem Garten hinab. Der Herr Graf ließ daher von seinen baulichen Studien ab, um sich auf ihm wohlbekannten Umwegen gleichfalls in den Garten zu verfügen und allda seiner Rose zu warten. Am liebsten hätte er sein schönes

Kind ohne Weiteres beim Kopfe genommen und es herzlich abgeküßt. Aber es kitzelte ihn doch, ihr zuerst als Graf zu imponiren.

Er näherte sich ihr mit leisen, gravitätischen Schritten, sah ihr, die ihre Gemüse-Pflanzen eifrig begoß und ihn nicht zu bemerken schien, eine Weile zu und rief dann, seine Lippen zum allerzierlichsten Tone spitzend: „Mein Kind!"

Rose sah überrascht auf, knixte respektvoll und erröthend und sagte leise: „Guten Morgen, Herr Graf!"

Nun wußte der Herr Graf eigentlich nicht, was er weiter als Graf zu sagen habe, zumal das Jägerburschenherz in ihm gewaltig klopfte und rumorte. Es dünkte ihm doch recht schwer, Graf zu sein. Er fing daher noch einmal an, indem er glaubte, die Fortsetzung würde sich wohl finden: „Mein schönes Kind, ich —"

Es fand sich aber wirklich nichts weiter. Rose sah ihn von der Seite etwas verwundert an, senkte aber schnell die Augen auf ihre Arbeit und fragte: „Sie befehlen, Herr Graf?"

Der Herr Graf wußte nicht, was er lieber befohlen hätte, als daß sie ihm auf der Stelle mehrere Küsse gäbe, aber das ging doch nicht an. Er begann daher frischweg von Neuem: „Mein schönes Kind, ich —"

Aber es stockte wieder und jetzt kam die Reihe verlegen zu werden an Rose, die blutroth wurde und sich ängstlich nach rechts und links umsah, ob sie nicht aus ihrem Beete, ohne dem Herrn Grafen zu nahe zu kommen, heraus könne. Aber dieser hatte vor dem Ausgange des Gemüsestücks eine gar feste Position genommen und stand wie angenagelt.

Da aber Rose dieses Mal auf seine Anrede gar nichts zu erwiedern wußte, so ging ihm gleichfalls schier der gräfliche Athem aus. Er fühlte, es ginge nicht länger mit dem Grafenthum. Er wollte es daher als Jägerbursche versuchen und war mit einem Sprunge neben Rose, sie zu umarmen. Dieser schien das aber doch von einem Grafen über alles Gräfliche hinaus. Sie ließ die Gießkanne fallen und sprang mit einem leichten Aufschrei davon. Der Herr Graf ihr nach. Aber auf den fatalen Degen hatte er nicht gerechnet. Der kam ihm einmal über das andere Mal in die Quere, und schon war Rose unten am Eingange der Nußstrauch-Allee. Da herum — und sie war ihm entgangen.

Fritz blieb daher stehen und rief athemlos, wie er bereits war, mit seiner ureignen Stimme: „Röschen!" — Dieser Ruf hatte eine andere Wirkung wie das gräfliche: Mein Kind!

Röschen, ohnehin durch die Entfernung genügend gesichert, blieb plötzlich stehen und sah sich erstaunt nach dem Herrn Grafen, nach hier und nach da und nach allen Seiten um. Er rief noch einmal. Sie trat mit großen Augen einige Schritte auf ihn zurück, und als er, ihr entgegen gehend, die Arme ausstreckte und zum dritten Male ihren Namen gerufen, flog sie ihm, wenn auch erstaunt und verwirrt, rasch in die geöffneten Arme.

Das war nun ein kurzes Fragen und Antworten und ein langes herzliches Geküß und Gekose und Gelach. Die schlanke, schwarzäugige Dirne hing mit Verwunderung an ihrem schmucken Burschen, der ihr in seinen feinen Kleidern nicht nur wie ein Graf, sondern schier wie ein Prinz vorkam. Sie mußte immer von Neuem zweifeln, ob sie ihn auch wirklich vor sich habe, und nicht ein schöner Traum sie täusche, bis er ihr kurz und gut den Grund seiner Verkleidung und die Pläne beichtete, die er auf Zureden des Herrn Grafen auf das Wagstück, namentlich um der 40 Dukaten willen, gebaut.

Aber Alles hat seine Zeit und Alles geht zu Ende. Glück schneller wie Unglück. Rosens blitzenden munteren Augen entging der alte Kastellan nicht, der die Terrasse herab sich der Nußbaumhecke näherte. Noch einen herzlichen Kuß und Rosa war um die Ecke verschwunden.

Fritz richtete nunmehr seine Gestalt zur gräflichen Würde zurecht, den Kastellan würdigst zu empfangen. Er strich die etwas in Unordnung gerathenen Puderlocken, die lange brokatne Weste und Manschetten zurecht, setzte den dreieckigen, betreßten Hut etwas tiefer in die Augen und ging, zwar klopfenden Herzens, aber, wie er vermeinte, mit unverfänglichen Grafenschritten dem Alten, der ihn augenscheinlich aufgesucht, entgegen.

Dieser kam heran, stellte sich militärisch in Positur, grüßte ehrerbietig und begann: „Excellenz haben wohl geruht in dem alten Steinhaufen?“

„Ja wohl, ja wohl, mein lieber — wie heißt Er doch?“

„Jakob Kurtz, zu Befehl; unter Herrn Vaters Excellenz mit den Füsilieren vor Stralsund anno 1714 als Korporal im dicksten Feuer gestanden. Des gnädigen Herrn Grafen Excellenz sind mir immer zugethan und gewogen gewesen. Hoffe, Herr Graf, werden mir Ihre hohe Gnade auch nicht entziehen, obwohl der Aufenthalt hier — der Teufel hol's! — Euer Gnaden schwerlich behagen wird.“

„Wohl, wohl, mein lieber Jakob Kurtz,“ sagte Fritz und strich sich das Bärtchen fest, „gefällt mir ganz wohl hier, mehr als Ihr

und meines Vaters Excellenz denken mögen. — Nun sag' Er mir aber, lieber Kurtz, was soll ich wohl heute mit meinen 24 Stunden, über die ich kommandire, anfangen? zu was räth Er mir?"

Der Alte zuckte die Achseln: „Ist schlimm damit bestellt, der Teufel hol's, schlechte Rekruten! Befehlen Gnaden vielleicht den Bürgermeister aus dem Nest da unten zu einer Partie Ecarté? Werd' ihn herauf avanciren lassen! Spielt ein feines Ecarté, der Bürgermeister, der Teufel hol's!"

„Danke, lieber Jakob Kurtz," rief Fritz beinahe besorgter, als sich für seine Grafenrolle schickte, der Bürgermeister kannte ihn genau und war ein Schlaukopf, „danke Ihm, bin dazu nicht in der Stimmung! Hab' überdieß das Spiel ganz abgeschworen, ganz! — Werd's wohl bei der Jagd wieder bewenden lassen. — Apropos, bin da gestern im Forst mit einem jungen Jäger zusammengetroffen, hat mir nicht übel gefallen — heißt Holl — Hollbeck oder so was. — Gute Conduite, der? — oder wie?"

„Der Teufel hol's, Gnaden, ist ein vagabondirendes Subjekt — stark hinter dem länglichten Weibsbild, meiner Tochter her — hab' ihn ausgefegt, Gnaden, werden den Burschen mir zu lieb nicht ästimiren — ist 'ne Kanaille!"

„Gut, sehr gut! werd' es mir merken, mein sehr lieber Kurtz, und mich daran erinnern bei Gelegenheit. — Weiter hat er nichts?"

„Hab' weiter nichts, Herr Graf!"

„Dann will ich Ihn nicht aufhalten, hab' just auch genug!"

Der Kastellan grüßte militärisch, drehte sich kurz um und marschirte des Weges zurück, den er gekommen.

Der Herr Graf, durch des Schwiegervaters in spe Aeußerungen über seine Persönlichkeit etwas aufgeregt, begab sich nach der entgegengesetzten Seite, und da von Rose hier nichts zu sehen war, auf einem Umwege in's Schloß zurück, nicht ohne ein gewisses Befriedigtsein, daß er den alten Griesgram so trefflich hinter's Licht geführt.

Die Zuversicht in seine Darstellungsgabe war um ein nicht Geringes gewachsen, sein Muthwillen nicht minder, so daß er in der Dämmerung es sich nicht versagen konnte, einen gräflichen Spaziergang durch die Stadt zu unternehmen, auf welchem es seinem Uebermuth nicht wenig schmeichelte, daß mancher alte Bekannte den Hut tief und ehrerbietig vor ihm abzog, die Leute ihm verstohlen nachblickten und hie und da von hübschen, rothen Lippen ein halblautes Wort über die stolze Haltung des jungen, schönen Grafen, und hie und da ein unwilliges über den gestrengen Herrn Vater zu

seinen Ohren kam, woraus er denn nicht unrichtig schloß, daß es auch an etlichen jungen Herzen, die seine Einsamkeit gelegentlich zu theilen bereit seien, nicht gefehlt haben dürfte.

3.

Die Nacht verging und der Morgen kam. Der neugebackene Graf schlief, erwachte, gähnte, stand aus dem Bette auf, ließ sich von Jean frisiren, den Zopf einflechten, kleidete sich an und ward von Stunde zu Stunde mehr und mehr inne, daß Bürden und Würden eines gräflichen Daseins denn doch nicht so schwer wiegen, als sich mancher Jägerbursche vorstellen mag. Er ließ sich sogar in seinen jugendlichen Träumen nach dem Frühstücke so weit hinreißen, im Stillen zuzugeben, daß, falls seine liebe Rose Kurtzin Frau Gräfin werden dürfte, er sich eine lebensdauerliche Uebernahme der Pflichten seines Grafenthums ohne Sträuben möchte gefallen lassen. Kurz, Fritz Hollbach war mit seiner zeitlichen Stellung im Leben gar wohl zufrieden. Auch ging aus seinem herablassenden Geplauder mit Jean keineswegs hervor, daß er sich besonders darnach sehne, seine blanken Kleider, in denen er sich ein ganz anderer Mensch zu sein dünkte, wieder gegen den Jägerburschenkittel zu vertauschen.

Und dazu noch, welche Aussicht lächelte ihm für heut' entgegen! Seine Gedanken schwammen in lichtem Frühlingsgewölke. Da weder Rose noch er selber dem Papa Kastellan recht trauten und in den abgestohlenen Minuten gar nicht so recht zum ruhigen Genusse der Gunst kamen, die ihnen das Schicksal zugeworfen, so ward unter ihnen beschlossen, der Herr Graf solle einen Spazierritt und Jungfer Rose einen Spaziergang in's Freie unternehmen. Gleichzeitig hatten sie dem lieben Zufall die ausdrückliche Weisung gegeben, sie in dem Wäldchen an der Straße nach Lötzen, unfern der Stadt, zusammen zu führen.

Der Zufall that getreulich seine Pflicht. Während des Grafen Roß, an eine Birke gebunden, seine üble Laune an dem Baum und unschuldigen Waldkräutern weidlich ausließ, plauderten und küßten Rose und der Graf, auf duftigen Eriken gelagert, so recht nach Herzens Bedürfniß. Drossel, Hänfling und Finken sangen zu ihrem Duett gar lieblich den Chor; die blauen Glockenblumen, Maßliebchen und goldgelbe Katzenpfötchen guckten sich schier die Augen aus nach den hübschen, glücklichen Menschengesichtern. Ihr Lebtag hatten sie so was nicht gesehen.

Indessen aber that die Zeit, was sie nicht lassen konnte, und was sie seit Erschaffung der schönen Erde und, wie Einige meinen, auch schon vorher immer gethan: sie verging, und, wie es dem Pärchen vorkam, schneller als gewöhnlich. Fritz nahm daher sein Roß am Zügel und beide wandelten Arm in Arm mit leuchtenden Augen fürbaß bis zur Landstraße.

Am Bergeshang waren sie eben dabei, sich noch alles Hauptsächliche zu sagen und zu wiederholen, was sie etwa im Waldesgrunde vergessen, als ihre Aufmerksamkeit durch ein Fuhrwerk vorübergehend in Anspruch genommen ward, das von vier starken Pferden gezogen langsam im Sande daher trottete. Ohne jedoch weiter daran zu denken, daß es die Neugierde der in dem offenen Reisewagen sitzenden beiden Damen, einer älteren und einer blutjungen, und ihres männlichen Begleiters, so wie des Kutschers und Bedienten sonderlich erregen könnte, wenn ein junger Mann sich mit einem hübschen Mädchen in einsamer Waldesstelle allerlei wichtige Dinge zu sagen hat, ließen sie sich in ihrer vertraulichen Unterhaltung keineswegs stören. Die Gesellschaft in dem bestaubten herrschaftlichen Wagen schien darüber jedoch anders gesonnen zu sein. Denn wie der Reisezug etwa fünfzig Schritte langsam an ihnen vorüberfuhr, erscholl in dem Wagen ein lauter Schreckensschrei, wie er sonst wohl einer Ohnmacht vorherzugehen pflegt. Die junge, schöne Dame fiel in den Fond des Wagens mit geschlossenen Augen zurück und die ältere, so wie der Herr starrten mit aufgerissenen Augen und erstaunten Mienen nach dem kosenden Pärchen hin. Außer der Unruhe, die zunächst im Innern des Wagens entstand und augenscheinlich der Wiederbelebung der Ohnmächtigen galt, und einigen zärtlichen und wieder zornigen Worten hörte und sah unser Pärchen von den Insassen des Wagens nichts weiter, da derselbe bald um die nächste Waldesecke verschwand.

Nachdem nun Rose und Fritz, wie bei dergleichen Anlässen gewöhnlich, wiederholt und selbstverständlich jedes Mal zum letzten und allerletzten Male von einander Abschied genommen, schwang er sich auf das Pferd und jagte nach Rhein zurück. Noch einmal kam er an dem Wagen, der dieselbe Richtung verfolgte, vorbei, beachtete es auch hier weiter nicht, daß die Reisenden ihn wiederum ganz erstaunt anblickten, und ihn, je nach ihrem Geschlecht, mit verwunderten und drohenden Gebehrden anschauten.

Röschen aber ging fröhlichen Herzens gleichfalls dem Städtchen zu. Sie richtete auf ihrem Gange unter den unschuldigen

Maßliebchen am Wege eine erkleckliche Verheerung an. Aber hätte sie auch noch mehr zerpflückt und noch mehr Blättchen abgezählt, alle hätten ihr gesagt: Er liebt dich von Herzen und mit Schmerzen. Dabei war Röschen glücklich und voll schönster Zukunftsträume. Aus dem Walde in das offene Feld gelangt, wand sie sich einen schönen Kornblumenkranz und als sie damit in den dunklen Haaren durch die Straßen ging, grüßten sie die Leute freundlich und sahen ihr lächelnd nach, wie sie ihnen glücklich und seligen Herzens zunickte. Denn Alle hatten sie lieb.

Fritz war, wie unschwer erklärlich, eine gute halbe Stunde vor Rose in das Schloßthor eingeritten. Ohne sich mit dem alten Kurtz, der ihm beim Absteigen behülflich sein wollte, einzulassen, sprang er ohne den Bügel zu berühren vom Pferde und die Wendeltreppe hinauf. Jean kam ihm eiligst entgegen, die Finger bedeutsam auf die Lippen gedrückt, begleitete ihn in das Zimmer und theilte ihm mit, daß das verabredete Zeichen, ein weißes Tüchlein von dem ersten Baume im Walde flattre. Der Grafentraum war demnach für dieses Mal aus, früher als vermuthet und so schnell, daß Fritz keine Gelegenheit mehr fand, Rosen Lebewohl zu sagen. Er schlich also mit des Grafen Büchse und Waidtasche trübselig, und bis auf Weiteres zur Disposition gestellt, zum Schloßthore hinaus und an seiner Statt kam wenige Augenblicke später der wirkliche und wahrhaftige Graf desselben Weges und zu demselben Thore herein.

4.

Der Herr Graf ist früher als gedacht und noch dazu mißgestimmt zurückgekehrt. Beschäftigen wir uns daher ein wenig nachholend mit seinen persönlichen Angelegenheiten.

Sein Vater, der hochgeborene Reichsgraf von Keyserling, Gouverneur der Stadt Königsberg, hatte es unlieb vermerkt, daß der Erbe seines Namens mit den Herren von der Garnison in der Residenz zu viele Tage seines kostbaren jungen Lebens in Saus und Braus verlebt und so erhebliche Schulden gemacht, daß des Herrn Reichsgrafen Excellenz sich schon zu öfteren Malen in die unangenehme Nothwendigkeit versetzt gesehen, den väterlichen Seckel mehr als ihm genehm auszukehren. Zweitens aber schien der gnädige, alte Herr nicht minder hoch erzürnt, daß der Sohn sein Herz ernstlicher, als für einen solchen Springinsfeld geziemlich, der jungen Baronesse Franziska von Wienszbitzki zugewendet, einem schönen und liebenswürdigen Mädchen der letzten Erbin eines vornehmen, aber,

wie man sich zuflüsterte, in den Finanzen arg heruntergekommenen kurländischen Hauses. Bedenken beiderlei Art waren es, die den alten Herrn bewogen hatten, den einzigen Sohn auf einige Monate fern von Königsberg der Einsamkeit und dem Nachdenken über sich selbst in Rhein zu überlassen.

Wie Herr Sohn den Befehlen des hochgebornen Vaters gleich in den ersten Tagen des ihm unliebsamen Exils nachzukommen beabsichtigt, ist uns bereits bekannt. Weniger freilich, daß, während es seinem Stellvertreter über Erwarten gelungen, den eigenen Plan mit Glück zu verfolgen, er selber mit der ersten vollen Barke seiner Hoffnungen kläglich auf den Strand gelaufen war. Das Glück hat Launen. Gerade an demselben Tage, als sich der junge Herr eiligst nach dem bei Königsberg gelegenen Gute der Anverwandten, bei denen sich die junge Baronesse aufhielt, begeben, hatte diese mit allerlei liebenswürdigen Pfiffigkeiten eine Reise nach Masuren in Begleitung der Tante und ihres Cousins durchgesetzt, woselbst einige Meilen von Rhein anderweitige Verwandte angesessen waren, und von wo aus sie meinte, mit ihrem jungen Grafen in Rhein leichte Anknüpfungspunkte finden zu können. Der junge Herr von Rhein aus, seine Herzensdame von Königsberg aus, hatten sich, unbekannt mit ihrem beiderseitigen Unternehmen und den eingeschlagenen Wegen gründlich verfehlt. Der junge Graf war daher erst am Aufenthaltsorte Franziskas von ihrer Abreise unterrichtet und sofort umgekehrt, ohne sie jedoch erreicht zu haben, zumal es liebe Tante für gut befunden, von der gewöhnlichen Hauptstraße links abzuweichen. Daher der Unmuth des Herrn Grafen. Derselbe sollte, beträchtlich wie er bereits war, im Laufe des Tages noch um ein Erkleckliches vermehrt werden.

Voll der unbehaglichsten Empfindungen über sein widriges Geschick und über neue Pläne brütend, hatte die unliebenswürdige Laune den jungen Ritter nicht im Zimmer gelitten. Er wollte sich Ruhe ergehen. Er rannte die Wendeltreppe wie wild hinab in den Schloßgarten und maß daselbst die Gänge mit verschlungenen Armen, den Hut tief in die Stirne gedrückt, gesenkten Hauptes, als ob das Schicksal beider Welten auf seinem jugendlichen Nacken laste. Rosen, die von der plötzlichen Veränderung der in den gräflichen Kleidern steckenden Personen nicht die mindeste Ahnung hatte, und den Dauerlauf ihres vermeintlichen Jägerburschen aus der Ferne beobachtete, kamen über dieses ungemüthliche Gebahren die seltsamsten und ganz unklaren Gedanken ein. Da sie indessen, in höherem Auftrage er-

scheinend, ein zierliches Billet in der Hand hatte, das so eben von einem Boten überbracht und ihr vom Papa zur sofortigen Ueberreichung an den Herrn Grafen anvertraut war, so näherte sie sich dem vermeintlichen Pseudografen leise und unbemerkt. Adressat des Schreibens hatte sich eben todtmüde auf eine Bank geworfen und wühlte mit dem Degen so grimmig in dem Sande, als wollte er daselbst seinem Gram und Kummer oder wohl gar sich selber eine letzte Urstätt bereiten. Rose überlegte im trefflichen Gemüthe, ob sie ihren Schatz meuchlings überfallen und nach der Methode eines Sturzbades mit einer gelungenen, plötzlichen Umarmung zu einer angemesseneren Anschauung von der Weltlage verhelfen sollte oder aber, ob sie ihn allmälig und bedachtsam mit Gründen von der Unzulässigkeit seiner, ihr in den Ursachen allerdings annoch unbekannten Mißstimmung überzeugen sollte. Nach reiflicher Prüfung schien ihr der erste Plan der wirksamere. Sie näherte sich daher leise von hinten dem Grafen, schlang plötzlich, wie weiland Bürgers Leonore, ihre Lilienarme um den schlanken Reiter und drückte ihre warmen Lippen innig und fest auf seine Wange.

Dem Herrn Grafen — und wem wohl nicht? — kam das nun allerdings etwas unerwartet. Obwohl er in Anbetracht des von so weichen Lippen und Armen ausgeübten Druckes sofort inne ward, daß es auf einen Meuchelmord oder ein sonstiges lebensgefährliches Attentat gegen ihn nicht abgesehen sei, wandte er dennoch sein höchlich überraschtes, gräfliches Angesicht, um sich der Inhaberin so vorzüglicher Fang- und Ueberraschungs-Werkzeuge zu vergewissern. In demselben Augenblicke hatte auch Rose ihren Irrthum erkannt. Es war nicht der Rechte!

Sie ließ blitzschnell von ihm ab, warf das Briefchen vor ihn auf die Erde und flog mit einem Schreckensschrei, blutroth und bis in den Tod erschrocken von dannen. Ob der solchergestalt Angegriffene unter anderen Umständen nicht den Versuch gemacht haben würde, der flüchtigen Verbrecherin auf dem Fuße zu folgen und gebührend Rache zu nehmen, lassen wir als in der Historie nicht vollständig aufgeklärt dahingestellt. Seine zeitige Stimmung und der ihm zugeworfene Brief, in dem er Aufschluß über den an seiner Gräflichkeit begangenen Frevel zu finden hoffte, mögen ihn wohl daran verhindert haben. Er hob den Brief auf und nachdem er sich selber als Adressaten vorschriftsmäßig recognoscirt, erbrach er denselben gespannt.

Der Inhalt, weit entfernt, den erduldeten Ueberfall zu er-

klären, schien vielmehr von einer noch überraschenderen Wirkung. Der Herr Graf ließ den Brief nach schnellem Durchfliegen dahin fallen, von wo er ihn aufgenommen, sank auf die Bank zurück und sah um sich mit Augen, die jeden Augenblick den Einsturz des ganzen Himmelsgewölbes oder ein diesem ähnliches Ereigniß zu besorgen schienen. Mit dem anerkannten Rechte des historischen Quellenforschers gestatten wir uns, indiskreter Weise in den Brief hinein zu sehen, zumal derselbe offen vor uns liegt, und lesen nachfolgendes, in etwas derben Schriftzeichen abgefaßtes Anschreiben:

Hochgeborner Herr Graf!

Nachdem wir uns vor wenigen Stunden durch eigene Wahrnehmung überzeugt, daß Sie entschlossen zu sein scheinen, Ihren Namen mit dem einer zweifelsohne sehr ehrenwerthen Bürgerfamilie Ihres gegenwärtigen Aufenthaltsortes auf das engste zu verbinden, hört selbstverständlich für meine Cousine, die Baronesse Franziska, jede Veranlassung auf, Ihre Besuche, respektive Schreiben, fernerhin entgegen zu nehmen. — Ich für meinen Theil erwarte, daß Sie, falls Sie anders noch auf die Beibehaltung Ihres Charakters als Edelmann und Offizier Anspruch zu machen beabsichtigen sollten, mir einen geeigneten Ort und eine Stunde baldigst wissen lassen werden, wo ich die Ansicht zu vertreten begierig bin, daß Sie der Baronesse Franziska gegenüber wie ein Schurke gehandelt haben. Im Uebrigen genehmigen Sie den Ausdruck der Hochachtung, mit dem ich die Ehre habe mich zu unterzeichnen als Euer Hochgeboren ergebenster Franz von Podewils.

Nachdem der junge Graf, bleichen Angesichts, mit den äußersten Fingerspitzen den Brief behutsam nochmals aufgehoben und wiederholt von dieser sonderbaren Art und Weise, Jemandem seine Hochachtung zu bezeugen, Kenntniß genommen, saß er zunächst eine Weile regungslos, dann begann er langsam Stirne, Schläfe und Nase, Hals, Brust und Arme zu beprüfen und sich durch Kneifen und Drücken zu überzeugen, theils daß er wirklich wache, theils daß ihm noch keines der nothwendigen Sinnes- und Lebensorgane etwa abhanden gekommen sei. Das Ergebniß der Prüfung schien augenscheinlich ein zufriedenstellendes. Der junge Herr erhob sich behutsam von der Bank und versuchte mißtrauisch zu stehen. Als ihm dieses wider Erwarten nicht übel gelang, wagte er, wenn auch zögernd, einige Schritte vorwärts zu thun. Auch dieses Wagestück glückte nach Wunsch. Im Begriffe nun, seine Untersuchungen über die trotz der brieflichen Mittheilung annoch fortdauernde Lebens-

fähigkeit seines Wesens fortzusetzen, blieb er plötzlich wie eingerammt in die Erde stehen, schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirne, und mit dem lauten Rufe: „Fritz Hollbach!“ eilte er, seines Selbst vollständig sicher, mit schnellen Schritten die Terrassen hinauf in das Schloß und in sein Zimmer.

Hier gab es einige heftige, hastige Worte mit Jean. Beide erschienen dann offenbar etwas beruhigter mit unbefangenen Mienen auf dem Hofe. Die Pferde wurden vorgeführt und Graf und Kammerdiener ritten, angeblich zu einem kurzen Spazierritte, zum Schloßthore und zur Stadt hinaus.

Schon nach einer kurzen Stunde — es war mittlerweile Abend geworden — kehrten sie zurück. Der Herr Graf stieg nach seinem Zimmer hinauf. Oben angelangt, machte er es sich bequem, öffnete das Fenster und blickte mit untergeschlagenen Armen sinnend und ernst über die vor ihm im Abendsonnenlichte feiernde Landschaft, über den die flammenden Abendwolken wiederspiegelnden See. Dann wandte er sich, schloß die Thüre seines Zimmers, nahm behutsam das Bärtchen von seiner Oberlippe und — der Jäger Fritz Hollbach begann sich zum Schlafe vollends zu entkleiden.

Unten im Hofe aber sagte nach Beendigung des Plauderstündchens unter der Linde Jean dem Kastellan gute Nacht: „Also, wie gesagt, lieber Jakob Kurtz, die alte Excellenz will ganz ernstlich, daß wir dem da oben etwas weniger die Zügel schießen lassen. Mög't es daher verantworten, wenn er sich gar zu viel außerhalb des Schlosses umhertreibt und etwa dumme Streiche macht. Soll in sich gehen, soll über sich nachdenken! Besser also zu viel als zu wenig thun und sich ja nicht durch Mißverstehen der hohen Befehle entschuldigen. Verstanden? — Geht's nicht anders, Thor und Thüre zugeschlossen, Schlüssel verweigert. Die alte Excellenz ist auf unserer Seite — also — verstanden?“

„Nu freilich! Bin ein alter Soldat. Soll mir nichts abtrotzen — der Teufel hol's?“ knarrte Kurtz. „Wünsche geruhsame Nacht!“

„Gute Nacht!“

5.

Nachdem wir in unserer wahrhaften Geschichte bis hieher gediehen und einen prüfenden Blick auf die Vorgänge geworfen, bemerken wir nicht ohne Besorgniß, daß die Thatsachen noch immer des historischen Hintergrundes entbehren. Holen wir daher das Versäumte schleunigst ein. Liegt es uns doch auch daran — o, es giebt

viele falsche Menschen! — es mit der Kritik nicht von Grund aus zu verderben!

Es regierte zur damaligen Zeit in Preußen von Gottes Gnaden König Friedrich Wilhelm I., gesegneten Andenkens, ein sehr wirthschaftlich gesonnener Herr, der sich keine Mühe verdrießen ließ, wieder einzubringen, was sein hochseliger Vater im Interesse des Hauses zu viel verthan. Des Königs Sparsamkeit hat manchem seiner Unterthanen noch mehr Kopfschmerzen und graue Haare gemacht als der Luxus seines Herrn Vaters. Der König liebte es, zumal wenn er sein geliebtes Litthauen und auch Masuren besuchte, so zu sagen bis in die Küchen und Töpfe, namentlich seiner Beamten, hinein zu gucken, und Wehe dem, dessen Wirthschaft vor seinen Augen nicht Gnade fand. Manche besondere Geschichte wird in den königlichen Aemtern der genannten Provinzen im Munde des Volks von den Ueberraschungen und eingehenden Untersuchungen erzählt, die der König, ohne Prunk und nur mit geringer Begleitung reisend, und hie und da plötzlich unangemeldet, und wie bei dem heidnischen Griechenvolke, Zeus und die Götter erscheinend, abzuhalten pflegte. Bürgerlich und gewöhnlich, wie seine Bedürfnisse, war sein Auftreten, seine Redeweise, und nicht selten brauchte er seinen gewichtigen Rohrstock, um seinen Worten, wo es galt, Nachdruck zu geben.

Eine Leidenschaft hatte der gnädigste Herr, die ihm ein stattliches Geld gekostet hat. Das waren — große Leute, mit denen er seine Garde, seine Potsdamer Riesen ergänzte. Da kam es ihm weder darauf an, Hunderte und Tausende von Thalern daraufgeben zu lassen, aber leider eben so wenig, manches Familienband unerbittlich zu zerreißen, ja sogar in die heiligste Verbindung der Menschen, in die Ehen, als Vorsehung hinein zu pfuschen, wenn er damit seiner Lust an großen Leuten dienen zu können vermeinte. Und das war an dem sonst gerechten, braven Herrn nicht zu loben. Darum begleitete sein Erscheinen auch gewöhnlich mehr Furcht und Besorgniß als Jubel und Freude, die doch sonst für Könige bei dem treuen, deutschen Volke billig zu haben sind; dazumal freilich leichter und billiger als jetzt.

Nun hatte sich an demselben Tage, als die oben geschilderten Vorgänge in dem Schlosse unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, im Städtchen selbst das Gerücht verbreitet, der König habe die Nacht im Amte Lötzen verweilt, und es sei nicht unwahrscheinlich, daß er bei seiner Weiterreise auch Rhein berühren werde. Illuminationen, Flaggen, Empfangsreden und Feierlichkeiten der

Art waren dazumal bei solchen Anlässen weder überhaupt im Schwunge, noch bei eben diesem Könige gut angebracht. Im Schlosse ward von diesem Gerüchte nichts gehört, zumal Fritz, der gräfliche Doppelgänger, sich mit Rosen allerlei weit wichtigere Dinge in die Ohren zu raunen hatte, als die Reise eines Königs ist, und der alte Kurtz in Folge des letzten Zwiegesprächs mit Jean steif und stramm an der Thür saß und des Ausganges hütete.

So war Mittag vorüber. Fritz lustwandelte wohlgemuth und fröhlicher Dinge, wie man bei gesundem Appetite nach einer guten Mahlzeit zu sein pflegt, im Schloßgarten, Rose erwartend, die ihm, während ihr Vater sein nothdürftigstes Mittagsschläfchen hielt, ein Stelldichein zugesagt.

Plötzlich hört er Wagengerassel vor dem Schloßthore, und barsche, Einlaß heischende Stimmen. Zwei Wagen fahren in den Hof ein. Unser Gräfchen geht gemüthlich pfeifend die Allee zum Schlosse hinauf, neugierig, wer die angekommenen Gäste sein mögen. Unbefangen und nichts Böses ahnend steht er an der Pforte des Gartens.

Da springt ihm Rose bleich und erschrocken entgegen und erschöpft in die Arme. Athemlos, wie sie ist, hat sie kaum die Worte: „Der König, der König!" gerufen, als ihr auch schon der Papa Kastellan ebenso athemlos auf dem Fuße folgt, und, obwohl nicht wenig verdutzt über die ungewöhnliche Armverschränkung Beider, sich vor dem jungen Herrn verneigend, rapportirt: „Se. Majestät haben zu befehlen geruht, daß der Herr Graf sofort vor ihm erscheine!"

Dem Pseudografen stieg das Blut brühheiß in's Gesicht. Einen Augenblick überlegte er, was unter diesen erschwerenden Umständen zu thun sei. Ausreißen schien ihm das Räthlichste. Aber wohin? Die Gartenmauer war zu hoch; darüber hin ging's nicht! und gerade aus über den Schloßhof noch weniger. Ueberdieß stand vor ihm der Kastellan, seines Entschlusses gewärtig. „Hast Du den Korporal Jakob Kurtz hinter's Licht geführt, wirst Du es auch mit anderen Majestäten für einige Augenblicke aufnehmen," dachte er, „also frisch hinein in die Löwengrube!"

Er winkte entschlossen dem Kastellan voranzugehen, und folgte ihm, Rosen, die bleich, mit gefalteten Händen und die Augen voll Thränen, nebenangetreten, so freundlich und ermuthigend, als ihm in seiner Angst noch möglich, zunickend.

Die imposante Figur des Königs im einfachen, blauen Rock,

elennsledernen Beinkleidern und langen Gamaschen über den derben, bestäubten Schuhen, den gefürchteten Rohrstock in der Hand, stand vor dem Aufgange zur Wendeltreppe, wie etwas erwartend, umgeben von einem Kreise vornehmer Herren seiner Begleitung, und mit ihnen im lebhaften Gespräche.

Fritz lief es heiß und kalt, einmal und noch einmal über's Herz. Er wünschte sich zwölf Klafter tief in den finstersten Schloßkeller. Aber dennoch faßte er sich und blieb, wie er gehört und gesehen, daß es große Herren machten, einige Schritte vor dem Könige, sich tief verbeugend, stehen.

Sein Begleiter rapportirte, militärisch vortretend und salutirend: „Allerunterthänigst zu melden, der Herr Graf von Keyserling."

Der König und seine Umgebung wendeten sich gleichzeitig gegen ihn. Der König trat einen Schritt auf ihn zu, ihn mit den feurigen Augen fixirend: „Also bis hieher, junger Herr, hat Er's gebracht! Ist ein liederlicher Patron, macht dumme Streiche, und was noch dummer, Schulden und lauft dem Frauenzimmer nach. Schöne Geschichten!"

„Halten zu Gnaden, Ew. Majestät," unterbrach ein alter, besternter Herr aus der Umgebung, augenscheinlich höchst aufgeregt über die Worte des Königs, „halten zu Gnaden, aber das ist nicht der Graf Keyserling!"

„Wetter, was Er da sagt!" rief der König erstaunt, „wer soll's denn sein?"

„Erlauben Ew. Majestät, daß ich eine Frage an den Burschen richten darf?"

„Frage Er, so viel Er will, in des Teufels Namen drauf los!" rief der König gespannt.

Der Besternte trat bis auf einen Schritt an Fritz heran, sah ihm fest und drohend in's Gesicht und fragte: „Kennt Er mich!"

Fritz war weißer als die Schloßwand geworden. „Nein," erwiderte er unsicher.

Der König, wie seine ganze Umgebung sahen bei dieser Antwort sich und Fritz aufs Höchste überrascht und sprachlos an.

„Sehen Ew. Majestät, er kennt seinen eigenen Vater nicht! Er ist nicht mein Sohn!"

Der König ward vor Zorn blutroth. Er trat auf Fritz zu, faßte ihn heftig an dem Kragen und schrie ihm in's Gesicht: „Canaille, wer ist Er? Hat Er den Grafen umgebracht? Gesteh' Er, wie kommt Er in diese Kleider und in das Schloß? Wozu die Mummerei?"

Fritz sank in die Kniee: „Erbarmen, Ew. Majestät, will Alles gestehen. Haben Ew. Majestät Gnade mit mir!“

„Nun, raus mit der Sprache! Wer ist Er?“

„Ich bin Fritz Hollbach, gelernter Jäger, zur Zeit ohne Dienst. Der junge Herr Graf hat mich, da ich ihm ähnlich sehe, überredet, statt seiner die Haft im Schlosse zu übernehmen, während er auswärts ist, ich weiß nicht wo.“

„Saubere Geschichten das, Herr Graf,“ wandte sich der König, noch immer erregt, an die alte Excellenz, „wenn's wahr ist.“

„So wahr Gott lebt!“ betheuerte Fritz dazwischen.

„Halt Er sein Maul, werd's untersuchen, und hat Er gelogen, ist ihm der Galgen sicher! Und Er alter Esel,“ wandte sich der König an Kurtz, der mit offenem Munde und aufgerissenen Augen daneben stand, „hat Nichts gemerkt!“

„Halten zu Gnaden, Majestät, das ist des leibhaftigen Teufels List und Erfindung! Der Teufel hol's!“

„Still,“ schrie der König, „ruf Er den Gottseibeiuns nicht zu früh, wird ihm seiner Zeit nicht entgehen! — Sperr' Er mir den Burschen in ein festes Loch und schließ' Er ihn krumm! Läßt Er ihn entwischen, kommt Er selber dran! — Bitte meine Herren!“

Der König wandte sich zornig und stieg die Wendeltreppe hinauf. Die Herren folgten, zuletzt beschämt und mit finsterem Gesicht die alte Excellenz.

Jakob Kurtz aber faßte Fritz am Kragen und schob den Sprachlosen fluchend und brummend in den Thurm und von da in eines der vielen, dunklen Verließe, dessen Thüre er dreifach verschloß und fest verriegelte.

6.

Während bald darauf in dem Zimmer des Erdgeschosses der alte Kurtz wüthend auf- und niederrannte und Himmel und Hölle auf den Jägerburschen, der ihn so arg genasführet, und nicht minder auf seine Tochter, die jenem, seiner Meinung nach, dazu verholfen und dabei unterstützt, herabschwor und Rose schluchzend und händeringend auf der Erde kniete, den Kopf und die aufgelösten, langen Haarflechten auf dem Lehnstuhle, ward oben in dem Saale, den der König betreten, über das Schicksal des wirklichen, jungen Grafen Rath gepflogen.

Se. Majestät saßen neben einem geöffneten Fenster in dem kühlen Schatten der sechs Ellen dicken Mauer auf dem einzigen

hölzernen Stuhle des Saales, rauchten holländischen Kanaster aus einer Thonpfeife und tranken ab und zu einen Schluck Bier aus dem Zinnkruge, der neben dem Tabakskasten einen ordinären Tisch zierte.

Vor ihm stand des Herrn Grafen von Keyserling Excellenz und war eben dabei, gar schwere Anklagen gegen sein eigenes Fleisch und Blut zu häufen und es weitläufiger auseinander zu setzen, welche Gründe ihn bewogen, so und nicht anders gegen dasselbe vorzugehen. Er fuhr fort: „Wollen Ew. Majestät jedennoch nicht annehmen, daß es in meiner Intention gelegen, wirklich und wahrhaftig der Inklination meines Sohnes zu der Baronesse und der ehelichen Verbindung mit ihr durchaus entgegen zu handeln. Im Gegentheile. Ich habe mich mit aller Macht und nicht ohne sonderlichen Succeß bemühet, die Meinung zu verbreiten, als seien die Finanzen der Auserwählten meines Sohnes miserabel, und, so zu sagen, auf den Hund gekommen. Dieses ist mit Nichten also. Baronesse Franziska gehört vielmehr zu den reichsten Erbinnen in Kurland. Meine Absicht bei der Verbreitung obiger unrichtigen Angaben war allein dahin gerichtet, zu verhindern, daß nicht einer der auswärtigen polnischen oder französischen Offiziere sich an die junge Dame heranmache, bis mein Sohn sich seiner tollen Streiche gänzlich entschlagen und die Hörner abgelaufen habe. Diesen Zweck früher zu erreichen, hielt ich es für dienlich, denselben in diesem abgelegenen Neste zu vereinsamen. Meine Absicht ist leider durch den Brausekopf und die leichtfertige Neigung seiner Amour arg annullirt, und da ich nunmehro inne werde, daß ihm in sothaner Weise nicht beizukommen sei, so mag sie ihn nehmen — und sehen, was sie aus dem Wildfang in der Ehe macht."

Der König hatte zwischeninne beifällig genickt.

„Nun wohl, mein lieber Getreuer, so wollen wir den Fisch nicht aus dem Hamen lassen," sprach er lächelnd und erhob sich, da die Pfeife mittlerweile ausgeraucht und der Bierkrug geleert war. „Ich rathe demnach, Er begiebt sich stehenden Fußes nach Pieokunowen, wo Er sie wohl beisammen finden wird, und macht die Sache fest. Die dummen Streiche wollen wir Seinem Jungen Beide vergeben, weiß, leider Gottes! selber, was es mit einem ungerathenen Sohn für ein mißlich Ding ist! die Schulden mag ihm seine künftige Eheliebste bezahlen, damit befasse ich mich nicht. — Also das wäre abgemacht! — In Sensburg treffen wir uns wieder, da mag Er mir über den Erfolg seiner Reise Vortrag halten. Merke Er sich ein für alle Mal, ich will nicht, daß die reichen

Erbinnen aus dem Lande gepatscht werden. Das ist baarer Verlust und taugt nicht!"

Beide nahmen Handschuhe, Stock und Hut und stiegen die Treppe hinab, wo die Begleiter neben dem mit frischen Pferden bespannten Wagen ihrer warteten.

Der König war augenscheinlich in bester Laune. Hatte er doch die Gewißheit, ein schönes Kapital im Lande festgemacht zu wissen. —

Ringsum in ehrfurchtsvoller Entfernung stand eine lautlose Menge Volks, Kinder, Frauen, Mannsleute, Mädchen bunt durcheinander. Unter ihnen auch Rose, durch ihre schlanke, hohe Figur vor Vielen ausgezeichnet. Es war ihre Absicht, einen Fußfall zu thun und um Gnade für ihren Schatz zu bitten, wenn der König ihn nicht aus eigenem Entschließen frei geben sollte. Aber ihr war der Muth vergangen. Der König saß bereits im Wagen, als die alte Excellenz, noch einmal sich verabschiedend, vortrat und ihm einige Worte zuflüsterte.

„Wahrhaftig! Den Burschen hätten wir ja beinahe vergessen und ich wollt' wetten, der Kastellan hätt' ihn zeitlebens nicht aus dem Loche herausgelassen. Holla, Er da, hole Er mir seinen Delinquenten her!" rief er Kurtz zu.

Dieser entfernte sich rasch und kehrte mit Fritz Hollbach zurück, der ihm bleich und gefesselt folgte.

„Nun, Bursche," rief ihm der König zu, während Rose, auf's Höchste erregt, sich durch die Menge vorgedrängt hatte, „die Wahrheit hat Er gesagt, das ist richtig! aber für seinen beabsichtigten Betrug gegen mich muß Er seine Strafe leiden. Ein so großer, schöner Kerl und so ein durchtriebener Schelm! Was hat Er denn gelernt?"

„Bin Jäger, Majestät, und wäre längst Waldwart, wenn ich Geld hätte, mir das Inventarium zu kaufen."

„So! und was kostet denn das Inventarium?"

„Vierzig Dukaten, Majestät!"

„Nur vierzig Dukaten! Sonst ist ihm die Stelle sicher?"

„Ja, Majestät, sonst —"

„Ist Er verheirathet?"

„Nein, Ew. Majestät!"

„Nun wart' Er einmal! Er soll seiner Strafe nicht entgehen und einer großen und langen dazu, aber Er gehorcht, ohne Mucken und Murren," rief der König strenge, „sonst geht's wieder in's Loch

zurück! — Kastellan, bringe Er mir einmal die lange Person dort, die mit dem Tuch vor den Augen und im grünen Wams herbei!"

Rose war vom Könige bezeichnet und wurde von ihrem Vater herbeigezerrt. Sie folgte, das Tuch vor den verweinten Augen.

„Warum heult Sie? Wer ist Sie?" fragte der König barsch.

„Ew. Majestät zu Befehl," nahm der Kastellan das Wort für die vor Angst sprachlose Tochter, diese länglichte Person ist meine eheleibliche Tochter!"

„Noch ledig?"

„Leider, zu Befehl, Ew. Majestät!"

„Nu, hört Er, Jäger, diese Person hat Er bei meiner höchsten Ungnade in acht Tagen zu heirathen. Verstanden?"

Rose fiel vor Freude und Ueberraschung auf die Kniee und hob die Hände dankend und stumm zu dem Könige auf. Dieser glaubte, sie wolle widersprechen, und hob drohend den Stock.

„Nichts da, Sie große Canaille, hat Sie an diesem langen, schönen Kerl noch nicht genug? Kein Wort weiter! Er sorgt dafür, Kastellan, daß über acht Tage Hochzeit ist oder ihn soll —"

„Es soll geschehen, Ew. Majestät, der Teufel hol's."

„Der junge Graf von Keyserling, der dem Burschen die Suppe eingebrockt, wird ihm die vierzig Dukaten Inventariumsgelder zahlen," fuhr der König fort, „und die Aussteuer dazu, dafür werd' Ich sorgen, dabei bleibt's. Solche lange Sorte darf mir nicht aussterben im Lande. — Und nun kein Wort weiter! — kein Wort! — Zugefahren, adieu!"

Der Kutscher knallte. Die Pferde zogen an und fort rollten die Wagen, den Schloßberg hinab.

Und nun, wohlwollender Leser, ist meine Geschichte zu Ende. Sie muß zu Ende sein. Denn wenn es nach Mittheilungen glaubwürdiger Personen, deren Lippen noch warm sind, schon an sich langweilig ist, ein ohne Unterbrechung glückliches Leben zu leben, um wie viel schwieriger für einen Scribenten, ein solches glücklich langweiliges Leben in interessanter Weise zu schildern. Und glücklich wurden die Personen, denen Du Deine Theilnahme bisher geschenkt hast. Wenigstens ist uns das Gegentheil nicht bekannt geworden.

Es wurde dem jungen Grafen nicht schwer, seine liebenswürdige Herzensdame — wie wäre sie auch sonst liebenswürdig gewesen? — und deren rauflustigen Cousin von den unglücklichen Umständen zu überzeugen, welche den Schein der Untreue auf ihn

geworfen und lediglich in der Verwechselung seiner Person mit dem Doppelgänger ihren erklärlichen Grund hatten. Es wurde ihm um so weniger schwer, als des Herrn Papa's Excellenz, bald nach ihm in dem zeitigen Aufenthalte der Liebenden anlangend, zwar nicht geringe Reprimande für den Sohn, aber gleichzeitig die Einwilligung in die Vereinigung mit der Baronesse Franziska mitbrachten. Bei Festsetzung des ehelichen Paktums wurde selbstredend der Jäger Fritz Hollbach und dessen auf des Königs Allerhöchsten Specialbefehl ihm angetraute Rose Hollbach, geborne Kurtzin, reichlichst bedacht und ihnen Beiden, außer den verhängnißvollen vierzig Dukaten, eine nennenswerthe Aussteuer bewilligt. Hollbach trat als Förster in die Dienste des Herrn Grafen und Beide haben zusammen und jeder für sich noch manchen Bock im Leben geschossen und noch in ihrem spätesten Alter oft über die lustige Geschichte gelacht, die sie mitsammen in dem Schlosse in Rhein vollführet. Verwechselungen ihrer Personen sind indessen seitdem weder wissentlich noch unwissentlich vorgekommen.

Friedrich der Große und der Ziethen'sche Husar.

Mit den sogenannten „Moden“ ist es eine grundverrückte Geschichte. Die Leute werden, ohne daß sie es merken, und mit Pläsir — Narren. Das war so, ist so und es wird, allem Vermuthen nach, so bleiben.

Zu Zeiten Friedrichs des Großen, des „alten Fritz“ nämlich, und noch lange nachher herrschte auch eine Mode, die zu den allerverrücktesten gehörte, die man finden kann. Da trugen die Leute nämlich zwei Taschenuhren mit langem Gebambel von Petschaften und Schlüsseln und allerlei Kindereien dran, und, wer's thun konnte, trug selbst dreie, so daß es an seinem Leibe ein wahres Geklingel und Gebambel gab. Mir gedenkt's schon lange her, und im Jahre 1805 herrschte diese Mode noch oder wieder — ich weiß es nicht. Damals sah ich einen französischen Tambourmajor, einen Kerl von riesenhafter Größe, der selbst vier Uhren trug, und deswegen, ohne Zweifel vielfach von denen, die gar keine hatten, beneidet wurde. Ebenso ging's auch damals zu des alten Fritzens Zeiten. Die Ziethen'schen Husaren hatten sich viel Ruhm erworben und bildeten sich darauf Etwas ein. Bei ihnen gab es zwei Dinge, nach denen sie ungemein gelüsteten, nämlich schöne glänzende Säbeltaschen, die

sie den Oesterreichern abjagten, und — Uhren. Wer so eine prächtige Säbeltasche erobert und eine Uhr erbeutet hatte, der trug die Nase hoch, und der arme Schelm, dem ein solches Glück nicht beschieden war, sah dämelig drein und hatte das Aergern umsonst.

So war denn auch Einer, sonst ein wackerer Husar, der den Kopf nicht bückte, wenn er eine Paßkugel pfeifen hörte, und seine Klinge nicht schonte, wenn's an's Dreinhauen ging, der hatte weder Säbeltasche noch Uhr, und das krippte ihm abscheulich, denn er war ein Bischen eitel und ein bildhübscher junger Kerl dabei. —

Bah! dachte er, wer fragt darnach, ob unser Einer wirklich eine Uhr hat, wenn nur die Kette und das Gebambel da ist?

So machte er sich denn an eine sauber geputzte tombackene Kette eine — Kugel, und steckte sie in die Tasche.

Mit so pfiffigen jungen Kerlen, wie die Ziethen'schen Rothen, oder auch alten, vernarbten, deren es viele drunter gab, ist nicht gut Versteckens spielen; denn sie kommen schnell hinter so eine Windbeutelei, und der Windbeutel wird schonungslos gehänselt. So ging's auch unserm Husaren mit seiner Kugel statt der Uhr; als er aber erst Einigen, die ihn gehänselt, mit seinem Pallasch Eins oder Zwei über das Gesicht gegeben, daß es der Pflasterkasten zusammennähen und mit Heftpflaster verkleben mußte, da hörten sie auf, ihn zu fragen, wie viel Uhr es sei, und verspotteten ihn nur noch heimlich. Das war aber auch schlimm, denn die Offiziere erfuhren es, und die possirliche Geschichte fand ihren Klatschweg bis an die königliche Tafel, zu den Ohren des Königs.

Wir wissen's schon, daß der alte Fritz gerne sich einen Spaß machte, und hier nahm er sich's extra vor, da er über die komische Uhr herzlich gelacht hatte. Er ließ sich auf der Parade den Husaren zeigen, und wen Der mit seinen großen, scharfen Augen einmal auf's Visir genommen, den vergaß er nicht mehr.

Eines Tages begab es sich denn, daß der Husar sich den Schloßgarten besehen wollte, und zur selbigen Stunde der König lustwandelte. Beide begegneten sich.

Der König dachte: Aha, nun ist meine Stunde da, den putzüchtigen Husaren zu hänseln!

Der Husar, der zu denen gehörte, die der alte Ziethen bevorzugte, war oft schon als Ordonnanz bei dem Könige gewesen, daher er sich nicht eben sehr vor ihm fürchtete. Er trat auf die Seite, als der König herankam, und legte die Hand ehrerbietig an die Bärenmütze.

Der König grüßte wieder und blieb vor ihm stehen, indem er ihn von oben bis unten musterte.

„Du hast ja noch keine Säbeltasche?“ sagte der König.

„Der Ungar, dem ich sie abnehmen wollte,“ sagte lächelnd der Soldat, „bat mich so eindringlich, sie ihm noch bis zur nächsten Schlacht zu leihen, daß ich's ihm nicht wohl abschlagen konnte, Majestät. In der nächsten Schlacht, wo wir sie wieder einmal vor die Fuchtel kriegen, ist aber der Termin abgelaufen!“

Der König lachte und sprach: „Da hast Du Recht! Man muß nicht allzu gutmüthig sein. Hast ihm lange genug Kredit gegeben!“ —

Bis jetzt hatte bei dem Husaren der gute Humor seines freundlichen, bisweilen auch zu einem Scherze geneigten Königs vorgehalten. Jetzt aber sollte die Lage der Dinge wechseln. Des Königs Stirne legte sich scheinbar in ernste Falten. Er sah nach seiner Uhr.

„Stehen geblieben!“ murmelte der König. Plötzlich sah er den Soldaten an und sagte: „Nun, Husar, meine Uhr steht stille. Ziehe einmal die Deinige und zeige mir, wie viel Uhr es ist, daß ich die meinige darnach stelle!“

Jetzt war es aus mit des Husaren Humor und guter Laune. Er wurde roth und schneeweiß nach einander; er fuhr mit der Hand nach der Uhrkette und ließ sie halbwegs wieder sinken, kurz, seine Verlegenheit war fürchterlich. — Indessen kam ihm ein guter Gedanke in die Seele und —

„Nun!“ rief der König ungeduldig. „Wird's bald?“

Jetzt zog der Husar seine Bleikugel rasch heraus und hielt sie dem Könige hin. —

„Alle Wetter!“ rief der König, „eine Kugel statt einer Uhr? Willst Du Deinen König zum Narren haben?“

„Behüte mich der liebe Gott,“ sprach ernst der Soldat. „Eine Uhr, die mir die Stunde zeigte, da ich für Eure Majestät in den Tod gehen soll, habe ich mir nicht kaufen können, und erobert hab' ich auch keine. Da hab' ich mir eine Kugel an die Kette gemacht. Die thut's auch.“

„Was thut sie?“ fragte der König und blickte den Soldaten mit den großen strahlenden, Mark und Bein durchdringenden Augen scharf an. Der Soldat hielt ruhig diesen Blick aus und erwiederte fest: „Sie erinnert mich immer daran, daß ich für Eure Majestät muthig und freudig in den Tod gehen soll!“

Wieder blickte der König den Husaren fest und prüfend an,

und, als dieser den Blick abermals, ohne das Auge niederzuschlagen, aushielt, da zog er eine kostbare goldene Uhr an schwerer Goldkette heraus, reichte sie dem Husaren und sagte: „Komm', laß uns tauschen! Trage diese Uhr zu meinem Andenken. Sie wird Dir auch, wie Deine Kugel mir, sagen, wann es Zeit ist, mit Muth in den Tod zu gehen, Dir für Deinen König, mir für mein Volk! Mir soll Deine Kugel zugleich eine Erinnerung an einen braven Husaren sein, der es schon lange verdient hat, Wachtmeister zu sein. Adieu, Wachtmeister!"

Mit diesen Worten drehte sich der König um und ging rasch den Weg zurück, den er gekommen war, und ließ den Husaren, starr wie eine Bildsäule, stehen.

Einige Stunden später wurde der Husar zum alten Ziethen berufen.

„Was hast Du mit dem Könige gehabt?" fragte heiteren Angesichts der alte Held.

Der Husar bekannte Alles und keine Sylbe fehlte.

„Das hast Du brav gemacht!" rief Ziethen aus. „Die Uhr halt' wohl in Ehren. Es darf Dich Mancher drum beneiden. Wenn wieder die Trompeten schmettern, so erobere Dir die österreichische Säbeltasche dazu, denn es schickt sich nicht, daß ein Gemeiner eine solche habe und ein vom Könige persönlich ernannter Wachtmeister nicht. Gott befohlen, Wachtmeister!"

Friedrich der Große und der Deserteur.

Zum Bilde.

Als der große König am Abend vor der Schlacht bei Leuthen durch die Gassen des Lagers ging, begegnete ihm eine Patrouille, welche einen Deserteur zurückbrachte.

Als der König die schwere Anklage ruhig angehört hatte, fragte er den Gefangenen: „Warum hast Du mich verlassen?"

„Ach, Majestät, es steht gar zu schlecht mit uns!" antwortete trübe der Grenadier.

„Je nun," sagte der König, „laß uns noch einmal schlagen; werde ich überwunden, so gehen wir morgen Beide mit einander davon! Marsch zu Deiner Fahne!"

Das Cabinet des ersten Napoleon.

Wir verdanken dem General St. Hilaire interessante Mittheilungen über das geheime Cabinet des ersten Napoleon's, denen Folgendes entnommen ist.

„Könntest Du mir nicht," fragte einst Napoleon seinen Bruder Joseph, „Jemanden überlassen, der geeignet wäre, in meinem Cabinet zu arbeiten? Er darf weder ein Faullenzer noch ein Schwätzer sein."

„Ich wüßte in der That Niemanden der Art," war Joseph's Antwort. „Doch," fuhr er fort, „habe ich zu Marfortaine einen jungen Mann, der mir meine Bibliothek besorgt. Ich kenne ihn nur wenig, aber er scheint verständig, ist sehr sanft und bescheiden und schreibt dabei eine sehr schöne Hand."

„Ein junger Mensch, sagst Du, wie heißt er?"

„Gewußt habe ich seinen Namen, doch ich vergaß ihn wieder."

„Thut nichts! Ich will ihn gleich holen lassen. Ich will ihn sehen."

Der erste Consul läßt Duroc rufen, und ein junger Offizier der Garde erhielt den Auftrag, in einem Wagen den jungen Mann in Marfontaine zu holen. Dieser Offizier, an eine Verhaftung glaubend, nahm mehrere Leute mit, und hob den Bibliothekar in Marfontaine auf, ohne Erklärung und ohne ihm Zeit zu lassen, da er glaubte, ihn wie einen Staatsgefangenen bewachen zu müssen. Duroc empfängt ihn mit den Worten: „Führen Sie ihn zu Bourienne!"

Dieser, bereits unterrichtet, installirt ihn und setzte ihn an die Arbeit. Am Abend war der neue Ankömmling, welcher ununterbrochen geschrieben hatte — einer Ohnmacht nahe.

Bourienne merkte es und fragte, ob er unwohl sei? „Das nicht! Aber ich bin sehr hungrig."

„Wie, Sie sind hungrig?"

„Ja! denn ich hatte heute früh, als ich geholt ward, nicht gefrühstückt und zu Mittag gegessen habe ich auch nicht."

„Warum sagten Sie das nicht?"

„Ich scheute mich!"

Bourienne ließ ihm hierauf Alles geben, was er nöthig hatte und berichtete es dem Kaiser.

Diese Bescheidenheit gefiel Napoleon. Er veranlaßte von Zeit zu Zeit seinen Schützling zu reden, und als er Eigenschaften in ihm erkannte, die nur der Entwickelung harrten, gewann er ihn lieb, und

als er Bourienne nicht mehr behalten konnte, gab er ihm dessen Stelle. Dieser junge Mann war Herr von Menneval!

Man mußte im Cabinet Tag und Nacht arbeiten und sich ganz von der Welt zurückziehen. Selten nur gestattete Napoleon einem der Secretäre sich zu entfernen.

Morgens, wenn er angekleidet war, im Sommer um fünf, im Winter nie nach sieben Uhr, begab er sich in sein Cabinet, und da mußte Jedermann auf seinem Posten sein.

Es standen in diesem Cabinet drei Tische. Ein schöner, alter Schreibtisch, welcher von Ludwig XIV. herstammte, war mitten im Zimmer für Napoleon bestimmt, die Rücklehne des Sessels dem Kamine, das Gesicht dem Fenster zugewendet. Links neben dem Kamine befand sich ein Cabinet, wo immer der Gehülfe des Herrn von Menneval sich aufhielt, und von diesem kam man zum Büreaudiener. Wenn der Kaiser in seinem großen Stuhle saß, an dessen Lehne er stets mit dem Federmesser schnitzelte, hatte er sich gegenüber zur Rechten eine große Bücherstelle voll Pappkasten. An jeder Seite des Fensters standen zwei Tische. Es war nur immer der rechts besetzt und der links diente als Repositorium für Papiere. Im Sommer hatte der Schreibende das Laub der schönen Kastanienbäume des Gartens der Tuilerien vor Augen. Der Secretär am Tische rechts kehrte Napoleon den Rücken, so daß er nur den Kopf etwas zu wenden brauchte, um ihn zu verstehen, wenn er ihm etwas sagen wollte.

Der Secretär im Nebenzimmer kam, so lange Napoleon in seinem Cabinete war, nicht herein, außer wenn er ihn rufen ließ. Aber in Mußestunden schwatzte der Herrscher mit ihm, wenn er dessen Stube betrat. Privataudienzen fanden nur im Cabinete statt. Der Haupteingang zum Cabinete führte unmittelbar über einige Stufen zum Schlafzimmer des Kaisers. Wenn man durch dieses gegangen war, kam man in den Salon, das Wartezimmer genannt.

Im Jahre 1805 nach der Rückkehr von Mailand, wo Napoleon sich zum König von Italien krönen ließ, war die Arbeit im Cabinet so bedeutend, daß sie ein Mann allein, wie Herr von Menneval, nicht versehen konnte, und derselbe in dem jungen P. und Herrn de M. . . zwei Gehülfen erhielt. Sie waren Beide pünktlich und fleißig und der Kaiser hatte sie gern. Sie hatten im Schloß Wohnung, Tisch, Heizung und Licht und bezogen einen jährlichen fixen Gehalt von 8000 Franken.

Sollte man nicht glauben, sie hätten im Ueberflusse gelebt?

So fleißig sie den Geschäften oblagen in den Arbeitsstunden, so fleißig suchten sie aber auch in den Erholungsstunden Vergnügungen auf. So kam es denn, daß oft bei Anfang des zweiten Trimesters von der Jahresbesoldung nichts mehr vorhanden war. P. besonders hatte viel Schulden, so daß er, wenn es Napoleon erfahren hätte, seiner Verabschiedung entgegensehen mußte. Nachdem er trotz allem Nachgrübeln nicht wußte, wie er seine Gläubiger befriedigen könne, die an allen Ausgängen des Schlosses auf ihn lauerten, suchte er seine Zerstreuung in der Arbeit. Jeden Morgen um fünf Uhr war er im Cabinet des Kaisers, und während er seine Arbeit verrichtete, pfiff er die damals beliebte Romanze: Il est trop tard!

Eines Morgens hatte Napoleon bereits in seinem Cabinete gearbeitet und wollte eben ins Bad gehen, als er im kleinen Cabinet neben ihm pfeifen hörte und deshalb wieder umkehrte.

„Der Tausend! Sie schon hier, mein Herr," sagte Napoleon mit großer Zufriedenheit. „Das ist ja ganz exemplarisch. Menneval muß sehr zufrieden sein mit Ihnen. Wie viel haben Sie Gehalt?"

„Achttausend Francs, Sire, und wenn ich die Ehre habe, Ew. Majestät auf einer Reise zu begleiten, erhalte ich noch eine Gratification!"

„Der Teufel! Das ist in Ihrem Alter ein ganz hübsches Geld und außerdem haben Sie auch Tisch und Logis, wenn mir recht ist, nicht wahr?"

„Ja wohl, Sire!"

„Dann wundere ich mich gar nicht, Sie singen zu hören. Sie müssen sehr glücklich sein. Wie?" Dabei rieb sich Napoleon die Hände, ein Zeichen seiner guten Laune.

P. wußte dies und beschloß ein reumüthiges Geständniß seiner Lage. „Ach Sire!" erwiderte er traurig, „freilich sollte ich wohl glücklich sein, aber ich bin es nicht."

„Nicht! warum nicht?"

„Einmal, weil ich so viel Engländer auf dem Halse habe, und dann muß ich meinen alten, fast blinden Vater, meine Mutter und eine noch unverheirathete Schwester ernähren!"

„Sie thun da nur, was die Schuldigkeit eines guten Sohnes ist. Aber was wollen Sie mit Ihren Engländern sagen? Es giebt deren also hier? Müssen Sie vielleicht auch ein paar Engländer ernähren?"

„Nein, Sire! Aber das sind diejenigen Leute, die mir Geld geliehen haben, und das habe ich ihnen noch nicht wiedergeben

können. Ein Jeder, der Schulden hat, nennt heutzutage seinen Gläubiger Engländer!"

„Schon gut! Mein Herr! Also Sie haben Schulden. Wie? Bei einer Besoldung wie die Ihrige? Schau't! In einer Stunde erhalten Sie Ihren Abschied! Adieu! mein Herr!"

Hierauf nahm der Kaiser seine Tabaksdose vom Tische, warf noch einen ernsten Blick auf P. und ging in sein Schlafzimmer.

P. war in einer solchen Verzweiflung, daß er seinem Leben ein Ende machen wollte und nach einem Pfriem griff, um sein Herz zu durchbohren, aber sein College Mr. de M. trat ins Zimmer, und es gelang ihm mit vieler Mühe ihn wieder aufzurichten.

Nach einer Stunde trat General Lemarrois, Flügel-Adjutant des Kaisers, herein und übergab P. ein versiegeltes Paket mit den Worten: „Vom Kaiser!" P. nahm den Brief und zerfloß in Thränen. Er gab ihn seinem Freunde de M., welcher Folgendes vorlas:

„Ich wollte Sie aus meinem Cabinet fortjagen, denn Sie haben es verdient; allein ich habe an Ihren alten blinden Vater gedacht, an Ihre Mutter und Ihre junge Schwester, und wegen diesen Allen verzeihe ich Ihnen. Da es nun besonders diese sind, welche unter Ihrer Aufführung leiden müssen, so schicke ich Ihnen, indem ich Sie hiermit entlasse, aber nur für heute, eine Anweisung von 20,000 Francs, welche Estini Ihnen sogleich ausbezahlen wird. Schaffen Sie sich mit dieser Summe alle Engländer, welche Sie quälen, vom Halse, und führen Sie sich so auf, daß Sie denselben nicht mehr in die Klauen gerathen; denn in diesem Falle würde ich mich nicht weiter um Sie bekümmern. — Uebrigens fahren Sie fort, so zu arbeiten, wie zeither. Auf morgen, mein Herr! Napoleon."

P. konnte kein Wort hervorbringen. Weinend umarmte er General Lemarrois, seinen Collegen, und rannte dann wie der Blitz davon, um seiner Familie diesen Zug zu verkünden.

Friedrich Ludwig Jahn.

Im Dorfe Lanz bei Lenzen,
Dort auf der Priegnitz Plan,
Da ward ein Mann geboren,
Hieß Friedrich Ludwig Jahn.
Dem gab Gott in zerriss'ner Zeit
Ein Herz so groß, so stark, so weit
Für's heil'ge Vaterland.

Ein Buch ist uns geblieben,
Wie Gluth hat es gebrannt,
Das hat er, jung, geschrieben,
Und Volksthum es genannt.
Das kündet uns'res Volkes Ruhm,
Zugleich der Menschheit Heiligthum,
Ein Denkmal deutscher Treu'. —

Als nach den blut'gen Tagen,
Die man bei Jena schlug,
Man fast nur Trauerklagen
Um Schill und Hofer trug,
Ist Jahn gewandert rastlos treu,
Zu werben auf die Stunde neu,
Da Gott Erlösung rief.

D'rauf in der Hasenhaide
Hat er 'ne Saat gesä't,
Die nur zum Linnenkleide,
Zu Seiden auf nicht geht,
Doch die zum Sieges-Eichenkranz
Und zu der Freiheit blut'gem Tanz
Um Friesenhügel blüht.

Und, daß der Freiheit Werber
Sein Wort auch mache wahr,
Er stellte dem Verderber
Lützow's verweg'ne Schaar.
Und selbst trat er in Reih' und Glied,
Und wie Magnet das Eisen zieht,
Auch Körner flog herbei.

Doch als das Schwert zur Scheide
Dort an der Seine glitt,
Kehrt' Er zur Hasenhaide,
Zur Jugend, seinen Schritt;
Dieweil in Turngenossenschaft
Nachwächst der ew'gen Jugend Kraft
Dem heil'gen Vaterland. —

Nun sind es fünfzig Jahre:
Das Senfkorn wuchs zum Baum.
An uns'res Danks Altare
Verwirklicht sich Sein Traum. —
Ja, heil'ges deutsches Vaterland,
Wir schwören dir mit Herz und Hand:
Wir wollen einig sein! —

Ueber die Auswanderung nach Canada.

Sowie in den vorhergegangenen Jahren wird auch in diesem Jahre Deutschland seinen Beitrag zur Auswanderung stellen. Der Strom der Auswanderung von Deutschland bis zur jüngsten Zeit war nach den Vereinigten Staaten gerichtet. Obgleich nun Kanada ein Nachbar der Vereinigten Staaten ist, so wurde dieses Land dennoch wenig von Deutschen beachtet, und Massen von Einwanderern konnte man während des Sommers durch Kanada ziehen sehen, um sich nach dem Westen zu begeben.

Der Hauptgrund hierin lag aber nur in der Unkenntniß des Landes. Existiren ja noch heute die fabelhaftesten Ideen über die Härte des kanadischen Winters, schon die bloße Nennung Kanada's hat manch Einen frieren gemacht. Solche Urtheile stammen aber meist von Leuten, welche das Land aus eigener Anschauung gar nicht kennen.

Kanada hat vier abgesonderte Jahreszeiten: Frühjahr, Sommer, Herbst und Winter. Das Klima ersieht man aus den dortigen Früchten. Von dem oberen Theile des Ontario-Sees aufwärts nach dem Erie-See auf kanadischer Seite findet man mit aller Pracht und Ueppigkeit die Trauben, sowie Pfirsiche im Freien ohne künstliche Hülfe gedeihen. Die Insel von Montreal, sowie ein großer Theil des Ottowa-Thales ist seiner schönen Aepfel und Pflaumen wegen berühmt. Der Entdecker Kanada's hatte die Insel Orleans unterhalb Quebek die Bacchusinsel genannt, weil er Wein und Pflaumen in Massen vorfand.

Ueber ganz Kanada werden die schönsten Melonen und Liebesäpfel im Freien gebaut und erhalten sehr große Ausdehnung; man säet diese Früchte Ende April und hat im September die reife Frucht zum Abnehmen; der schwarze Wallnußbaum, der in Kanada besonders an den Seen und im Ottowathale noch im 43. Grade vorkommt, hört an der atlantischen Küste bereits mit dem 15. Grade nördlicher Breite auf.

Der Winter mit seinem Schneefalle ist für den Kanadier kein Schrecken, sondern wird mit Freuden erwartet. Was sollte auch Kanada ohne Schnee machen? Wie wäre es möglich, diese unendlichen Massen von Holz aus dem Walde herauszuschaffen ohne Schnee — und dann wieder wie wohlthätig ist nicht diese Schneedecke für das Wintergetreide, wegen dessen Kanada so berühmt geworden. Es ist gewiß jedem Deutschen eine Schlittenbahn im

Winter lieber und angenehmer, als das fortwährende Wechseln des Wetters mit Regen und Frost.

In einem neuen Lande wie Kanada, wo trotz den größten Anstrengungen und Aufwand von Geldmitteln des schweren Bodens halber stets schlechte Wege (Landstraßen) besonders im Herbst und im Frühjahr sein werden, ist der Winter mit seinen Schlittenbahnen für den Ansiedler ein sehr willkommener Gast. Dann giebt es keine Entfernungen mehr und der im tiefsten Walde wohnende Ansiedler findet im Winter Gelegenheit, auf diesen natürlichen Chausseen Freunde und Bekannte zu besuchen.

Während des Monats Januar oder Februar, es ist dies nicht immer gleich, hat man in Kanada zwei, auch drei kalte Tage, manchmal sogar 28 bis 30 Grad unter Null; aber mit diesen paar schließt der eigentliche Winter, und selten nur noch hat man mehr denn durchschnittlich 6 Grad unter Null, bis es Ende März bei Tage thaut und Nachts etwas friert, und auf diese Weise bis Anfang April, höchstens Mitte April ist der Schnee fort, die Pflanzen des Wintergetreides sind mittlerweile stark genug, um der gewöhnlichen Temperatur der Nächte zu widerstehen. Ebenso wie im Sommer hat man auch im Winter einen klaren blauen Himmel, sehr verschieden von dem unsrigen, an welchem selbst bei gutem Wetter stets einige Wölkchen zu sehen sind.

Was den Gesundheitszustand anbelangt, so steht Kanada gewiß oben an nach den von Herrn Diesterweg entworfenen Tabellen. Es starben nämlich im Jahre in Rußland 1 von 20, Oesterreich 1 von 30, Preußen 1 von 36, in 17 Staaten Europas durchschnittlich 1 von 38, Frankreich 1 von 44, England 1 von 46, in ganz Kanada 1 von 90 und in Oberkanada 1 von 102.

Die Bevölkerung Kanada's besteht aus einem Gemisch von Engländern, Französischen Kanadiern, Iren, Schotten und Deutschen — und nach der neuesten Zählung sind unter einer Gesammt-Einwohnerzahl von 2,506,755 nur 6717 Ureinwohner, die sehr vertheilt und von den Ansiedlern sehr gern als Nachbarn gesehen werden.

Ein Ansiedler von Ottowa, der im vergangenen Jahre von Westpreußen mit 2 Söhnen auswanderte, schreibt über die dortigen Bewohner: „Ferner kann ich nicht genug hervorheben, daß Sie vollkommen Recht hatten, wie sie diese Bewohner als gut bezeichneten, und muß ich bekennen, daß ich nirgends so gute Menschen getroffen habe als hier und ohne Ausnahme — Engländer, Franzosen und nicht zu vergessen die Indianer, eine Herzensgüte und Rechtschaffen-

heit besitzen, die mich überrascht hat; was würde mein alter ehrlicher Hurann sagen, wenn er wüßte, mit welchem Vorurtheil ich gegen seine Race hierhergekommen, und welche Züge könnte ich Ihnen von meinem nächsten Nachbar Ko=Ko erzählen, wie er mir hülfreiche Hand leistete, mich an seinem Mahle theilnehmen ließ u. s. w., wenn es nicht den Raum überschreiten würde."

Was den zum Ackerbau tüchtigen Boden anbetrifft, so möge bemerkt sein, daß in den Thälern einzelner größerer Flüsse in Oberkanada Winterweizen ununterbrochen gebaut wurde, bis das Land so geschwächt war, daß der erste Ertrag von 40 Bushel pro Acker auf 12 Bushel fiel. — Dieses schlechte System hat sich selbst getödtet und die Farmer (Landbesitzer) zu einer rationellen Bearbeitung des Bodens gezwungen — und heute, wo das Land in gutem Culturzustande ist, findet man häufig noch einen Ertrag von 40—50 Bushel pro Acker. In 1860 erzeugte Kanada bei einer Bevölkerung von 2½ Millionen Einwohner mehr denn 40,000,000 Bushel Weizen, und der kanadische Weizen, der in den Ausstellungen von London und Paris den Preis erhalten, wird von den Müllern der Vereinigten Staaten sehr gesucht, um ihn unter den eigenen Weizen zu mischen.

Es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, Fässer mit Mehl in den Häfen der Vereinigten Staaten zu finden mit der Bezeichnung: „Es wird garantirt, daß dieses Mehl aus kanadischem Winterweizen ist." Gewiß ist dieses kein schlechter Beweis für den Werth des Getreides.

In früheren Zeiten hatten es die Ansiedler ziemlich schwer mit ihrem Absatze — die Holzhändler waren die einzigen Käufer; heute aber, wo Hunderte von Dampfschiffen den St. Lorenz und seine Nebenflüsse befahren und Eisenbahnen sowie Chausseen das Land durchkreuzen, ist dem Landmanne der Absatz ungemein erleichtert und seit der Communications=Erleichterung hat die Methode um sich gegriffen, das übrige Getreide im Hause an Händler zu verkaufen.

Hierbei hat der Ansiedler in Kanada den Vortheil über den Farmer im Westen der Vereinigten Staaten, daß er für sein Getreide baares Geld und nicht eingetauschte Waare erhält, die Niemand gebrauchen kann.

Was nun den Erwerb von Ländereien anbetrifft, so kommt hier die Regierung dem Einwanderer sehr entgegen.

Kronländereien, d. h. solche, welche von der Regierung verkauft werden und mit Wald bestanden, schwanken im Preise von

$12\frac{1}{2}$ bis 27 Sgr. pro Acker (gleich $1\frac{1}{2}$ Magdeburger Morgen) mit dem Recht des Verkaufs des darauf befindlichen Holzes.

Ebenso aber auch schenkt die Regierung 100 Acker Land an Einwanderer, unter der Bedingung des Urbarmachens von 12 Acker in 4 Jahren und eines Hausbaues, und nachdem der Ansiedler diese Bedingungen erfüllt, kann er damit machen, was er will, und es behandeln als sein Eigenthum, d. h. es verkaufen u. s. w., ohne daß hierfür irgend welche Abgabe an den Staat zu entrichten sei.

Diese Ländereien (Free Grants-Schenkungen) liegen an Wegen, welche das Land durchziehen und von der Regierung gemacht werden und der Späterkommende hat selbstverständlich tiefer in den Wald zu gehen, um eine freie Parzelle zu erhalten, was manch einem nicht gefällt.

Die Berichte über die Ansiedlungen für das verflossene Jahr lauten sehr günstig und auch in diesem Jahre steht eine große Auswanderung nach Kanada zu erwarten.

Es muß hierbei natürlich bemerkt werden, daß nicht Jeder, der nach Kanada geht, seine Wünsche befriedigt finden wird. Diejenigen, welche mit der Idee nach Kanada gehen, als ob sie dort ohne Mühe und Arbeit empor kommen würden, werden sich bitter getäuscht finden. Kanada ist kein Feld für solche Leute. Aber Kanada ist ein Land für den fleißigen, willensstarken Mann und unterstützt mit nur geringen Mitteln wird er im Stande sein, schon nach wenigen Jahren die freie Selbstständigkeit für sich und seine Familie zu erringen, nach welcher er vielleicht vergebens bisher gestrebt. Ich könnte aus meiner eigenen Erfahrung Beispiele genug anführen, wie Männer, welche arm und bedürftig in Quebek landeten, sich jetzt einer verhältnißmäßigen Wohlhabenheit erfreuen, zu der ihre kühnsten Träume in der alten Heimath sich kaum aufgeschwungen.

Der Einwanderer beim Eintritt in Kanada steht unter dem besonderen Schutze einer Behörde, die darüber zu wachen hat, daß demselben keine Unbill geschehe oder er von irgend Jemand betrogen werde.

Der wider Willen geschorene Ladendiener.

In der Londoner Bond-Stret sind großartige Friseur-Etablissements, wie vielleicht nirgends in der Welt. Douglas, einer der Hauptfriseure, nimmt alljährlich nur durch seine Abonnenten 15,000

Pfd. Sterl. ein! Wer kann sagen, wie viel durch kommende und gehende Kunden. Vor diesem Laden fuhr vor Kurzem eine Dame vor, befahl dem Kutscher, auf sie zu warten, und trat hinein. Sie wollte das Haar gescheitelt und verschnitten haben. Sie schien leidend zu sein, fuhr mehrere Male mit dem Tuche nach den Augen und ließ sich von dem bedienenden jungen Manne Eau de Cologne bringen. Plötzlich sagte sie seufzend: „Mein Bruder ist geisteskrank geworden, auch ihm sollen die Haare verschnitten werden; ich möchte wissen, ob sich Jemand hier dieser Aufgabe unterziehen möchte. Ich bin gern bereit, zehn Guineen dafür zu geben!" Der junge Mann antwortete, daß er Herrn Douglas, den Chef des Etablissements, selbst rufen wollte. Als derselbe erschien, wiederholte die Dame, jetzt schon in der brüsken, englisch vornehmen Weise, ihr Anliegen, fügte aber noch hinzu, daß man es mit einem vollständigen Irren zu thun haben werde und darauf vorbereitet sein müsse. Herr Douglas versicherte, daß ihn das gar nicht erschrecke; er wolle, wenn es die Dame wünsche, sich selbst zu dem Kranken verfügen. „Nicht doch, ich werde ihn herbringen, ich will es wenigstens versuchen, halten Sie sich bereit; aber seien Sie auch darauf gefaßt, daß er allen nur denkbaren Widerstand leisten wird. Hier sind die zehn Guineen." Mit diesen Worten verließ sie das Haus, stieg in ihren Wagen und fuhr nicht gleich nach Hause, sondern nach einer der großen Seidenhandlungen. Dort kaufte sie für 100 Guineen Waare und ließ sie in ihren Wagen legen. Da sie aber ihre Börse bei Herrn Douglas vergessen hatte (wie sie glaubte), so ersuchte sie den Herrn der Handlung, ihr einen Ladendiener mitzugeben, damit sie ihm das Geld einhändigen könne. Das war bald angeordnet, und die Dame fuhr mit ihrem stummen, sehr respectvollen Begleiter zu Herrn Douglas, der, mit einigen seiner Gehülfen ihrer harrend, an der Glasthür stand. Als der Wagen hielt, sprang der stumme Begleiter natürlich zuerst hinaus, die Dame winkt: „Dies ist er!" Im Nu ist er umringt; man drängt ihn in's Haus, der Kutscher knallt, die Dame fährt davon und ward nie wieder gesehen. Wie es dem armen jungen Ladendiener und seinem gekräuselten, wohl gepflegten Haar weiter erging; wie lange es dauerte, bis er seine gesunde Vernunft bewiesen hatte; die Verwirrung von Herrn Douglas, die Entrüstung des Kaufmanns, das Alles überlasse ich der Phantasie meiner Leser.

Der Meierfritz und der Müllerhans.

1. Die guten Nachbarn.

Von der „Gänsewiese“ her über die „Murrbrücke“ mußte man in Buchenhain einmarschiren, wenn man das Städtchen gleich von vornenherein von seiner vortheilhaftesten Seite kennen lernen wollte. Denn nicht nur befanden sich in dieser Straße, die „*Friedrichsgasse*“ genannt, die schöne Kirche und gleich neben an der „Anker“, sondern sie ward noch ganz besonders geziert durch ein großes, stattliches Haus, dessen Fenster sogar mit grünen Sommerläden versehen waren, ein Luxus, dessen sich kein anderes Gebäude des Städtchens zu rühmen hatte. Besah man sich aber das besagte stattliche Haus näher, so bemerkte man leicht, daß [illegible] eigentlich zwei Häuser waren, aber in allen ihren Theilen so g[illegible]mäßig gebaut, daß sie nur Eines auszumachen schienen. Im Erdgeschoß des einen befand sich ein Bäckerladen, gleich daneben in dem andern ein Fleischerladen, und es war eigentlich sehr überflüssig, daß über beiden Läden auf ziemlich großen Schildern meisterhaft gemalte Brode und Semmeln einerseits, und anderseits die Conterfeie delicater Würste und Schinken zu sehen waren, da sich die Originale hinter den Ladenfenstern selbst deutlich genug präsentirten und gewissermaßen ihre eigenen Anzeige- und Aushängeschilder bildeten. Weniger überflüssig aber war es, daß auf den Schildern auch die Namen der ehrenwerthen Meister zu lesen waren, und durch sie erfahren wir, daß der Bäckermeister, der die besten Brode buk auf vier Stunden im Umkreis, „*Hans Müller*“ und daß der Metzgermeister, dessen Bratwürste in der Residenz als ächte „Frankfurter“ verspeist wurden, „*Fritz Meier*“ hieß. In Buchenhain nannte man sie nach dortiger Sitte nur den „*Müllerhans*“ und den „*Meierfritz*“, und Beide standen damals so im Anfang der vierziger Jahre, hatten also jedenfalls das Schwabenalter hinter sich, wie wir sehen werden. Der Meierfritz war ein ziemlich langer, derbknochiger Mann, der beständig mit den Augen zwinkerte und zuweilen etwas in's Poltern und Stottern gerieth, der Müllerhans dagegen war untersetzt und wohlbeleibt und hatte ein rundes, gutmüthiges Gesicht mit etwas stark hervortretender Unterlippe, wie es eigentlich jeder rechtschaffene Bäckermeister haben sollte. Beider Ehefrauen waren zwar keine Schönheiten, dafür aber recht rührige Hausfrauen, freundlich gegen die Kunden, obwohl nicht ohne einen gewissen Stolz auf das blühende

Geschäft ihrer Männer. Die Kinder — — doch die werden sich im Verlauf der Geschichte selbst vorzustellen die Ehre haben.

Diese beiden Meister nun, der Meierfritz und der Müllerhans, waren — was unter Nachbarn nicht immer vorkommt, recht herzliche Freunde, und zwar schon von frühester Jugend auf. Als Söhne von Nachbarsleuten und fast zu gleicher Zeit geboren, waren sie schon als Kinder beinahe unzertrennlich gewesen. Der kleine Fritz hatte treulich mitgeschrieen, wenn der kleine Hans Schläge bekam, und der kleine Hans hatte kein Milchbrod essen können, ohne es mit dem kleinen Fritz zu theilen. Als die Buben mehr herangewachsen waren, waren sie noch weniger auseinander gekommen. Hatten die Jungen auf der Gasse „Kriegs" gespielt und Fritzchen Meier und Hänschen Müller waren dabei, so waren sie sicher beide auf Einer Partei, bei den Deutschen oder bei den Franzosen, meistens aber bei den Deutschen, und wenn es Fritzchen je einmal eingefallen, zu den Franzosen überzugehen, gleich ward auch Hänschen zum Verräther an dem deutschen Vaterlande. In der Schule hatten sie fast immer gleich viel gelernt oder gleich wenig, wie man will. So wenn zwei Sprüchlein aufgegeben waren, hat meist Fritz nur das eine gelernt und Hans das andere, und hat z. B. Fritz gedacht: „Was brauch' ich das andere? Das kann ja Hans, und das ist so gut, als ob ich's selber könnte." — Ihrer Väter Handwerk erlernend waren sie später zusammen hinausgewandert in die Fremde und hatten sich auch da so wenig als möglich von einander getrennt.

Als sie daheim Meister geworden waren und geheirathet hatten, wurde das freundschaftliche Verhältniß nur noch inniger und fester. Ihre Herzen waren so eng verbunden, wie die Häuser, die sie bewohnten und die sie nach dem Tode ihrer Eltern an der Stelle der ererbten alten gemeinschaftlich hatten aufbauen lassen. Ganz Buchenhain kannte auch die seltene Anhänglichkeit Beider an einander, und selten, daß man von dem Einen sprach oder auch nur an ihn dachte, ohne zugleich mit von dem Andern zu reden. — „Der Meierfritz und der Müllerhans waren auch da und da," — hieß es etwa, — oder: „Was werden wohl der Müllerhans und der Meierfritz dazu sagen?" u. dergl. Ueberall, es mochte nun in der Kirche oder im Wirthshause sein, sah man die Beiden beisammen, in der Kirche sangen sie aus dem nämlichen Buche, im Wirthshause tranken sie aus der nämlichen Flasche, und sogar ihren Tabak rauchten sie von der nämlichen Nummer. Kam Einer um die Ecke gegangen, so konnte man eine Wette darauf eingehen, daß der Andere nachfolgen

würde, kurz es war Jedem von ihnen unbehaglich, wenn er den Andern nicht bei sich hatte. Dabei war es seltsam, daß das Wort „Freundschaft" fast nie, und schöne Redensarten darüber gar nicht über ihre Lippen kamen; auch nannten sie sich gar nicht „Freund", sondern nur „Gevatter", „Nachbar" oder „Fritz" und „Hans." —

So ging es lange, lange fort, und Beide befanden sich wohl und glücklich dabei und wurden älter, ohne daß sie's merkten.

2. Böser Kuchen, schlimme Würste.

Allein das Alles sollte mit Einem Male ganz anders werden!

Von einem gewissen Tage an sah man die Beiden nicht mehr zusammen im goldnen Anker ihr Schöpplein trinken, sondern der Müllerhans ging in den „Löwen" und trank „Rothen" und der Meierfritz trank „Weißen" im „Adler"; sie kamen auch nicht mehr zusammen um die Ecke und rauchten auch nicht mehr von demselben Tabak, ja der Meierfritz rauchte gar nicht mehr, sondern hatte sich auf's Schnupfen verlegt. Selbst ihre Familien verkehrten nicht mehr mit einander. In Buchenhain war großes Kopfzerbrechen über dieses außerordentliche Ereigniß.

Es thut nicht immer gut, wenn die Leute allzuviel zusammensitzen; denn früher oder später muß sich's treffen, daß sie auch einmal die rauhen Seiten gegen einander herauskehren. Auch im Umgang ist Maßhalten nöthig, und Meier und Müller hatten eben auch ihre rauhen Seiten. So sehr sie sich auch in einander hineingelebt hatten, so hatte dies doch nicht manche ursprüngliche Verschiedenheit in Ansichten und Neigungen gänzlich verwischen können. Sie waren zuweilen recht harte Köpfe, die gern disputirten, und am liebsten und heftigsten über Dinge, von denen sie wenig oder gar nichts verstanden. Dabei waren sie schon oft aneinander gerathen, doch bisher ohne Nachtheil für ihre Freundschaft, der solche kleine Erschütterungen keinen Schaden zufügten; ja es schien ordentlich, als ob sie dann und wann eines kleinen Zankes bedürften, um überhaupt Freunde bleiben zu können.

Leider aber sollte ein solcher Zank doch endlich auch einmal eine ernste Wendung nehmen, da er die empfindlichste Seite beider Meister berührte.

Eines schönen Sommerabends nämlich saßen beide zusammen in der Jasminlaube im Garten des goldnen Ankers und trank jeder sein Schöpplein und rauchte seine Pfeife. Im ruhigen Genusse

behaglichen Nichtsdenkens sprachen sie lange kein Wort und waren vielleicht noch niemals wohlgemuther und in besserm Einvernehmen gewesen, als gerade jetzt.

Endlich hatte der Müllerhans einen Gedanken. Er räusperte sich und unterbrach die Stille mit den Worten: „Was haltet Ihr von dem neuen Herrn Pfarrer, Gevatter? Ist er nicht ein rechter Ehrenmann?"

Der Meierfritz blies den Tabaksdampf in zierlichen Ringelchen vor sich hin und nickte seinem Freunde beifällig zu.

„Alle Welt hat ihn gern," fuhr der Bäcker fort, „und er ist so brav und gefällig. Das schöne Gedicht, das mir neulich mein Gretchen zum Geburtstag brachte, das hat er verfaßt, und hat jedes Wort Hände und Füße drin."

„Natürlich, jeder Vers muß Füße haben, Nachbar," sagte der Meierfritz, in seiner Freude über diesen geistreichen Einfall tapfer drauf los dämpfend.

„Nächsten Montag haben wir den Vierzehnten," sagte der Bäcker, „und da ist des Herrn Pfarrers Geburtstag. Sein Dienstmädchen, das neulich bei uns Brod holte, hat's uns verrathen. Wie wär's nun, Nachbar, wenn ich ihm ein Präsent machte, zum Dank für das Gedicht?"

„Bin auch mit dabei," nickte der Fleischer.

„Ich schicke ihm einen großen Kuchen," sagte der Bäcker.

„Und ich eine tüchtige Wurst," sagte der Fleischer, „eine Wurst, wie sie der Pfarrer sein Lebtag noch nicht gegessen hat und essen wird und wenn er Hofprediger werden sollte."

„Und mein Kuchen," meinte der Müllerhans, „da soll die Frau Pfarrerin sagen, so was Schönes habe sie in ihrem Leben noch gar nicht gesehen, geschweige gegessen. Wißt Ihr was, Fritz? Ich werde gerade so einen backen, wie neulich am Geburtstage Deiner lieben Frau, mit Mandeln und Rosinen darin und mit einem dicken Zuckerguß. War das nicht ein feiner Kuchen! He?"

„Gut, sehr gut, ausgezeichnet", sagte der Andere, „nur daß er ein wenig — ein wenig — wie soll ich sagen?"

Der Bäcker nahm die Pfeife aus dem Munde und glotzte den Freund verwundert an. „Wie so? Was ein wenig?" fragte er nach einer Pause und seine Unterlippe trat noch stärker, als gewöhnlich, hervor.

„Ein wenig zu — zu — zu h a r t gebacken," sagte der Metzger nicht ohne Verlegenheit.

„Zu hart gebacken?“ wiederholte Meister Müller gedehnt.

„Allerdings zu hart, doch nur ein ganz klein wenig, kaum bemerkbar,“ sagte der Fleischer beschönigend. „Schadet ja auch nichts, er war ja auch nur für meine Frau, der Kuchen, und meine Frau hat gute Zähne, wie Ihr wisset. Wenn Ihr für den Pfarrer backt, werdet Ihr ihn schon besser machen.“

„Besser machen?“ entgegnete der Müllerhans in empfindlichem Tone. „Zu hart gebacken? Doch, Ihr schwatzt heute aus der Nachtmütze, Gevatter; Ihr sprecht über Dinge, die Ihr nicht versteht. Zu hart gebacken! Als ob mir jemals so etwas passirt wäre! Doch, es kann Euer Ernst nicht sein, Gevatter, Ihr wollt mich nur foppen.“

„Ich — ich — ich foppe Niemanden,“ stotterte der Fleischer ärgerlich heraus, „ich mein' es ja gut mit Euch, damit Ihr Euch nicht blamirt bei dem Pfarrer. Ja, ich sag' es Euch noch einmal, er war viel zu hart gebacken, viel zu hart; und wenn Ihr mir das nicht glauben wollt, so fragt nur meine Frau, wenn die nicht so gute Zähne hätte, so ....“

„Der Henker fahre Eurer Frau zwischen ihre Zähne,“ platzte jetzt der Müllerhans heraus und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Sie muß einen sonderbaren Geschmack haben, Eure Käthe, etwa wie ein gewisser Fleischermeister, der seine Würste versalzt!“

„We—r versalzt seine Würste?“ fragte jetzt der Meierfritz gedehnt, blies noch eifriger als früher gewaltige Dampfwolken von sich und sah den Freund seitwärts heftig zwinkernd an.

„Ihr, I h r versalzt sie,“ schrie der Andere, „wenigstens habt Ihr das am letzten Schlachttage gethan.“

„Ist das E u r e eigene Meinung, Gevatter,“ sagte der Fleischer, „oder sagt Eure Rieke nur so?“

„Meine Rieke sagt's, und ich sag' es auch.“

„Ho! ho! ho! ho!“ lachte der Meierfritz höhnisch. „Der Fleischermeister Fritz Meier versalzt seine Würste! Ihr braucht ja keine zu essen von ihm!“

„Soll auch nicht wieder geschehen!“ war die heftige Gegenrede, „denn sie waren ganz unerträglich versalzen; gar nicht zu essen!“ —

„Gar nicht zu essen! Das Donnerwetter!“ polterte der Fleischer, indem er aufsprang und wüthend auf den Tisch schlug. — „Daß Ihr nicht etwa wieder mir oder meiner Frau ein Stück schickt von Eurem verdorbenen Kuchen; das will ich Euch gesagt haben!“

„Seid ohne Sorgen; Ihr und Eure Käthe werdet für keinen Groschen mehr von mir erhalten, und wenn Ihr einen Thaler dafür geben wolltet. Und was Eure miserablen Würste betrifft, die sollen —"

„Miserable Würste!" unterbrach ihn tobend der Meierfritz, „Ihr wollt mich bei meiner Ehre beleidigen! Meinetwegen eßt von meinen Würsten oder nicht, ich aber werde niemals leiden, daß Ihr sie in den Augen Andrer herabsetzt! Wiß Ihr das?"

„Und ich, ich dulde nicht, daß man meinem Kuchen etwas Böses nachrede," schrie der Bäcker, der sich ebenfalls erhoben hatte, „und namentlich von so einem Menschen, wie Ihr seid, leid' ich es gar nicht!"

„Was bin ich für ein Mensch? He, was bin ich für ein Mensch!"

„Ein Streitkopf, ein Haberecht seid Ihr, damit Ihr es nur wißt!" donnerte es zurück. „Und das seid Ihr von jeher gewesen, ja von jeher, und ich bin ein rechter Thor gewesen, daß ich mich überhaupt mit Euch eingelassen habe, ja wahrhaftig ein rechter Thor; hätte das früher einsehen sollen, doch eine Einsicht kommt selten zu spät!"

„Wer ist der Thor? Ihr wäret der Thor? Nein, ich bin der Thor, daß ich so lange mit Euch umgegangen," stotterte der Fleischer, vor Wuth seiner kaum mächtig. — „Nein, kein Thor, ein Ochs, ein Esel bin ich, wahrhaftig ein rechter Esel! Und wenn Ihr mir das nicht glaubt, so soll Euch, wahrhaftig, so soll Euch —"

Und schon hatte der Fleischer unwillkürlich die Faust geballt, schon stand auch der Andere erhitzt und schlagfertig da, als Herr Erich, der dicke Wirth zum goldenen Anker, der den Streit der Beiden von weitem mit angehört hatte und in der Uneinigkeit zweier so guter Kunden nicht mit Unrecht einen Nachtheil für seine Einnahme befürchten mochte, im rechten Augenblick dazwischen sprang. Es gelang seiner Zusprache wenigstens, die Beiden etwas zu beruhigen; sie zu versöhnen aber vermochte er nicht.

„Nun gut!" knirschte der Müllerhans. „Was brauche ich mich mit dem da weiter einzulassen? Ich kann ja gehen und ich gehe!"

„Meinetwegen kann er bleiben, ich gehe, ich gehe," stotterte der Meierfritz und trotz aller Bitten des Wirthes griffen Beide nach Hut und Stock und rannten nach entgegengesetzten Seiten davon.

Am andern Morgen ließ der Müllerhans bei dem Meierfritz anfragen, ob er noch immer den besagten Kuchen für zu hartgebacken

halte? und dieser bei jenem, ob die besagten Würste noch immer versalzen seien? Der Meierfritz antwortete, er bleibe bei dem Hartgebacken, und der Müllerhans ließ sagen, der Teufel solle ihn holen, wenn er versalzene Würste jemals für etwas anderes als versalzene Würste ansehe.

Und so schien nun das Schicksal der Meier-Müller'schen Freundschaft entschieden. Von nun an sprachen beide Männer keine Sylbe mehr mit einander. Zwar dachte anfänglich ein Jeder oft: „Wenn der Andere doch sein Wort zurücknähme!" Zwar juckte ihnen noch oft gar peinlich die Haut, wann die Feierstunde schlug, und sie konnten nicht mehr zusammen hinausgehen zu einem Schöpplein im goldnen Anker; zwar nickten sie einander eine Zeitlang noch aus alter Gewohnheit mechanisch zu, fast ohne es zu wollen, ärgerten sich aber dann und dachte ein Jeder: „Ich kann doch nicht nachgeben in dieser Ehrensache?"

Auch die Weiber trotzten mit einander, da eine Jede in der Wurst- und Kuchenfrage ihres Mannes Meinung theilte und in seiner Ehre ihre eigne gekränkt sah; und die Spannung wurde noch größer, als des Meierfritz Käthe, um ihre Nachbarin Rieke zu ärgern, mit der sie sich so ziemlich gleich gekleidet hatte, sich nunmehr eine sehr theure, ganz neumodische Haube aus der Residenz kommen ließ und im Laden damit prunkte. Nun hätte sich Frau Müller zwar auch eine solche Haube kaufen können; es war ihr aber widerwärtig, wie sie sagte, sich in einen Wettstreit in eitlem Putze einzulassen. Im Stillen ärgerte sie sich aber doch gewaltig über die Haube.

Des Müllerhans Rieke hatte ihren Groll eines Tages so weit vergessen, daß sie des Meierfritz kleinem Franz ein Stückchen Kuchen schenkte, wie sie das früher gar häufig gethan. Der Bube sprang freudig damit zu seinen Eltern hinüber und rief: „Seht, was ich habe! Seht, was ich habe, was mir Pathe Müller geschenkt hat!" Er wurde aber tüchtig ausgescholten und mußte den Kuchen wieder zu der Bäckerin zurücktragen. Von nun an durften nicht einmal die Kinder beider Familien mehr zusammen spielen.

Gar oft mag es nun vorgekommen sein, daß der Müllerhans im Mißmuth wirklich seine Kuchen zu hart buk und der Meierfritz seine Würste versalzte, wenn's früher auch niemals geschehen war.

3. Ein Versöhnungsversuch.

In einem kleinen Städtchen wie Buchenhain war es unmöglich, daß das Zerwürfniß, welches zwischen zwei vor Kurzem noch

so innigen Freunden eingetreten war, nicht viele Wochen lang ein starkes Gerede hätte verursachen sollen. Es war also natürlich, daß es im Anfang gar Viele, die einen geschickter, die andern ungeschickter, versuchten, die beiden Meister wieder mit einander zu versöhnen.

Der Erste, der einen solchen Versuch machte, war der Herr Pfarrer. Er war durch den unheilvollen Zank zunächst um das Geburtstagspräsent und vielleicht noch um manches Andere gekommen, denn die Frau Pfarrerin war keineswegs gleichgültig gegen die Spenden von Eiern, Butter, Mehl und Schinken, mit denen die Pfarrkinder auf dem Lande ihre Zuneigung zu ihrem Pfarrherren auszudrücken pflegen. Allein es war nicht dies allein oder auch nur vorzugsweise, was den geistlichen Herrn antrieb, die Wiederherstellung des gestörten freundschaftlichen Verhältnisses zwischen den beiden Nachbarn zu versuchen; er war in der That ein einsichtsvoller und frommer Mann und hielt es für seine Amtspflicht, überall in seiner Gemeinde auf Einigkeit und Frieden zu wirken; auch war es ihm bekannt, daß er die unschuldige Veranlassung des Zankes gewesen war. Er hatte deshalb schon mehrmals den Meierfritz und den Müllerhans, einen Jeden für sich, vorgenommen und der Versöhnung das Wort gesprochen, allein vergebens. Er beschloß daher ein kräftigeres Mittel anzuwenden.

Eines Sonnabends ließ er den Müllerhans auf morgen früh nach der Kirche vor sich laden. Der Müllerhans verwunderte sich ob dieser Ladung, ahnte aber nichts und sagte zu. Der Meierfritz wurde ebenfalls geladen; der merkte etwas und bereitete sich in Gedanken auf eine Gegenrede vor. „Der Pfarrer," sagte er bei sich selber, „soll mich doch nicht breitschlagen."

Am Sonntag Vormittag nun waren beide Meister in der Kirche, — denn sie fehlten ohne gewichtige Abhaltung nie, — standen aber nicht, wie zur Zeit ihrer Freundschaft neben einander, sondern fast an den entgegengesetzten Pfeilern. Der Pfarrer hielt diesmal eine Predigt über den Text: „Liebet eure Feinde und segnet, die euch fluchen", eine Predigt, gar beredt, eindringend und rührend. Er zeigte, daß Liebe und Einigkeit die höchsten Gebote des Christenthums und die unerläßlichsten Bedingungen auch schon unseres zeitlichen Glückes seien; er zeigte, daß die meisten Uneinigkeiten nicht aus gewichtigen Ursachen, sondern aus kleinlichen, ja oft lächerlichen Anläßen entspringen, wobei gewöhnlich beide Theile im Unrecht seien. Ein Zwist aber, der nicht bald beigelegt, ein Zerwürfniß, das nicht zeitig ausgeglichen werde, befestige sich gleichsam mit der

Zeit immer mehr und mache eine Aussöhnung immer schwieriger. Deshalb sei es nicht nur klug, sondern auch Christenpflicht, solche Zerwürfnisse, zumal wenn sie aus bloßer Hitze und Uebereilung geflossen, auf das Schleunigste auszugleichen und sich einander wieder die Hände zu bieten.

Die ganze Buchenhainer Gemeinde sah die beiden Meister an, die in großer Verlegenheit dastanden und nicht wußten, welche Miene und welche Haltung sie annehmen sollten; denn obschon die Mahnung der Predigt auch jedem Andern gelten konnte, so dachte doch ein Jeder: „Sie ist nicht auf mich, sondern auf den Meierfritz und den Müllerhans gemünzt.“ Der Erstere hielt den Hut vor die Augen, als ob ihn das durch die Kirchenfenster eindringende Sonnenlicht blende; der Andere aber sah beschämt auf das Gesangbuch herab, das er in beiden Händen langsam umherdrehte. Beide waren froh, als die letzten Töne des Liedes verklungen waren und die Kirche aus war. Der Müllerhans eilte zuerst hinaus; der Meierfritz aber wartete, bis die ganze Kirche sich entleert hatte und auch draußen vor dem Platze Niemand mehr zu sein schien; dann ging er langsam hinaus. Draußen sah er den Müllerhans, der eben den Weg nach dem Pfarrhause einschlug. Der Meierfritz stand zögernd da; er wußte nicht, sollte er ihm nachfolgen oder nicht.

Als der Müllerhans zum Pfarrer kam, bot ihm dieser freundlich einen Stuhl und setzte noch einen andern daneben. Er sprach zuerst von gleichgültigen Dingen, kam aber dann auf die eben gehaltene Predigt und fragte den Meister, ob er damit einverstanden sei.

„Ei ja wohl, Herr Pfarrer,“ betheuerte der Meister, „es war nichts als die Wahrheit darin; ich kann es nicht anders sagen.“

„Nun gut; dann wissen Sie, was Sie zu thun haben,“ sagte der Herr Pfarrer, „Meister Meier wird sogleich kommen. Sprechen Sie sich dann ruhig gegen einander aus und reichen Sie sich wieder die Hände. Sie wären längst wieder die alten Freunde, wenn Sie erst nur wieder einmal zusammengekommen wären, nur wieder einmal ein paar Worte gewechselt hätten. Hier auf meiner Stube können Sie das ungestört; darum habe ich Sie auch hierher gebeten und bitte mir das nicht übel zu nehmen, es geschah ja aus freundlicher, christlicher Absicht. Hoffentlich wird meine Gegenwart, die Gegenwart Ihres Predigers und Seelsorgers, Sie nicht stören. Ich will Ihnen nicht noch eine Predigt halten hier im Hause; ich will Sie nur mit einem kurzen, freundlichen Worte zusammenführen

und Sie dann sich selbst überlassen, fest überzeugt, daß Sie dieses Haus nur als Freunde wieder verlassen werden."

In dem Müllerhans schien so etwas wie Rührung und Stolz zu kämpfen. Mit einer gewissen peinlichen Unruhe rutschte er auf seinem Stuhle hin und her, blickte nach der Thür, dann auf den leeren Stuhl neben sich, und horchte scheu auf, wenn sich ein Geräusch hören ließ. Der Pfarrer stand, die Arme auf der Brust gekreuzt, schweigend und den Blick auf ihn heftend, vor ihm.

„Nun gut," sagte der Meister endlich, indem er nachdenklich vor sich hin sah. „Ich will's vergessen; er war zwar im Unrecht, aber ich will ihm die Hand reichen, will thun, als ob nichts vorgefallen wäre; aber was die frühere herzliche Freundschaft, was die alte Liebe betrifft, die kommt denn nun doch einmal nicht wieder. Das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Was nicht sein kann, läßt sich auch nicht gebieten. Er hat mich zu stark beleidigt!"

„Ihre Freundschaft, Ihre Liebe?" sagte der würdige Geistliche. „O ich wette, die hat eigentlich noch gar nicht aufgehört. Nicht Ihre Versöhnung würde eine blos äußerliche sein; nein, Ihr Groll, Ihre Feindseligkeit ist es, die nur etwas Aeußeres und Scheinbares war."

Der Müllerhans schüttelte den Kopf. „Da irren Sie sich gar sehr, Herr Pfarrer."

„O doch nicht so gar sehr; das will ich Ihnen beweisen," sagte dieser. „Neulich als Herr Meier krank war, haben Sie ihn und seine Familie freilich nicht besucht, haben auch gar nicht gethan, als ob Sie nach ihm fragten, haben sich aber gleichwohl alle Stunden höchst angelegentlich und ängstlich bei fremden Personen nach seinem Befinden erkundigt. Haben Sie das nicht?"

„Nun ja, das habe ich," sagte der Müllerhans, „ich that's um seiner Familie willen; die dauert mich."

„Und als Ihr kleines Gretchen neulich gefallen war und man glaubte, sie habe einen Arm gebrochen," fuhr der Pfarrer fort, „so hat auch Herr Meier alle Tage nach ihr gefragt und den Wundarzt gebeten, für das Mädchen ja sein Möglichstes zu thun."

„Das hätt' er gethan, der Fritz?" sagte der Müllerhans fast freudig überrascht.

„Ja, ja, nur freilich durften Sie's nicht wissen."

„Nun, das ist recht hübsch von ihm, und wenn er mich um Verzeihung bittet, so ist's wohl möglich, daß ich auch wieder von

Herzen sein Freund werde," sagte der Müllerhans. „Weiter kann ich aber nicht nachgeben, um Verzeihung bitten muß er mich."

Der Pfarrer sah wohl, daß sich der Meierfritz nicht so leicht zu einer Abbitte würde bewegen lassen, daß er sie im Gegentheil von dem Müllerhans fordern würde. Gleichwohl würde vielleicht die Sache diesmal beigelegt worden sein, wenn nur der Meierfritz gekommen wäre. Man wartete und wartete, allein er kam nicht. Den Müllerhans verdroß das tief; er sah darin einen Beweis, daß der Meierfritz auf die Wiedererlangung seiner Freundschaft keinen Werth lege. Natürlich war auch der Pfarrer unmuthig. Beide trennten sich.

Der Meierfritz hatte keine große Lust gehabt, der Ladung des Pfarrers zu folgen. Er war böse darüber gewesen, so öffentlich abgekanzelt worden zu sein, oder hatte sich gefürchtet, „breitgeschlagen" zu werden. Vielleicht aber wäre er dennoch gegangen, wären, als er noch so unschlüssig dagestanden, nicht weit von ihm zwei Dienstmädchen vorübergegangen, von denen die eine die andere in die Seite gestoßen und mit einem verstohlenen Blick auf den Meister halb leise gesagt hatte: „Siehst Du, Eva, das ist der mit den versalzenen Würsten, auf den es der Pfarrer heute gemünzt hat!"

Die versalzenen Würste hatten den Ausschlag gegeben. Der Meister hatte die Worte gehört. Von Neuem wuthentbrannt hatte er sich umgewendet und war nach Hause gerannt.

Der Meierfritz ging nun eine Zeit lang gar nicht mehr in die Kirche, wenn der Pfarrer predigte, und dieser gab alle weitern Versuche zur Wiederversöhnung der beiden Männer auf.

4. Eine Friedenskonferenz wie viele.

Von nun an machte lange Niemand einen Versuch mehr zur Aussöhnung der Nachbarn. Es war aber Jemand, der doch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben hatte, diese Aussöhnung zu bewerkstelligen. Das war Herr Erich, der wohlbestallte Wirth zum goldnen Anker, ein Mann, der sich auf seine Pfiffigkeit nicht wenig zu Gute that und Alles besser zu wissen und zu machen behauptete, als andere Leute. Er war es ja vor Allen, der die Spannung zwischen dem Müllerhans und dem Meierfritz am bittersten empfand. Beide Männer waren früher fast tägliche Gäste gewesen und hatten gar manchen schönen Thaler im goldnen Anker sitzen lassen. Auch hatten sie daselbst öfter bei Gelegenheit glücklicher Familienereignisse oder andrer Feste bald größere, bald kleinere Schmausereien ausgerichtet,

bei denen sie sich niemals „lumpen" ließen. Das fiel denn nun freilich Alles weg. Kam jetzt der Meierfritz nicht, weil er meinte, der Müllerhans könne da sein, so erschien auch der Müllerhans nicht, weil er befürchten mußte, den Meierfritz zu treffen.

„So darf's nicht länger mehr bleiben," sagte Herr Erich eines Abends, als eben von jener Spannung stark die Rede war, zu seinen Stammgästen, „so darf's nicht länger mehr bleiben; der Hans und der Fritz müssen wieder zusammengeleimt werden. Was wetten Sie, meine Herren, ich bring's zu Stande? Der Pfarrer freilich, der hat's nicht gescheidt genug angefangen. Hat er ihnen nicht in der Kirche gesagt, sie hätten Beide Unrecht. Nichts damit, man muß ihnen gerade beweisen, sie hätten Beide Recht. Passen Sie auf, meine Herren, ich leime sie wieder zusammen so prächtig, daß keine Seele bemerken soll, daß jemals ein Riß dagewesen ist. Ich will nicht mehr Balthasar Erich heißen, wenn ich's nicht thue."

Und da er einst den hölzernen goldnen Anker, der an einer Stange draußen über dem Gasthofthore hing, aber mit der Zeit ziemlich mangelhaft geworden war und seinen Glanz ganz verloren hatte, wieder herstellen und neu hatte vergolden lassen, so beschloß er zu Ehren dieses erneuerten Hausschmuckes seinen Stammgästen ein Frühstück zu geben, zu welchem auch der Meierfritz und der Müllerhans eingeladen werden sollte. Er gedachte damit gewissermaßen zwei Fliegen mit Einer Klappe zu schlagen. Das Frühstück hatte er seinen Gästen schon lange versprochen, und sein Wort mußte er lösen, wenn er nicht fortwährenden Sticheleien ausgesetzt sein wollte. Gelang es nun aber, wie er hoffte, der Gesellschaft und dem Weine, die beiden Männer zu versöhnen, so wurden ja die Unkosten des Schmauses durch den reichen Gewinn, den diese Versöhnung dem goldnen Anker sicherlich bringen müßte, voraussichtlich weit überwogen.

Mit den Stammgästen wurde Alles vorher abgekartet, wie man sich gegen die beiden Meister, wenn sie kämen, zu benehmen habe, und Herr Erich ließ sich gerne überreden, die Festrede zu halten, die hauptsächlich an den Meierfritz und den Müllerhans gerichtet werden und deren Herzen dermaßen bearbeiten sollte, daß sie nicht umhin könnten, aufzuspringen und einander in die Arme zu fallen. Daß man ihn zum Festredner erwählte, fand Herr Erich sehr begreiflich, denn einen Andern hielt er nicht für fähig dazu.

An dem bestimmten Morgen nun erschien der Gastwirth bei dem Müllerhans und lud ihn ein. Zwar werde auch der Meier-

fritz vermuthlich erscheinen, sagte er zu dem Bäckermeister, die ganze Gesellschaft aber sei bekanntlich auf seiner, des Müllerhans Seite, und wisse, daß der Meierfritz seine Würste zuweilen versalze. Der Müllerhans zögerte. Er dachte aber am Ende: „Was soll ich mich um des Fritz willen um ein gutes Frühstück bringen?" Auch war er vielleicht einer Wiederannäherung gerade noch nicht abgeneigt; genug, er versprach zu kommen.

Jetzt machte Herr Erich einen kleinen Umweg und ging, ohne vom Müllerhans oder dessen Familie bemerkt zu werden, zum Meierfritz und wiederholte dasselbe Manöver, nur daß er versicherte, die ganze Stadt wisse recht gut, daß der Müllerhans an dem bewußten Tage seinen Kuchen zu hart gebacken habe.

Bei dem Meierfritz hatte Herr Erich noch einen viel schwereren Stand; endlich aber gelang es seiner unermüdlichen Beredtsamkeit dennoch, auch diesen herumzubringen.

Im Herzen sich selbst „Bravo!" zurufend, eilte Herr Erich nach Hause.

Das Frühstück begann, als die Gäste alle gekommen. Der Meierfritz und der Müllerhans ließen sich's schweigend gefallen, an die ihnen bestimmten Plätze gesetzt zu werden. Sie blickten aber kaum nach einander hin, und die auffällige Aufmerksamkeit, womit die Gesellschaft ihr Betragen beobachtete, war nur geeignet, sie noch schüchterner und einsylbiger zu machen. Herr Erich, der halb festlich wie ein Gast, halb kellnermäßig gekleidet eine weiße Serviette unter dem Arm trug, bald mitspeiste und sich bedienen ließ, bald umherlief und selber mitbediente, suchte diese Einsylbigkeit und überhaupt die etwas gedrückte Stimmung, die in der Gesellschaft herrschte, durch allerhand Anekdötchen, Witze und geistreichseinsollende Bemerkungen zu verscheuchen, schenkte fleißig ein und ermahnte zum Trinken. Als nun der Wein anfing seine Wirkung zu äußern und die Stimmung ziemlich lebendig geworden war, als selbst die beiden Meister sich mit ihren Nachbarn recht ungezwungen und heiter unterhielten, da sah man es Herrn Erich wohl an, daß er es an der Zeit hielt, mit der wohleinstudirten Rede, die er auf dem Herzen hatte, herauszurücken. Denn bald schob er sein Käpplein rechts, bald links, bald räusperte er sich, bald strich er sich den Backenbart, bald lächelte er diesem, bald nickte und zwinkerte er jenem zu.

„Herr Erich will eine Rede halten!" rief plötzlich eine Stimme aus der Gesellschaft.

„Still, still!“ rief eine andere Stimme, und es wurde in der That auch mäuschenstill.

„Er soll aber auf einen Stuhl steigen, daß man ihn besser sehe und höre!“ unterbrach ein Dritter die Stille.

Herr Erich nahm sein Käpplein ab, trank eilig sein Glas aus, um sich noch etwas zu stärken, schob seinen Stuhl zurück und versuchte darauf zu steigen. Es gelang dies dem dicken Manne aber nur mit Hilfe seiner beiden Kellner. Die ganze Gesellschaft kicherte. Als er endlich wohlbehalten oben stand, bat er die Gesellschaft, sie möchten sich Alle ihre Gläser füllen und ihm auch das seinige, wieder gefüllte, reichen, ein Wunsch, der ihm auch sogleich sehr willfährig erfüllt wurde. Dann fuhr er sich mit der Serviette über die Stirn, räusperte sich noch einmal und sein volles Glas emporhebend, begann er mit feierlicher Stimme:

„Meine geehrten und lieben Herren Gäste! Es ist ein für ganz Buchenhain sehr bedeutungsvolles Fest, das wir heute begehen. Neuerstanden, wie ein Phönix, glänzt draußen der goldne Anker über dem Thore des ältesten und ersten Gasthofes unserer guten Stadt, dem Fremden ein sicherer Beweis, daß auch wir mit der Zeit fortgehen, daß auch bei uns Neues aufblüht aus den Ruinen. Gleichwie aber der Anker das Sinnbild der Hoffnung ist, so hoffe auch ich, daß Sie, meine geehrten Herren Gäste, diesem meinem Gasthause, dem ersten und ältesten unserer guten Stadt, das schöne Vertrauen und die herrliche Kundschaft bewahren werden, die Sie ihm bisher geschenkt haben. Ich hoffe aber zugleich noch, daß wir dieses kleine Fest, das ich Ihnen zu geben die Ehre habe, zu einem schönen Doppelfeste werden machen können, indem wir zwei Männer, die uns bis jetzt so lange untreu waren, die wir aber heute wieder in unsrer Mitte sehen, von nun an in dieser unsrer Mitte nimmer wieder vermissen werden.“

Alles war still. Der Müllerhans, der sich halb nach dem Wirthe umgewandt hatte, um diesen anzuhören, kehrte sich wieder nach der Tafelseite und rutschte auf seinem Stuhle unruhig hin und her. Der Meierfritz hustete ärgerlich.

„Ja, meine Herren,“ fuhr der Wirth mit erhobener Stimme fort, „gleichwie der goldne Anker draußen, der an vielen Stellen Risse bekommen hatte und ganz unscheinbar geworden war, nun wieder gehörig zusammengefügt und neu vergoldet prangt, so wollen wir auch eine alte Freundschaft, welche auseinander gerissen ist, von neuem zusammenkitten.“

Hier hustete der Müllerhans und der Meierfritz ließ kopfschüttelnd ein ziemlich starkes Brummen hören.

Dem Wirthe entging dies nicht, und es brachte ihn sichtlich aus dem Concept.

„Denn gleichwie der Anker das Sinnbild der Hoffnung ist," fuhr er mit ermatteterm Redeflug fort, „und gleichwie Freundschaft und Hoffnung — und Hoffnung und Freundschaft, — gleichwie die beiden — die beiden — Freundschaft und Hoffnung —"

Der Meierfritz trommelte ärgerlich mit der Gabel auf dem Teller und der Wirth war gänzlich aus seiner Rede heraus.

„Meiner Seele," platzte er ziemlich ärgerlich in seinem gewöhnlichen Tone heraus, — „was soll ich da noch für ein lang Geschwätz machen? Da sitzen nun die verehrten Meister Meier und Müller und gucken einander nicht an! Der Kuckuck soll uns aber holen, wenn wir sie nicht wieder zusammenbringen! Ja, Fritz und Hans, steht nur ohne Umstände auf und gebt Euch die Hände und trinkt auf Eure Gesundheit. Seid Ihr nicht rechte Thoren gewesen, Euch zu zanken! Und warum? Um solche Kleinigkeiten, wie Wurst und Kuchen! Das sind doch, zum Henker, bloße Lumpereien!"

„Kleinigkeiten?" brummte der Bäcker, „meine Kuchen Kleinigkeiten?" —

„Lumpereien? Meine Würste Lumpereien?" stotterte der Fleischer. —

„Habt Ihr denn nicht am Ende alle Beide Recht gehabt bei dem Streite?" fuhr der Wirth fort. „Was ist's denn am Ende weiter, wenn Einem einmal das Gebäck mißräth oder man versalzt die Würste? Mir wenigstens passirt das alle Tage! Und so wird's Euch wohl auch passirt sein, und schon oft passirt sein und noch gar viele Male passiren!"

Aber da hatte er es schlecht getroffen!

„Ihr seid ein Esel, Erich," schrie der Müllerhans, sprang auf, stieß seinen Stuhl um, warf trotz des delicaten Aales Messer und Gabel auf den Teller und lief wie ein toller Hahn davon.

„Diesmal hat er Recht! Ja ein Esel seid Ihr!" stotterte seinerseits der Meierfritz und rannte ebenfalls davon, stieß aber im Davonlaufen an den Stuhl, auf welchem Herr Erich stand.

„Zu Hülfe! ich falle, ich falle!" schrie dieser, und ungeschickt herabspringend purzelte er ziemlich unsanft auf den Boden. Das Glas war in Scherben gebrochen und der Wein hatte seine weiße Weste roth gefärbt.

„Bravo! Bravo!“ schrie jetzt die ganze Gesellschaft, die während der Rede lautlos dagesessen hatte, und brach in ein schallendes Gelächter aus.

Verdutzt und mit langem Gesichte erhob sich Herr Erich wieder. Er sah nun, daß er es selber mit den Beiden verdorben, die Kosten des Schmauses umsonst getragen hatte und obendrein einen Esel mußte auf sich sitzen lassen.

Der Erfolg des erzählten Vermittlungsversuchs war, daß die beiden Meister einander noch feindseliger wurden. Sie vermieden sich nun Beide noch um Vieles ängstlicher als sonst, und wenn sie sich begegneten, wandten sie den Blick seitwärts, spuckten auch wohl aus oder murmelten allerlei Schimpfreden. Dabei fehlte es natürlich auch auf beiden Seiten nicht an Zuträgern und Aufhetzern, die der Feindschaft stets neue Nahrung zubrachten, auch waren ohnehin bei Gelegenheit des Streites über Wurst und Kuchen alle Erinnerungen an alte, längstvergessene Verdrüsse und Streitigkeiten wieder aufgetaucht. So war es Rechthaberei und Starrköpfigkeit auf der einen Seite, Aufhetzen, Zwischenträgerei und wohl auch Gewinnsucht auf der andern, was den Hader erhielt und steigerte. Jedes hastige Wort, das dem Einen entfuhr, jede beißende Antwort von ihm wurde flugs, mit stacheligen Zusätzen vermehrt, hinübergetragen; die unbedeutendste Aeußerung in des Andern Munde wurde zum Pfeile gespitzt, das nichtssagendste Wort zum Schwertstreich gemacht.

„Ich habe manchmal bei Feuersbrünsten zugesehen,“ so sagt ein deutscher Schriftsteller, „wie die Leute eine Reihe machen, vom Brunnen bis zum Feuer, und die Wassereimer Hand in Hand reichen. Gerade so geht's auch, wo Hader und Zwietracht brennen; da laufen auch die Eimer aus einer Hand in die andere, aber der Brunnen, aus dem geschöpft wird, ist mit Oel gefüllt.“

So ging es auch hier. Die Leute, die es aufrichtig mit den beiden Meistern und ihrer Versöhnung meinten, zogen sich nunmehr zurück, und es kam bald so weit, daß der eigentliche Anlaß des Haders, der Zank über „hartgebacken“ und „versalzen“, durch neue, viel bedeutendere Verdrüsse ganz in den Hintergrund gedrängt, ja beinahe vergessen wurde.

Beide Männer fingen nun auch an, einander die Kunden zu verscheuchen und so sich auch in ihrem Nahrungsstande zu schaden. Höchst fatal war es ihnen jetzt, daß sie nebeneinander wohnten; es wollte aber doch Keiner sein wohleingerichtetes Haus verlassen und

mit einem andern vertauschen; es wünschte nur ein Jeder, der Andre möchte das thun. Der Meierfritz hatte die Idee, sein Haus blau anstreichen und noch einen Stock darauf setzen zu lassen, nur um die Symmetrie zu stören. Es kam aber nicht zur Ausführung. Natürlich waren auch nicht blos die ganzen Familien, sondern auch alle Sipp- und Verwandtschaften mit in den Hader gezogen, und man hätte zuletzt in Buchenhain von zwei Feinden nicht mehr sagen können: „sie leben wie Hund und Katze", sondern: „sie leben wie der Meierfritz und der Müllerhans."

5. Ungerathene Kinder.

So gingen denn Jahre über diese Feindschaft hin, und die beiden Meister befanden sich eben nicht wohl dabei; der Groll verbitterte ihnen gar sehr die Freude am Leben und an der Arbeit. Mit der Zeit freilich machte auch dieser Groll allmälig einer größern Gleichgültigkeit Platz; man wurde ruhiger und bekümmerte sich weniger mehr um einander.

Eines Tages nun war viel Jubel und fröhliche Bewegung in dem Hause des Meierfritz. Es war nämlich sein Sohn Franz nach mehrjähriger Abwesenheit aus der Fremde zurückgekehrt. Der Franz hatte seines Vaters Handwerk erlernt und war nunmehr ein großer, kräftiger und ziemlich hübscher Bursch geworden, den seine Eltern beim ersten Anblick kaum wiedererkannt hatten. Das war doch wenigstens einmal wieder ein heller Freudentag unter so vielen trüben! Der Franz besuchte alle seine alten Freunde und Bekannte; zu Müllers ging er aber natürlich nicht. Der Franz sollte noch eine Zeitlang dem Vater im Geschäfte beistehen und dann entweder ein eignes gründen oder das väterliche übernehmen; denn der Alte war des Geschäftes, namentlich in Folge seines Haders mit Müller, so ziemlich überdrüssig geworden, und überdies hatte er zu leben.

Am nächsten Sonntag sagte der Vater zu ihm: „Heut Abend ist Tanz in der Weintraube zu Wallstedt; gehst Du auch auf den Tanzboden?"

Die Weintraube in dem nahen Dorfe Wallstedt war nämlich der Ort, wo sich die Buchenhainer tanzfähige Jugend in der Regel des Sonntags erlustigte.

„Sehr große Lust habe ich eben nicht," erwiederte Franz und sprach damit auch die Wahrheit. Denn trotz seiner Jugend war er merkwürdigerweise eben kein besonderer Freund vom Tanzen und hatte noch gar nicht an den Wallstedter Tanz gedacht.

„Lieb wär' es mir allerdings," sagte der Vater, „wenn Du nicht hingingest. Müllers Grete geht hin, und ich sehe es nicht gern, wenn Jemand von uns in solcher Gesellschaft erscheint."

„Ei das Müllergretel, das kleine Ding, geht denn das auch schon zum Tanz?" fragte verwundert der Sohn, der seine ehemalige Gespielin noch nicht wiedergesehen, ja nicht einmal nach ihr gefragt, noch an sie gedacht hatte.

„Das kleine Ding ist nun auch groß geworden, so gut wie Du!" sagte der Vater, „und trägt die Nase gar hoch."

„Ist sie denn hübsch?"

„J nu, sie bildet sich's wenigstens ein."

Gegen Abend, als der Franz ausging, dachte er bei sich: „Aber warum soll ich nun eben nicht nach Wallstedt gehen? Gerade hätt' ich Lust. Bin ja doch auch kein Lehrling mehr, dem man so etwas verwehrt, sondern bin Gesell und werde bald Meister. Und was geht mich denn die Grete an? Das kleine Närrchen wird mir doch wahrhaftig keinen Schaden zufügen. Ist sie denn so 'was Besonderes? — Hm, ich wäre doch neugierig."

Und er blieb plötzlich stehen, sah gerade vor sich hin, als fasse er einen Entschluß, und schlug mit den Fingern ein knallendes Schnippchen. Wir werden gleich sehen, was dieses Schnippchen zu bedeuten hatte.

Und am Abend desselbigen Tages, drüben bei Müllers, stand, sorgfältig geputzt, ein blauäugiges Mädchen vor dem Spiegel und steckte eben wohlgefällig eine Rose in das blonde Haar. Es war ein recht hübsches, dralles Kind, und man konnte es ihr nicht verdenken, daß sie sich im Spiegel besah.

Ihr Vater aber hob den Zeigefinger. „Höre, Gretchen, daß Du mir nicht etwa mit dem Meierfranz tanzest, wenn der heut' hinkommt!"

„Was denkt Ihr, Vater?" antwortete sie rasch mit dem Tone einer Gekränkten. „Ich mich mit dem Buben einlassen, der mich sonst nur geneckt und geschlagen hat, besonders seid Ihr uneinig wurdet mit den Meiers? Der sollte mir nur kommen," setzte sie lustiger hinzu, „und Ihr solltet sehen, Vater, wie ich ihm — ha! ha!" Sie machte schnippisch die Geberde, womit man einen Korb austheilt.

„Wissen möcht' ich aber doch, wie er jetzt aussieht!" setzte sie nach einer Weile leiser hinzu. Denn sie hatte den Franz bis jetzt zufälligerweise nur von weitem und noch dazu von hinten gesehen.

Wer an dem nämlichen Abende um einige Stunden später in

das fröhliche Gewühl des Tanzsaales zur Weintraube in Wallstedt getreten wäre, der hätte einen recht schmucken Burschen und ein nettes Mädel gewahren können, die beide die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zogen. Die beiden jungen Leute hatten sich erst sehr schüchtern einander genähert, waren aber immer unbefangener und wärmer geworden, und zuletzt plauderten und schäkerten und tanzten sie fast ohne Aufhören zusammen und hielten sich beim Tanze gar warm und fest umfaßt und wollten fast nimmer von einander lassen. Noch niemals hatte man in der Weintraube ein Pärchen so behend und anmuthig tanzen sehen. Es war aber dieses Pärchen Niemand anders, als Meiers Franz und Müllers Gretchen. —

Am andern Tage sprach man fast in ganz Buchenhain davon, daß der Meierfranz und das Müllergretchen in der Weintraube zusammen getanzt, und es konnte nicht fehlen, daß auch den Eltern Beider erst leise Andeutungen, dann ganz bestimmte Nachrichten hiervon zu Ohren kamen.

Die jungen Leute konnten natürlich nicht läugnen. Man kann sich denken, wie ungeheuer die Entrüstung in den beiden Familien über die ungerathenen Kinder war, die sich unterstanden hatten, dem Zwiste ihrer Eltern so recht zum Trotz, sich freundlich mit einander einzulassen. Der alte etwas eingeschlummerte Groll erwachte von Neuem und sollte von nun an immer wieder stärker angefacht werden. — Die beiden jungen Leute zeigten von jetzt an ein sonderbares, sehr verändertes Wesen. Während sich der sonst so lustige und lebensfrohe Franz mehr still und in sich gekehrt zeigte, ward das ehemals so sanfte und ruhige Gretchen lebendiger und flinker und trällerte heitere Lieder vor sich hin. Beide vergaßen in der Zerstreuung gar oft bald dies, bald jenes, und passirte ihnen mancher Unschick. Nicht selten hackte Franz die Würste nicht klar genug, und Gretchen gab manchmal den Kunden für ihr Geld zu viel Waare. Beide Familien merkten zu ihrem Entsetzen wohl, woran das lag, und konnten nicht lange mehr daran zweifeln, daß sich die jungen Leute liebten, ja öfter heimlich sahen und sprachen.

„Von wem hast Du diese Haare hier!“ fragte eines Tages der Müllerhans, indem er mit strenger Miene vor seine Tochter trat und auf eine kleine braune mit einem rothen Bändchen zusammengebundene Locke zeigte, die er in einem sehr versteckten Fache ihres Nähtisches gefunden hatte.

„Ach Gott, — lieber Vater“ —

„Von wem hast Du die Locke hier?“ fuhr er sie heftig an.

„Ich habe sie — seid nur nicht böse, — es ist nicht meine Schuld —“

„Ich frage, von wem?“

„Von Meiers Franz,“ weinte das Mädchen.

Sogleich klatschten ein paar tüchtige Schellen auf Gretchens zarten Wangen, und es erhob sich ein Lärm, der nimmer enden wollte; man hörte ein Schreien, Drohen, Schelten und Weinen, daß das Haus in allen Fugen zu wackeln schien.

Fast gleichzeitig ging es aber auch daneben bei Meiers los. Der Alte hatte wahrgenommen, daß der Sohn eine Rose, die an seinem Hute gesteckt hatte, verloren und nun mit einem Eifer suchte, als wäre sie ein köstliches Juwel. Mit Recht schloß er, daß diese Rose nicht unmittelbar von einem Busche an den Hut gekommen war. Nun gab es von Neuem Zank. Aber der Sohn, ein offener, unerschrockener Bursch, trat diesmal frei mit der Sprache heraus und eröffnete dem Vater unumwunden, er habe das Müllergretchen lieb, viel lieber als das eigene Leben, und habe Lust, sie zu heirathen und nimmer eine andere.

Himmel! Wer kann die Wuth beschreiben, die den Alten bei dieser trotzigen Rede seines Sohnes förmlich schüttelte. Eine Fluth von Vorwürfen und Schimpfworten regnete auf den Sohn herab.

„Was gehen mich und Gretchen Euere Händel an?“ rief Franz aus. „Sollen wir Euren lumpigen Streit entgelten, den Ihr besser thätet beizulegen?“

Damit kam er aber schön an. „Ungerathener Sohn, — aus dem Hause jagen, — enterben, — Fluch“ — das waren die Worte, welche aus dem Schwall wilder Drohungen, die der Alte ausstieß, verstanden wurden.

Genug, es war bei Meiers und Müllers ein Lärm, von dem das ganze Städtchen sprach.

Indessen mußte sich das Gewitter in beiden Häusern endlich auch einmal austoben; es blieb aber eine gar unheimliche Schwüle zurück. Müller und Meier, die einander von nun an noch viel aufgesessener wurden, als früher, sprachen daheim Tage lang kaum ein Wörtchen. Den Kindern ward auf das Strengste untersagt, einander zu sehen und zu sprechen, und Franz und Gretchen, wollten sie nicht den fürchterlichsten elterlichen Zorn auf sich laden, mußten zu solchen Verboten wenigstens schweigen.

Sie trafen sich aber nach wie vor, bald da, bald dort. Denn

mußte das Gretchen etwa auf den Markt gehen, so hatte auch der Franz einen nothwendigen Gang zu thun; und ging der Franz mit den Hunden fort, um Vieh zu holen, so erklärte das Gretchen, es müsse der Tante Bärbel die Wäsche aufhängen helfen, oder so etwas dergleichen. Nun freilich, die Wäsche hing sie wohl auf; aber vorher oder nachher trafen sich die zwei Liebenden außerhalb der Stadt und wandelten eine Zeitlang Hand in Hand in stummer Wonne oder unter traulichem Kosen durch das schöne Thal oder über die herrlichen bewaldeten Hügel dahin und spannen zusammen süße Träume der Zukunft, während die Eltern mürrisch daheim saßen und in düsterm Grolle brüteten.

Aber auch von diesen Schlichen bekamen die Alten bald Wind, und nun ging der Lärm von Neuem und zwar noch entsetzlicher los.

„Ich lasse Dich auf jedem Schritt beobachten!“ — fuhr der Meierfritz seinen Sohn an.

„Du darfst mir gar nicht mehr ausgehen!“ donnerte der Müllerhans zu seiner Tochter.

Und sie Beide hielten nach Möglichkeit redlich Wort. Das Mädchen durfte kaum noch aus dem Hause, und der Meierfritz richtete seinen jüngsten Sohn Bernhard, einen Buben von zwölf Jahren, dazu ab, daß er dem Bruder auf seinen Gängen als Spion und Aufseher nachschlich, und der pfiffige Junge stellte sich hiezu auch recht gelehrig an und bereitete seinem Bruder manchen Verdruß.

Doch was half's? Der Franz und das Gretchen hätten nicht in benachbarten Häusern wohnen sollen, in denen es selbst bei dem besten Willen fast unmöglich war, sich nicht zu sehen, dagegen von sehr vielen Seiten sehr wohl möglich, sich nicht nur zu sprechen, sondern sich auch die Hände zu drücken.

„Was nur die Grete heute so lange hinten im Garten zu thun hat?“ sagte der Müllerhans eines Tages zu seiner Frau.

„Sie pflückt Stachelbeeren. Es soll ja morgen Stachelbeerkuchen gebacken werden.“

Der Alte schüttelte den Kopf. „Ja, mein Gott, in der Zeit könnte man ja sämmtliche Stachelbeeren im ganzen Garten gepflückt haben. Sieh' doch 'mal nach.“

Und Frau Müller trippelte leise nach dem Garten, der unmittelbar an den hinter dem Hause liegenden Hofraum angrenzte, aber vom Hause aus wegen dichten und hohen Laubwerks nicht gut überblickt werden konnte.

Nun? Pflückte denn Gretchen wirklich Stachelbeeren?

Ei, ja wohl! Sie kauerte ja hinter einem dichten Busche. Aber es kauerte und pflückte noch Jemand mit. Oder vielmehr sie hatten Beide schon gepflückt und hatten jetzt vermuthlich sehr wichtige und heimliche Dinge mit einander abzumachen, so sehr waren sie in einander vertieft und hörten die Mutter nicht kommen.

„Ei, seht mir doch! Das ist ja ganz allerliebst!" ließ sich plötzlich die Stimme der Mama hören. Gretchen fuhr zusammen, und schnell wie ein Eichhörnchen kletterte eine schlanke Gestalt über die nicht sehr hohe Mauer hinweg, die den Müller'schen Garten von dem Meier'schen trennte.

Wie die Mutter zankte und der Vater wüthete, und wie es das Gretchen zwei ganze Tage über herzlich schlecht hatte, brauche ich wohl Niemanden zu erzählen, der einmal unter ähnlichen Umständen Stachelbeeren gepflückt hat. Uebrigens pflückte von nun an die Mutter die Stachelbeeren selber.

„Was nur der Franz jetzt des Abends immer oben auf dem Dachboden zu thun hat?" murmelte einst der Meierfritz, den Kopf bedenklich schüttelnd. Und eines Abends, als der Franz wieder hinauf schlich, schlich er ihm nach.

„Bist Du oben, Gretchen?" fragte Franz halbleise zu einem Dachfenster hinaus, das nach hinten zu lag.

„Ja, Franz, ich nehme die Wäsche ab," lispelte es ziemlich vernehmlich zurück, und siehe da! rasch schwang sich der Jüngling empor und war eben im Begriff, durch das ziemlich schmale Fenster zu kriechen, vermuthlich um über das Dach zu klettern und auf dem jenseitigen Boden Wäsche abnehmen zu helfen, als ihn der Vater plötzlich bei den Beinen ergriff und ziemlich unsanft zurückzog.

Mit der erwarteten idyllischen Schäferstunde war es nun aus, und der alte Meier ließ alle einigermaßen gefährlich aussehenden Dachfenster mit Brettern vernageln.

6. Ein Verräther.

Ganz hinten in der Ecke des Müller'schen Gartens, da wo er an den Meier'schen gränzte und beide an einen dritten stießen, war eine Jelängerjelieberlaube; daneben auf der Meier'schen Seite eine gleiche. Beide Lauben hatten sich dicht in einander verzweigt und bildeten gleichsam nur eine einzige, welche aber von der mitten durchlaufenden Gartenmauer in zwei Hälften geschieden wurde. In dieser Laube nun standen an einem schönen Sommerabende in einem unbewachten Augenblicke das Gretchen auf einer Lattenbank auf der

einen Seite und der Franz auf der andern, und waren über die Mauer hinweg in einem leisen und eifrigen Gespräch begriffen.

„Du thatest aber mit der Lisbeth auch gar zu schön", sagte Gretchen in halb vorwurfsvollem, halb freundlichem Tone.

„Ei, Du Närrchen", erwiederte Franz, „sie ist meine Base, sie redete mich an, und ich mußt' ihr doch Rede stehen."

„Ei ja doch, Rede, aber das war doch auch gar zu lange und zu freundlich; Du mußt Dich ein Bissel zurückziehen, Du hast nun Dein Theil."

„Seht nur doch 'mal die kleine Närrin", lispelte Franz, indem er dem Mädchen mit der flachen Hand einen leichten zärtlichen Streich auf die runde Wange gab, „fängst schon recht hübsch an zu befehlen und hast mich noch gar nicht. Uebrigens, Gretchen, wer war es denn neulich in Eurem Laden, der sich so recht eifrig mit dem hübschen Waltersjörg unterhielt?"

„Das war ich. Man kann doch nicht unfreundlich gegen seine Kunden sein."

„Nun, und kann ich es denn? Sieh', wenn wir uns erst geheirathet haben und ich habe mein eigen Geschäft, da muß ich erst ganz besonders freundlich sein gegen die Kunden, namentlich gegen die Weiber und die Mädels. Denn die sind es doch zumeist, die die Kundschaft ausmachen. Du weißt gar nicht, wie gut es ist, wenn man mit den Mädchen ein Bischen freundlich thut; sie kommen dann immer wieder. Und was ist's denn auch weiter, wenn man 'mal so ein hübsches junges Mädchen in die Wangen kneift oder ihr . . ."

„Willst Du schweigen, Du Garstiger", fiel Gretchen hastig ein und hielt ihm den Mund zu. „Du weißt, daß Du mich ärgerst durch solche gottlose Reden. Sprechen wir lieber von 'was Anderm. Wo warst Du denn gestern, Franz? Ich habe Dich gestern den ganzen Tag nicht gesehen."

„Mußte hinauf in den Wald zum Förster Woldemann, habe dem einen Ochsen abgeschlachtet. — Aber wo gingst Du denn heut Vormittag hin, Gretchen? Ich sah Dich ausgehen, und zwar recht geputzt."

„Ich war in der Kirche. Die Wolfshanne wurde getraut. Sie sah wirklich recht hübsch aus in ihrem blauen seidenen Hochzeitskleide, wahrhaftig viel, viel hübscher als sie sonst aussieht."

„Nun, Du kannst ja zu Deiner Hochzeit auch so ein Kleid tragen, nicht wegen des Hübscheraussehens, mein' ich, sondern nur weil Dir's gefällt."

„Ein blauseidenes Kleid gerade zu meiner Hochzeit? Nein, Franz, das gefällt mir just nicht, wenigstens nicht an einem so ernsten Tage. Weiß muß es da sein mit blauem Besatz, weißt Du, und vorn an die Brust gehört ein rothes Röschen. Und um den Hals trag ich die lange, schwere goldne Kette von der seligen Großmutter, und in den Brautkranz müssen weiße Röschen kommen.“

„Nun gut, Gretchen,“ sagte Franz, „dann werd' ich Dir ein weißes Kleid kaufen.“

„Spare Dir nur 'was Tüchtiges, Franz,“ fuhr geschwätzig das Mädchen fort, „denn wenn ich auch eine Ausstattung bekomme und allerlei Hochzeitsgeschenke, wir brauchen doch noch gar mancherlei, was wir wohl selber werden kaufen müssen. Denke doch nur! Wir brauchen — — ja, was brauchen wir denn Alles?“ setzte sie nachsinnend hinzu. „Nun, sieh', erstens brauchen wir einen runden Tisch und ein halb Dutzend Stühle in unser Putzstübchen.“

„In unser Putzstübchen?“ lächelte Franz. „Ei, Gretchen, wozu brauchen wir denn ein Putzstübchen?“

„O, ein Putzstübchen mußt Du mir schaffen, sonst werd' ich böse“, schmollte das Mädchen. „Bedenk' doch, Franz, ein Putzstübchen brauchen wir höchst nothwendig. Denn erstens, wenn wir zum Beispiel Sonntags oder sonst einmal nichts zu thun haben und so recht für uns allein sein wollen und — und wenn auch gar Niemand hineinkäme, ein Putzstübchen **muß** nun einmal sein. — Ja, und woran ich noch gar nicht gedacht habe, es gehört auch ein schöner großer Spiegel hinein und ein Glasschrank und ein Nähtischchen und ein Sopha, gelt Franz?“

Der Franz sah bedenklich vor sich hin.

„Da hat man's“, sagte das Mädchen halb scherzend, halb vorwurfsvoll, „da ist er gleich anderer Meinung.“

„Nein, nein, Gretchen!“ rief Franz, indem er ihren entblößten Arm küßte, „Du sollst ja das Alles, Alles haben und noch zehnmal mehr!“

„Siehst Du, lieber Franz“, sagte das Mädchen mit verklärtem Blick, „das wird gar schön werden, wenn wir uns haben. Du sollst 'mal sehen, wie hübsch ich Dir Alles einrichten, wie nett und sauber ich Dir Alles halten werde. Und Dich“, setzte sie hinzu, seine beiden Hände ergreifend und wiederholt an einander patschend, so daß es jedesmal tüchtig klatschte, „Dich werde ich pflegen wie ein Püppchen. Ganz früh' schon, ehe Du aufstehst, Franz, werde ich munter sein und Dir den Kaffee kochen, und den ganzen Tag über

werde ich Dir beistehen im Geschäft, und des Mittags werde ich Dir 'was Tüchtiges kochen, alle Tage Dein Leibgericht, und wenn Du fertig bist mit Deiner Arbeit oder kommst vom Lande, dann wisch' ich Dir den Schweiß von der Stirne und küsse Dir die Sorgen hinweg und —"

Ein plötzliches Geräusch wie von Tritten unterbrach sie.

„Horch, was war das?" flüsterte Gretchen erschrocken. „Ich habe zu laut gesprochen. Es kommt Jemand."

„Sollte es etwa wieder der Junge sein, der Bernhard?" sagte Franz. „Wenn ich den erwische, bekommt er seine Prügel, daß er sein Lebtag dran genug hat. Aber nein", setzte er beruhigend hinzu, „es ist nichts, ich sehe Niemand, es wird eine Katze gewesen sein, die durch das Laub schlich.

Gretchen aber war plötzlich nachdenkend und traurig geworden.

„Sind es nicht Träume, Franz?" sagte sie wehmüthig. „Sind es nicht bloße Träume, was wir da spinnen? Unsere Eltern?"

„Ach was, die müssen endlich doch zustimmen."

Gretchen schüttelte den Kopf. „Das werden sie nun und nimmermehr, so lange sie uneinig sind."

„Sie müssen sich versöhnen."

„Das thun sie nicht."

„Nun so mögen sie!" rief der Jüngling. „Mögen sie thun, was sie wollen! Ich lasse Dich dennoch nicht, mein Herz! Besteht mein Vater auf seinem Kopfe, nun gut, so trenne ich mich von ihm und begründe mir ein Geschäft ohne seine Hilfe."

„Das kannst Du vielleicht", seufzte Gretchen, „aber ich? Ich kann meinen Eltern nicht davonlaufen; ich kann und werde ohne ihre Zustimmung niemals heirathen."

„Du kannst, Du mußt", rief Franz stürmisch aus und umschlang das widerstrebende Mädchen. „Du mußt, mein Täubchen, mein Herzblut, mein Leben, mein Alles! Ich hole Dich mit Gewalt, ich entführe Dich, ja, ich entführe Dich!"

Ein heftiges Rauschen in den Blättern ließ sich plötzlich vernehmen. Die Liebenden fuhren auseinander.

„Oho! Ihr sollt sie mir nicht entführen!" schnarrte plötzlich eine rauhe Stimme mit höhnischem Lachen. — „Werd's den Eltern erzählen. Das Mädel da lassen wir nicht aus den Händen!"

Und siehe da! aus dem angränzenden Garten schaute ein langes, pockennarbiges, verwittertes Gesicht mit unschönen Zügen und einem gewaltigen grauen Schnurrbarte heraus.

„Gott, der Herr Major!" schrie Gretchen laut auf und lief eilig wie ein Reh von dannen.

Der Franz hatte sich niedergeduckt, erhob sich aber wieder und ging langsam an der Mauer hinweg.

„Er hat uns belauscht", murmelte er zwischen den Zähnen, halb beschämt, halb zornig, und die Faust in der Hosentasche ballend. Jedem andern fremden Lauscher hätte er sicherlich Ein's versetzt, allein vor dem Major, den er als Knabe schon gekannt, und der trotz seines vorgerückten Alters noch ein recht rüstiger Mann war, hatte er doch einen gewaltigen Respekt. Auch sah er voraus, der Major werde sein Wort wahr machen und den beiden Vätern, mit denen er dann und wann zusammenkam, das Stelldichein im Garten sammt dem ganzen Gespräche wieder erzählen. Für seine eigene Person nun war das dem Franz ziemlich gleichgültig; daß aber auch über das liebe Gretchen das Donnerwetter von Neuem losbrechen, daß die Arme einer noch strengern Behandlung, ja vielleicht einer gänzlichen Einsperrung ausgesetzt werden sollte, die vielleicht jedes fernere Wiedersehen und Wiedersprechen unmöglich machen würde, das war es, was den Franz in ein Gefühl versetzte, das eine Mischung von Wuth und Bangigkeit war und ihm den ganzen Abend, ja die Nacht hindurch keine Ruhe ließ.

7. Der schreckliche Major.

Von dem Major, dessen unerwartetes Erscheinen das Stelldichein unserer Liebenden so grausam unterbrochen hatte, wußte man in Buchenhain, trotz aller erdenklichen, oft sehr zudringlichen Mühe, die sich namentlich die Weiber um die Erforschung seiner Schicksale gegeben, doch fast nicht viel mehr, als daß er ein Baron von Wallheim war und in den Freiheitskriegen rühmlichst gekämpft hatte. Er hatte schon vor vielen Jahren seinen Abschied genommen und war, nur von einem Diener begleitet, in das Städtchen gekommen und hatte sich ein Besitzthum hinter den Häusern Meier's und Müller's angekauft. Sein alter Diener Jakob war sein Koch, sein Kammerdiener, sein Zimmerreiniger, sein Gärtner und, wie es schien, auch sein einziger Freund. Der Major empfing zu verschiedenen Zeiten bedeutende Geldsendungen und war also in guten Vermögensverhältnissen; er lebte aber sehr einfach und brachte nicht viel Geld unter die Leute, was ihn in den Ruf des Geizes brachte. Sein Haus war Tag und Nacht verschlossen, und man mußte klingeln, wenn man zu ihm wollte und erst dem etwas unwirrschen Jakob

Rede stehen, was man da zu thun habe. Was der Major daheim so einsam hinter den verschlossenen Thüren trieb, war nicht bekannt; die alten Weiber in Buchenhain aber glaubten's zu wissen und behaupteten, er treibe allerlei unheimliche Künste. Nur dann und wann sah man seine stattliche Gestalt in seinem am Hause anliegenden Garten oder in der schönen Umgegend von Buchenhain einsam umherwandeln. Begegnungen in der Stadt vermied er gewöhnlich, sprach auch selten mit Jemand, und war fast immer sehr einsilbig, kalt und verschlossen. — Im Allgemeinen galt der Major für einen Mann von viel Verstand, aber wenig Herz: Viele sahen ihn geradezu für boshaft an. Zu den Letzteren gehörte auch Franz; ihm hatte das Wesen des Majors immer etwas Widriges gehabt, er wußte eigentlich selbst nicht recht warum.

Als am andern Morgen beim Frühstück Franz eben ängstlich bei sich dachte: „Ob denn wohl der verdammte Graukopf nicht heute schon kommt und plaudert?" Horch, da pochte es, und wer hereintrat in dem langen, grauen Rocke, der fast bis auf den Boden reichte, und mit der Soldatenmütze auf dem Kopfe, war Niemand andres als der Major.

„Ei, gut' Morgen, Mosje Franz! Wie geht's? Wie ist der gestrige Abend bekommen?" schnarrte er den Burschen mit grimmigem Lächeln an.

„Malt nur den Teufel an die Wand!" murmelte dieser, sprang ohne den Gruß zu erwiedern, auf, warf dem Major einen grimmigen Blick zu und schoß hinaus.

Erst nach einer Stunde, als er wußte, daß der Major wieder fort war, getraute er sich in die Stube zurück und erwartete nichts Andres, als daß der Vater sogleich mit Vorwürfen über ihn herfallen würde. Doch sonderbar! Der Alte sprach auch kein Wörtchen und blickte den Sohn nicht einmal an, sondern schritt nur, leise murmelnd und den Kopf schüttelnd, hastig in der Stube auf und ab. Der Meierfritz schien in einer ganz sonderbaren Stimmung zu sein, wie sie Franz noch niemals an ihm bemerkt hatte. Aber gerade dieses auffällige Wesen und das beharrliche Schweigen des Vaters ängstigte den Sohn noch mehr. Es verkündigte ihm diese unheimliche Stille einen um so heftigern Zornausbruch. Ihm wäre es lieber gewesen, das Donnerwetter wäre gleich losgegangen.

„Sollte der alte Schuft nicht auch gleich zu Müllers gegangen sein, um auch dort zu plaudern?" dachte Franz, und um sich zu vergewissern, machte er sich ein Geschäft bei einem schräg gegenüber

wohnenden Bekannten, einem jungen Schneidermeister. Von da konnte er gerade zu Müllers hinübersehen, und Himmel! wen erblickte er da gleich hinter'm Ladenfenster? — den verhaßten Major! Jetzt stieg auf einmal ein neuer, entsetzlicher Gedanke in ihm auf. Zornige Röthe stieg in seine Wangen, er ballte unwillkürlich die Faust.

Der Major war, wie schon erwähnt, noch ein stattlicher, rüstiger Mann. Er war früher gegen Gretchen, als diese noch ein Kind war, stets freundlich gewesen, hatte sie oft auf den Arm genommen, auf den Knieen geschaukelt und wohl dabei gesagt: „Du bist mein Schätzchen, Du mußt mich 'mal heirathen, wann Du groß bist.“ — Alter schützt vor Thorheit nicht, und der Major war offenbar verliebt. Und hatte er nicht erst gestern gesagt: „Das Mädchen lassen wir nicht mehr aus den Händen; Ihr sollt sie mir nicht entführen!“ — Mir nicht entführen! — Was konnte er damit Andres meinen, als daß er das Gretchen für sich selber haben wollte? Ja, ja, so ein alter Soldat; er hatte vielleicht gestern das Gretchen seit längerer Zeit zum ersten Male wiedergesehen, sie hatte ihm behagt, das schmucke Mädel, er hatte gesehen und gehört, daß sie liebte und ihm entrissen werden konnte. Da hat er beschlossen, seinem Nebenbuhler flugs zuvorzukommen, hielt vielleicht gar schon in diesem Augenblicke um das Mädchen an und —

Franz wagte es nicht auszudenken. Und als er so unbeweglich hinüberstarrte, siehe! da erschien drüben in dem Hausflur, von dem Müllerhans begleitet, der ihm herzlich die Hand drückte, der Major. Doch noch mehr! Als der Müllerhans wieder in seine Ladenstube hineingegangen, wartete der Major noch vor der Hausthür und winkte in den Flur hinein. Endlich trat das Gretchen zu ihm. Sie sah verstört und traurig aus. Der Major aber unterhielt sich eifrig und immer eifriger mit ihr, und ihr Gesicht klärte sich zusehends auf. Endlich drückte er auch dem Mädchen die Hand, der alte Geck, und kniff sie lachend in Kinn und Wangen, und sie litt's nicht nur, sondern schaute ihn auch ganz freundlich, ja beseligt an, ließ ruhig ihre Hand in der seinigen ruhen.

Franz sah nichts weiter; ihm wurde grün und gelb vor den Augen. Es war ja sonnenklar. „Verflucht!“ murmelte er und stürmte mit einem Lärm hinaus, daß ihm alle Anwesenden erstaunt und kopfschüttelnd nachschauten. Auf dem Wege nach seinem Hause hinüber schaute er gar nicht hin nach der Müller'schen Thür. Er mochte nichts weiter von dem Mädchen wissen.

„Was hast Du denn heute nur, Franz?" fragte ihn drüben die Mutter, über sein bald brütendes, bald auffahrendes und wildes Wesen nicht wenig besorgt und verwundert.

„Nichts! nichts!" warf er hin und fuhr sich hastig mit der Hand durch das lockige Haar. Es war ihm aber, als ob er das ganze Haus todtschlagen müsse, und den Major und das Gretchen und sich selbst obendrein. Es war ihm wieder, als müsse er sein Bündel schnüren und heimlich davon gehen, weit in die fremde Welt hinaus. Das Gretchen wollte er gar nicht wiedersehen; gleichwohl trieb es ihn doch hinaus in den Hofraum, in den Garten; gleichwohl sandte er flüchtige Blicke nach den Stellen hin, wo das Mädchen möglicher Weise zu sehen war.

„Franz! Franz!" lispelte hastig freundlich ihre Stimme von einem Fenster in Müller's Hause herüber.

Er antwortete aber nicht, und lief wüthend zurück.

Bald aber war ihm wieder zu Muthe, als ob er hinüber rennen müsse zu Gretchen und müsse sie festhalten in zärtlicher Umarmung und sie bestürmen und anflehen, daß sie nimmer einem Andern gehören wolle; gleich darauf dünkte ihn, als hasse er das Mädchen aus voller Seele, als könne er sie mit Entzücken quälen und schlagen und vernichten; bald rief er wieder aus: „Nein, ich will sie verachten, ihr ganzes Geschlecht will ich verachten!" — und gleich darauf ward ihm doch wieder ganz weich zu Muthe. Wild stampfte er mit dem Fuße, und konnte es doch nicht hindern, daß ihm heiße Thränen über die braunen Backen liefen.

Ihm stand es fest: der Major hatte nunmehr um das Gretchen angehalten; ihr Vater hatte zugesagt, und das Gretchen selbst, von dem Reichthume und dem Range des Majors geblendet, hatte nicht „Nein" gesagt. Klang es doch gar zu hübsch, Frau Majorin, ja Frau Baronin zu heißen.

In andern Augenblicken wieder kamen ihm alle diese Vorstellungen so ungereimt, so lächerlich vor, daß er sich selbst vor den Kopf schlug und sich einen dummen, wahnsinnigen Tölpel nannte. Aber gleich darauf kehrten sie ihm dennoch mit erneuter Lebhaftigkeit, mit verstärkter Kraft zurück. Es paßte ja nicht anders in den Zusammenhang der Thatsachen, es konnte nicht anders sein: sein Gretchen war ihm untreu geworden!

Hatte sie ihm das etwa selber sagen wollen, als sie ihm im Garten zugerufen? Hatte sie ihm das Glück und die Ehre, Frau Baronin werden zu können, etwa selber mittheilen wollen?

O, warum nicht? Zur Untreue gesellt sich wohl auch noch die Grausamkeit und der Hohn.

Franz verzweifelte an sich selbst und an der Welt.

8. Der Major operirt weiter.

Die Buchenhainer, und unter ihnen namentlich Franz, die wenig Gutes von dem Baron von Wallheim dachten, waren doch ein klein wenig im Irrthum. Schon der Meierfritz und der Müllerhans, die den Edelmann als Nachbarn und bei Gelegenheit einiger Geschäfte, die sie mit ihm gehabt, um Vieles näher hatten kennen lernen, hätten ihre Mitbürger eines Bessern belehren können, wenn sie nur gewollt hätten. Aber vielleicht dachten sie, man würde ihnen doch nicht glauben.

Der Major hatte freilich in seinem Wesen viel Rauhes und Abstoßendes; er konnte aber auch so sanft und liebenswürdig sein, daß man ihn kaum wiedererkannte. Vielleicht von Natur schon zur Einsamkeit geneigt, war er, wie es schien, durch mehrfache Kränkungen und Widerwärtigkeiten, die er früher erlitten, die er aber näher zu bezeichnen vermied, nur noch stärker dazu getrieben worden, die Menschen zu fliehen. Vielleicht hatte er geglaubt, in einer kleinen Stadt, wie Buchenhain, recht ungestört einsam leben zu können und hatte sie gerade deshalb zu seinem Aufenthaltsorte gewählt. Er hatte nicht bedacht, daß man gerade in kleinen Städten am wenigsten ungequält von der Neugierde Anderer für sich leben kann. Was er daheim so abgeschieden trieb, waren naturwissenschaftliche Studien, denen er immer mit großer Vorliebe angehangen. Höchst sparsam für sich selbst lebend, spendete er doch Bedürftigen, deren Würdigkeit er aber erst gar streng zu prüfen verstand, gar mancherlei Wohlthaten, freilich meist im Stillen und ohne Geräusch. — Kurz, der Major Baron von Wallheim war zwar der wunderlichste, aber auch der trefflichste und edelmüthigste Mann von der Welt.

Die Uneinigkeit zwischen dem Meierfritz und dem Müllerhans hatte er lange gekannt, hatte aber immer gedacht: „Wenn sie sich um solche Dinge streiten können, so mögen sie's haben.“ Andern Sinnes aber war er an jenem Abend geworden, als er Franz und Gretchen in der Gartenlaube überrascht hatte. Er war damals zufälligerweise in seinem Garten auf- und abgegangen, hatte das Liebesgeflüster der jungen Leute gehört, war näher getreten, hatte gelauscht, hatte beobachtet, und war so hinter dem Gartenzaun ein Zeuge der hoffnungslosen Lage Franzens und Gretchens geworden.

Das Pärchen hatte ihm gefallen. Gut gelaunt, wie er eben war, hatte er die Beiden auseinandergeschreckt, im Herzen aber hatte er beschlossen, ihnen zu helfen.

In der That ging er auch gleich am andern Morgen hinüber zum Meierfritz. Da war es eben, wo der Franz so wüthend an ihm vorüberschoß, und wenig hätte gefehlt, so hätte er ihn umgerannt.

Der Major nickte dem Fleischermeister freundlich zu, der über das Erscheinen eines solchen Gastes höchlich verwundert war.

Es giebt wenige Leute, die, selbst wenn sie sonst Unabhängigkeitsgefühl haben, nicht Vornehmern gegenüber eine gewisse Befangenheit zeigen, wenn sie nicht oft mit solchen umzugehen Gelegenheit haben. So ging es auch dem Meierfritz. Er war eben hemdärmelig und hatte die Fleischerschürze vor. Schnell riß er die Schürze ab, warf die Mütze bei Seite, zog einen Rock an und setzte in der Hast dem Major zwei Stühle statt einen hin.

Der Major aber blieb stehen und sprach nicht eher ein Wort, als bis der Fleischermeister mit einem stummen Winke seine Frau und seinen jüngsten Sohn, die eben in dem Zimmer waren, hinausgewiesen hatte.

„Wa — wa — was steht Ihnen zu Diensten, Herr Ma —, Herr Baron?“ stotterte der Meierfritz.

„Zunächst wollte ich Ihnen nur eine kleine Mittheilung machen“, warf der Major leicht hin, „um einem etwaigen Mißverständniß von Ihrer Seite vorzubeugen. Ich will nämlich eine Mauer aufführen lassen, eine Mauer so hoch wie ich selbst.“

„Eine Mauer? Ei gar! Aber wo?“

„Zwischen unsern Gärten, da wo jetzt der Zaun ist. Ich will nicht mehr herüber sehen können, man sieht da so fatale Dinge,“ setzte er rasch und wie verdrießlich hinzu.

„Fatale Dinge? Ei, wie so, wie so denn, Herr Major? Auf unsrer Seite wenigstens —“

„Auf Ihrer Seite nicht, Herr Meier. Da geht Alles ganz ordentlich zu. Aber bei den Müllers daneben! — Kurz, ich will nicht mehr in Müller's Garten sehen können, da sieht man eben die fatalen Dinge, besonders wenn man durch die Jelängerjelieberlaube schaut.“

„Ei, warum nicht gar! Nun, und was sieht man denn da?“

„Ei, diese Müller's sind mir fatale Gesichter, — die ganze Familie. Ich mag sie nun einmal nicht sehen. Ich hoffe doch, Sie sind auch noch böse mit Müller's?“

„Mit dieser Brut! Ei, ja wohl. Wie können Sie zweifeln?" fuhr der Meierfritz, die Augen voll Gluth und die Faust geballt, heraus.

„Sie so haarsträubend zu beleidigen! Zu behaupten, Sie versalzen Ihre Würste!"

„Nicht wahr, Herr Major? Es ist zu arg, zu entsetzlich!"

„Es ist ein rechtes Otterngezücht! — — Doch apropos, bei dem Müller fällt mir eben ein — — Ich weiß, Sie haben Staatsschuldscheine im Hause. Können Sie mir vielleicht auf einige Wochen dreitausend Gulden leihen? Gegen gute Zinsen, versteht sich, und gegen mehr als hinreichende Sicherheit."

Der Meister sann einige Augenblicke nach. Es waren ja Geldsachen, und in solchen Sachen war er, wenn auch nicht knickerig, doch jederzeit vorsichtig.

„Ich zahle Ihnen die Schuld entweder in baarem Gelde zurück", fuhr der Major fort, „oder in gleichen Staatsschuldscheinen oder in allen andern Ihnen beliebigen Werthpapieren."

„Sie sollen sie haben, Herr Major, Sie sollen sie haben", sagte der Meierfritz nickend. Bei dem Herrn Major — das hatten ihm die paar Augenblicke Ueberlegung gesagt — war ja Nichts zu riskiren.

„Nun gut!" sagte der Baron, indem er dem Fleischermeister die Hand zum Einschlagen bot, „nun gut! Ich kann Ihnen nun auch sagen," setzte er nach einer Weile gleichgültig hinzu, „wozu ich sie brauche. Ich habe sie dem Müller versprochen."

„Wie? Doch nicht etwa — dem Müllerhans."

„Ja, ja doch, dem Müllerhans."

„Dem Müllerhans? Dem Müllerhans?" platzte der Meierfritz heraus. „Dem Müllerhans sollte ich mein Geld leihen? Nimmermehr! Nimmermehr!"

„Nur ruhig!" besänftigte der Andere. „Sie leihen ja das Geld m i r, nicht dem Müllerhans."

„Aber — aber —"

„Nur ruhig! Hören Sie mich an! Das wissen Sie doch, daß der Müller jetzt in schlechten Umständen ist, daß es höchst mißlich mit ihm steht?"

Der Meister sah den Major bewegungslos und mit offenem Munde an.

„Daß es mit seinem Geschäfte übel geht, daß er viel, außerordentlich viel Schulden hat?"

Der Meierfritz ergriff den Edelmann am Arm und blickte ihm starr in's Auge.

„Daß ihn seine Gläubiger drängen, und daß, wenn er nicht in Kurzem zahlt, er mit seiner ganzen Familie —“

„Wie?“ rief der Meierfritz erschrocken. „Er mit seiner ganzen Familie —“

„Ruinirt ist.“

„Ruinirt ist?“

„Ja, ja, ruinirt,“ nickte der Major.

„Aber, mein Gott, mein Gott!“ rief der Meierfritz. „Wie ging denn das zu? Und wir hätten auch gar nichts bemerkt und wohnen doch in seiner Nachbarschaft?“

„Ja, er wird sich wohl in Acht genommen haben, seine Sorgen merken zu lassen,“ sagte der Edelmann. „Vielleicht war er seit Jahren lässig im Geschäft, vielleicht ist sein Hader mit Ihnen auch mit Schuld daran,“ warf er bedeutungslos hin.

„Nein, nein, es ist unmöglich!“ rief der Meister wieder, „es ist unmöglich! Es war doch so schönes Vermögen da, und das Geschäft, so viel ich weiß —“

„Mag wohl leidlich gut gegangen sein. Aber vielleicht hat er spekulirt, in Getreide oder Werthpapieren spekulirt. Kurz, ich weiß es nicht, geht mich auch nichts an. Aber Thatsache ist es, daß er Schulden hat. Und wenn Sie mir das nicht glauben wollen, so fragen Sie doch nur die Gläubiger.“

„Wo — wo hätte er Gläubiger?“

„Er hat sie freilich alle auswärts.“

Der Meierfritz ging heftig bewegt die Stube auf und ab.

„Nun sehen Sie,“ fuhr der Major fort, „er kam da neulich zu mir und trug mir seine Noth vor. Aus den Papieren, die er mir vorlegte, — er hat noch manches hübsche Sümmchen außen stehen, das er nicht sogleich eintreiben kann, — aus den Papieren sah ich, daß, wenn ihm augenblicklich geholfen würde, so wäre er vor dem Bankerott gerettet, und wenn er fleißig wäre und umsichtig im Geschäft, so könnt' er das Geld wohl in ein paar Jahren wieder abgetragen haben. Nun ist der Mensch allerdings nicht werth, daß man ihn unterstützt.“

„Nein, nein!“ schrie der Meister, „das ist er nicht!“

„Aber Sie wissen, ich bin nun einmal ein so gutherziger Narr. Ich sagte zu, und da ich das Geld augenblicklich nicht im Hause habe, so wende ich mich eben an Sie, ob Sie mir's vorschießen

können. Das Risiko, versteht sich, ist mein. Die Sache ist mir fatal," setzte er mürrisch hinzu, „doch ich hab's einmal zugesagt."

„Ja, aber —"

Der Meierfritz machte ein bedenkliches Gesicht und wollte etwas einwenden.

„Sie wollen mir das Geld nicht geben? Nun gut, so werde ich mich an einen Andern wenden. Und bekomm' ich es nirgends, nun, so mag der Meister Müller sehen wie er zurecht kommt. Meinetwegen mag er zu Grunde gehen. Was hab' ich am Ende davon, ob's ihm gut oder übel geht?"

Der Edelmann nahm Hut und Stock und machte Miene zu gehen.

„Nein, nein!" schrie der Fleischermeister rasch, indem er ihn beim Arm zurückhielt. „So ist's nicht gemeint! Warten Sie doch! Sie sollen ja das Geld haben!"

—„Nun gut!" sagte der Andre. „Die Sache ist abgemacht, und ich verlasse mich darauf."

„Ich kann Ihnen das Geld gleich holen."

„Nicht doch. So gar eilig ist's nicht. Auch können wir das Geschäft nicht gleich hier gut abmachen. Es ist da ein Schuldschein auszustellen, Bürgschaft zu geben, kurz — es wird wohl besser sein, wenn Sie mich heut Abend um sieben Uhr in meiner Wohnung besuchen und das Geld mitbringen. Wir wollen da bei einer Flasche Wein die Hypothek feststellen. Aber dem Müller darf nichts davon zu Ohren kommen, daß Sie mir das Geld für ihn vorschießen; er ist sonst im Stande und nimmt's gar nicht an."

„Nein, nein, der darf nichts erfahren, um Gotteswillen nicht. Das ist auch mein Wunsch," rief der Meister. „Was würden denn die Leute von mir denken, wenn sie hörten, daß ich mein Geld für so — so einen Mann hergebe."

„Und noch Eins!" Der Major wandte sich in der Thür noch einmal um und rief, den Finger drohend gehoben, mit sonderbarem Tone: „Daß Sie sich aber wegen dieser kleinen Gefälligkeit nicht etwa mit dem Müller wieder versöhnen! Hören Sie?"

„Ich mich mit dem Müllerhans wieder versöhnen? Mit dem Hallunken? Gott bewahre! Wo denken Sie hin?" platzte der Meierfritz mit dem Tone eines Beleidigten heraus.

„Nu, nu, man hat ja Fälle, wo bei solchen Gelegenheiten —"

„Halten Sie an. Nein! Daraus wird nichts bei mir. Das Geld will ich in Gottes Namen hergeben, — ja in Gottes Namen, — aber der Hans mag mir vom Leibe bleiben!"

Als er aber allein war, schritt er heftig auf und ab. — „Hm! Hm!" murmelte er. „In schlechten Umständen! — Wer hätte das gedacht! — Er ist ein Schurke, der Hans!" fuhr er heraus. „Aber Gläubiger! — Ruinirt werden! — Ganze Familie! — Aber er ist doch ein Schuft! — Allein Bankerott machen! — Hm, hm! Er dauert mich doch, der Hans, obschon er's nicht verdient. — Wir haben sonst so schöne, schöne Tage zusammen verlebt! Es ist freilich lange her! — Ja, wenn man so Manches vergessen könnte!"

Darauf setzte er sich nieder und starrte, den Kopf auf die Hand gestützt, nachdenklich vor sich hin.

Der Major war unterdessen hinüber zu Müller's gegangen und drehte dem Müllerhans eine ganz ähnliche gutmüthige Nase mit gleichem Erfolge. Darauf theilte er dem Gretchen, als er mit ihr vor der Hausthüre sprach, seine freundliche Absicht und seinen Plan vollständig mit. Diese Unterredung und die dadurch hervorgerufene Freudigkeit und Freundlichkeit des Mädchens war es eben, was den bei dem Schneidermeister gegenüber beobachtenden Franz auf so seltsame Gedanken brachte und in eine so höchst aufgeregte Stimmung versetzte.

Jedenfalls hätte der Major auch den Franz über seine Absichten aufgeklärt, wenn dieser nur heute zugänglich gewesen wäre.

Auch Gretchen hatte es, wie wir bereits gesehen haben, vergeblich versucht, ihrem Geliebten einen Wink zu geben, und hatte sich endlich vorgenommen, den Tollkopf in Gottes Namen forttrotzen zu lassen.

Unsere Erzählung kann nunmehr getrost dem Abend dieses Tages und ihrem Ende entgegen gehen.

9. Abend und Ende.

Am Abend mit dem Schlage sieben Uhr war der Meierfritz auf dem Wege zu dem Edelmann und trug eine Brieftasche bei sich, worin dreitausend Gulden in Papier lagen. Seinen Groll gegen den Müllerhans hatte die Vorstellung von dem Unglück dieses Mannes fast schon ganz gedämpft, und die nie ganz erloschene Liebe zu dem alten Freunde begann sich immer mehr zu regen. Es war ihm aber dabei ganz sonderbar zu Muthe, und als er an der Hausthür des Majors klingelte, da dachte er nicht ohne Angst: „Wenn nur nicht etwa der Müllerhans da ist!"

Und siehe da! Als ihn der Diener Jakob eingelassen und ihn in ein Zimmer des Erdgeschosses führte, — wer saß da an einem

runden Tische neben dem Edelmann? Niemand anders als der Müllerhans, und der schaute ihn ganz verblüfft an. Der Major grinste recht hämisch; dem Meierfritz aber fiel der Hut aus der Hand; er konnte kaum seinen „Guten Abend" bieten, so aufgeregt war er. Der Major aber nahm ihn bei der Hand und wies ihn auf einen Stuhl, gerade dem Müllerhans gegenüber.

„Verzeihen Sie, ich habe Sie Beide eingeladen," sagte der Major hastig. „Die Sache macht sich so schneller ab. Doch zum Henker!" setzte er, ein Schnippchen schlagend, hinzu, „ich habe ja das Schreibzeug vergessen — und den Wein!"

Und damit war er hinaus.

Himmel! Jetzt saßen einander die beiden Erzfeinde so ganz mutterseelenallein gegenüber.

Es war so stille, so stille, man hätte können das Picken ihrer Taschenuhren und das Klopfen ihrer Herzen hören. Wenn nur der boshafte Major bald zurückkommt mit seinem dummen Wein!

Es verging eine Minute, es vergingen zwei, drei, vier, fünf Minuten — der Major war noch nicht da.

Unbeweglich und steif wie Bildsäulen saßen die Beiden da.

Endlich regte sich der Müllerhans ein wenig; er sah nach der Thür.

Dadurch wurde der Meierfritz ermuthigt, nach seiner Uhr zu sehen.

Der Müllerhans sah wieder nach der Thür, der Meierfritz wieder nach der Uhr.

Allein es half nichts, der tückische Major kam noch immer nicht.

Als der Meierfritz wieder nach der Uhr sehen wollte und der Müllerhans wieder nach der Thür, begegneten sich ihre Blicke zufällig, prallten aber sogleich wieder von einander ab, und die Augen des Meierfritz fuhren zu Boden, als habe er da wer weiß was für goldene Schätze zu suchen, und der Müllerhans studirte eifrig die gemalten Verzierungen der Decke und die Rococoschnörkel der Mobilien rechts und links.

Gleichwohl sahen sie einander darauf wieder verstohlen an.

„Er ist doch in der That recht alt geworden," dachte der Müllerhans.

„Allerdings sieht man ihm die Sorge an, wenn man seine Züge in der Nähe betrachtet," dachte der Meierfritz.

Er trommelte leise mit den Fingern auf dem Tische, und der Andere drehte seine Dose in der Hand.

Der Meierfritz besah seine Finger, und der Müllerhans knöpfte seine Weste auf und wieder zu, und wieder auf und wieder zu.

Vergebens! Der Major kam noch immer nicht!

Jetzt schlug es draußen schon halb Acht. Da rutschte der Meierfritz unruhig auf seinem Stuhle umher, und der Müllerhans scharrte unwillkürlich mit den Füßen auf dem Boden.

Endlich hustete der Meierfritz sogar.

Auch der Müllerhans hustete.

Der Meierfritz räusperte sich.

Auch der Müllerhans that dasselbe.

„Hm!“ sagte der Meierfritz.

„Hm!“ gab ihm der Müllerhans zurück.

„Wo er nur bleibt?“ murmelte der Erstere.

Der Müllerhans sah den Nachbar ob seiner Courage ganz erstaunt an, ward aber dadurch ermuthigt, ebenfalls lauter herauszugehen. „Man könnte ja die Sache auch ohne ihn abmachen,“ murmelte er.

„Ja wohl, das könnten wir. Wenn's Euch also gefällt — Hm!“

„Wenn's Euch recht ist — Hm!“

„Mir ist's schon recht.“

„Mir auch.“

„Es thut mir leid, Herr Nachbar, daß die Vermögensumstände —“

„Ja, wahrlich, es thut mir auch sehr wehe —“

„Wenn eine Aushilfe möglich ist —“

„Wenn man beispringen kann —“

„So soll man's thun. Seht, Herr Nachbar,“ er rückte den Stuhl unwillkürlich näher, „trotz unseres Verhältnisses verstehe ich mich recht gern —“

„O, glaubt mir, ich bin jeden Augenblick bereit, was in meinen Kräften steht, was möglich —“

„Ich bin überzeugt. Seht, hier habe ich Euch die dreitausend Gulden mitgebracht.“

„Ihr mir? Ich brauch' sie nicht. Und so habt Ihr sie also schon, die dreitausend Gulden?“

„Nun, ja freilich. Braucht Ihr sie denn nicht?“

„Der Herr Major sagte mir, daß Ihr sie brauchtet, und darum habe ich die dreitausend Gulden mitgebracht. Da sind sie,“ und er warf die Brieftasche auf den Tisch.

„Ich? Ich brauche sie nicht. Ich habe keine Schulden.“

„Ich auch nicht — nicht den Heller."

„Wetter, so hat er uns ja belogen," fuhr der Meierfritz auf.

Doch schon waren die Stühle einander fast ganz nahe. Dem Meierfritz ward ganz wehmüthig um's Herz. Er merkte was. „Aber es war doch hübsch von Euch, Gevatter," sagte er ganz sanft, „daß Ihr mir so bereitwillig beispringen wolltet."

„Und Ihr mir! Ich werd' Euch das nie vergessen."

„Was macht Eure Rieke, Gevatter?"

„Ganz wohl, ich danke. Und Eure Käthe?"

„O, ich danke, auch wohl."

Plötzlich saßen die Beiden ganz an einander. Ihre Hände hatten sich gefaßt, sie wußten nicht wie; sie schauten einander bewegt in die Augen.

„Fritz!" — „Hans!" schlüchzte es plötzlich, und die beiden Männer lagen einander in den Armen und küßten sich, daß es nimmer ein Ende nehmen wollte, und vergossen heiße, heiße Thränen.

Und der Meierfritz faßte dann den Hans mit beiden Händen erst beim Kopfe, dann bei beiden Armen und dann bei der Hand, und ließ sie lange, lange nicht los; es war, als ob er die lange Entbehrung wieder einbringen müßte. Und er schob ihm das Haar aus der Stirne und schaute ihm recht wehmüthig innig in's Gesicht. „Mensch," rief er aus, „bist Du's denn auch noch, Du böser, lieber Hans? O, wie habe ich mit Dir nur hadern können um der einfältigen Würste willen! Ich war doch ein rechter Narr!"

„Nein, ich war der Narr, guter Fritz! Ich war ein Esel! Denn Du hattest ja doch wohl am Ende Recht: mein Kuchen mag wohl zu hartgebacken gewesen sein."

„Nein, Du hattest Recht; er war ganz gut, Dein Kuchen, aber ich, ich hatte allerdings meine Würste versalzen."

„Nein, nein, sie waren ganz gut."

„Nicht doch, Bruderherz, versalzen waren sie. Mach' mich nicht böse und gieb mir das zu!"

Plötzlich stand mit fröhlichem Gesicht der Major hinter Beiden, hinter dem Major aber Jakob mit einem Handkorb voll Weinflaschen.

„Saperment!" rief der Major. „Sie fangen wohl schon wieder an? Habe meine Noth gehabt, Sie zusammen zu bringen, und nun sollte es von Neuem losgehen? Wollen Sie mir gleich die Wurst und den Kuchen in Ruhe lassen? Kommen Sie, trinken Sie lieber eins auf Ihre erneuerte Freundschaft! — Na, wissen Sie nun, warum ich Sie belogen hatte?"

„Sie edler, Sie herzensguter Mann!" riefen die beiden glücklichen Alten, und in ihrer Herzensfreudigkeit allen Respekt vergessend, fielen sie dem Edelmann um den Hals, als ob er Ihresgleichen wäre.

„Na, erdrücken Sie mich nur nicht," rief dieser in scherzendem Unwillen. Stecken Sie nun beiderseitig Ihre Brieftaschen wieder ein und trinken Sie einmal auf den Schrecken!"

Die beiden Männer ließen sich auch nicht lange nöthigen.

„Heut' begleite ich Dich heim, Fritz," sagte der Hans. „Muß sehen, ob da Alles noch beim Alten ist. Sag' mal, alter Junge, hast Du denn den alten ledernen Lehnstuhl noch, auf dem ich gewöhnlich saß, wenn ich bei Euch war?"

„Der lederne Lehnstuhl? Ja, der lebt noch, Hans, und steht noch immer in der alten Ecke."

„O, wie freue ich mich, 'mal wieder darauf zu sitzen! Und der alte grüne Tisch davor, auf dem wir so manchmal Karte spielten?"

„O, der steht auch noch davor."

„Wie sehne ich mich, den alten grünen Tisch wiederzusehen! Es wird mir wieder sein, wie damals, — als wir fast nimmer auseinander kamen!"

„Von nun an werden wir auch nimmer wieder auseinander kommen, guter Hans. O, sie werden morgen in der ganzen Stadt Maul und Nase aufsperren, wenn sie uns wieder beisammen sehen. Doch apropos, unsere Kinder, — der Franz und das Gretchen —"

Indem stürmte das Gretchen herein, die mit des Majors Erlaubniß draußen gelauscht hatte. „Bester Vater! Herr Meier! Allerliebster Herr Major!"

Sie lief aber in ihrer freudigen Ungeduld und auf einen Wink des Majors sogleich wieder zurück, um die ganze Meier'sche und Müller'sche Familie herüber zu holen. Und es kamen denn auch die beiden Mütter mit allen ihren Kindern und die Tante Bärbel dazu. Der Franz, mit kurzen Worten aufgeklärt, war vor Entzücken ganz außer sich, und bat den Edelmann wegen seines unwürdigen Verdachtes gegen ihn tausendmal um Vergebung.

Lustig klangen nun die Gläser, und der Major freute sich beinahe nicht minder als die Andern, und rieb sich in kindlicher Freude einmal über das andere die Hände und schien in diesen Augenblicken ein ganz anderer Mensch zu sein. Er schien alles Mürrische und Zurückhaltende in seinem Wesen ganz verloren zu haben.

Es war eine Scene voll Jubel und Freude!

Daß Beide, der Meierfritz und der Müllerhans, sich diesmal einen kleinen Haarbeutel antranken und sich mußten von den Ihrigen nach Hause führen lassen, wird jeder billig denkende Leser in Ordnung finden.

Was soll ich noch weiter erzählen?

Der Meierfritz und der Müllerhans machten den andern Morgen „blau“, — auch wären sie gar noch nicht fähig gewesen, in ihren Geschäften zu arbeiten, so erregt waren sie, — und wurden zum Erstaunen des ganzen Städtchens Arm in Arm auf den Straßen gesehen. Sie waren nun wieder gute Freunde, vielleicht noch bessere als ehemals, tranken von nun an zur höchsten Freude Herrn Erich's wieder zusammen ihr Schöpplein im goldenen Anker, sangen wieder zusammen in der Kirche aus Einem Gesangbuche, rauchten wieder von demselben Tabak und feierten wieder gemeinschaftliche Feste.

Es kam aber heraus, wer sie versöhnt hatte, und das trug nicht wenig dazu bei, daß die Buchenhainer den Major Baron von Wallheim achten und lieben lernten.

Und Franz und Gretchen? Schon wenige Wochen nach jenem Abend wurden sie in der Jakobuskirche von der Kanzel herab verkündigt. „Und wer etwas dagegen einzuwenden hat, der melde sich bei Zeiten!“ Es hatte aber Niemand etwas einzuwenden. Sie wurden ein glückliches Paar, dessen Bund nicht wenig dazu beitrug, die Alten noch inniger an einander zu knüpfen.

Das halbe Städtchen war zur Hochzeit eingeladen, und sie mußte deshalb, da es in den Häusern der beiden Meister an Raum fehlte, zur großen Freude Herrn Erich's in dem goldenen Anker gehalten werden. Daß auch der Major und der Pfarrer mit dabei waren, versteht sich von selbst. Es ging sehr hoch und lustig her.

„Eines freut mich am allermeisten bei diesem Feste, meine hochgeehrten Damen und Herren,“ bemerkte der rastlos geschäftig hin- und herlaufende Erich.

„Nun, was denn, Herr Erich?“ hieß es.

„Daß diesmal weder der Kuchen zu hart gebacken ist, noch auch die Würste versalzen sind.“

Etwas von den Narren.

Es ist zwar eine bekannte Sache, daß in manchen Stücken der Mensch auch ohne gelehrte Bücher und Schulmeister einen natürlich

angebornen Schulmeister, ein gewisses unbestimmtes Gefühl in sich trägt, das ihm sagt, was ihm Nutzen und Schaden bringt, was er fliehen und suchen, was er erhalten und was er zerstören soll. Aber dennoch ist gar oft der Mensch mit aller angebornen oder erlernten Weisheit weniger weise und vernünftig, als das unvernünftige Thier. Freilich hat er auch mancherlei schlimme Rathgeber in sich selber, in seinen bösen Neigungen, seinen üblen Gewohnheiten, seinen blinden Leidenschaften, freilich ist er oft mit all seiner eingebildeten Weisheit, und wenn er's damit auch bis zum Bürgermeister gebracht hat, doch am Ende ein großer Narr. Da läuft der Geldnarr, dort der Ehrennarr, da der Hochmuthsnarr, dort der Demuthsnarr, da der Weibernarr, dort der Spielnarr, da der Schmaußnarr, dort der Trinknarr, und wie sie alle heißen, unsere Brüder und unsere Schwestern; denn wir Alle, ja auch Du, lieber Leser, und auch der Kalenderschreiber, wir Alle tragen ein Jeder eine größere oder kleinere Narrenkappe, und zum größten Unstern hält noch gar jeder Narr seine Narrenkappe für eine Ehrenkrone. — Doch gehen wir zu jedem Einzelnen unserer närrischen Gesellschaft!

Der Geldnarr beschaut sein Angesicht am liebsten in nagelneuen Dukaten, kennt keine schönere Musik, als die eine Tasche voll Thaler von sich giebt, taxirt den Nebenmenschen nach den Nullen, die er ihm anhängen kann, des Lebens Glückseligkeit nach den Prozenten, die ihm eingehen, und nach den armen Zinsbauern, die mit leeren Taschen und traurigen Gesichtern aus seiner Hausthüre wandeln. Kommt das Stündlein zum Abmarsch, und er merkt, daß er keinen rothen Heller mit auf die Reise nehmen kann, so denkt er wohl, daß er sein Lebenlang ein Narr gewesen, aber — es ist zu spät.

Dann kommt der Ehrennarr, der trägt die Stirne recht tief, damit er die Nase nachher desto höher tragen darf, der macht einen recht krummen Buckel, damit er nachher sich desto pausbackiger in die Brust werfen kann, der bettelt um Gunst und Gnaden, damit er nachher desto ungnädiger gegen geringere Bettler sein kann, der läßt sich um der künftigen Ehre willen wohl auch mit Fußtritten abspeisen, damit er nachher weiß, wie man zudringliche Schmeichler auf manierliche Weise zur Thüre hinaus complimentirt. Sein naher Vetter ist der Hochmuthsnarr, der ist ein Mensch, der reitet hoch zu Roß durch die Welt; sein Roß ist der Hochmuth, das behängt er mit allerlei bunten Lappen, und auf dem einen Lappen stehet geschrieben, wie der selige Hausfreund vom Müller von Brackenheim erzählt hat: Bin ich nicht der reiche Müller, bin ich nicht der schöne

Müller! auf dem andern: Bin ich nicht ein vornehmer Mann, bin ich nicht ein hochgeborner Mann! auf dem dritten: Bin ich nicht ein gescheidter Mann, bin ich nicht ein gelehrter Mann! auf dem vierten: Bin ich nicht ein mächtiger Mann, bin ich nicht ein hochgebietender Mann! und so weiter. Aber die Läpplein sind nicht recht festgenagelt am Geschirr, und es schreit manchmal darunter hervor, als ob's kein rechter arabischer Hengst wäre, auf dem er sitzt, und, wenn ein rechter Windstoß kommt, fliegt so ein Läpplein davon, und dann wieder eins und noch eins, und am Pferdskopf blickt etwas durch wie ein verdächtiges langes Ohr, und wenn's mit dem guten Mann heißt: Matthäi am Letzten, so bleibt vom ganzen stolzen Roß nichts übrig, als ein armselig graues — Eselein.

Da sind aber wieder ganz andere Narren, die sogenannten Demuthsnarren, die spielen eine ganz absonderliche Rolle in der Welt, und besonders in unseren Tagen will man eine starke Vermehrung derselben verspürt haben. Die hängen die Köpfe und beschauen den Bauch, denn der ist ihr Hauptsündenbock, die nehmen am Sonntag kein Geld, gewissenshalber, — außer wenn man ihnen sechs Prozent bezahlt, die verachten die Güter dieser Welt, aber gute und einträgliche Stellen sind ihnen doch nicht zuwider, die rühmen sich, gar arge Sünder zu sein, aber alle andere Menschen, meinen sie, sind doch noch größere und werden neben ihnen keinen Platz im Himmel bekommen. — Doch warum heißen sie denn eigentlich Demuthsnarren? der Bote weiß es selbst nicht, denn eigentlich sollten sie heißen wie die guten Freunde, von denen vorher die Rede war.

Weibernarren, ja das ist eine heikle Sache, meint der Gevatter, der neben dem Kalendermann steht, von denen des Breitern zu reden ist gerade unter allen Umständen nicht rathsam. Gesetzt der Fall, zum Beispiel, lieber Leser, Du hättest, ohne Stichelei zu reden, so etwas im Hause, was man auch nur ein Stücklein von einer bösen Sieben oder gar ein Hauskreuz nennen könnte, und der Bote ließe sich's beifallen, etwas wider das Hausregiment zu schreiben, da wäre ja offenbar die vieljährige freundliche Bekanntschaft des Boten mit dem lieben Leser in Gefahr zerrissen zu werden, und der arme Kalendermann müßte sich gar noch darauf gefaßt machen, mit Ofengabel und Besenstiel in widerwärtige Berührung zu kommen. Und weil man ja eben so gut von Mannsnarren reden könnte, als von Weibernarren, so wollen wir lieber keinen Hausfrieden stören und dieses Kapitel überschlagen.

Spielnarren. Dieses Geschlecht ist Legion in unsern Tagen, und es ist wahrlich, als ob die armen Menschlein, je mehr der Ernst in ihrem Leben überhand nimmt, je ernster die Gegenwart dreinschaut und die Zukunft, — sich um so größere Mühe geben wollten, ihr Leben spielend zuzubringen. Da stehen die großen Geldmänner in den Hauptstädten des Welthandels und kaufen und verkaufen sogenannte Staatspapiere, je nachdem sie daran zu profitiren hoffen oder zu verlieren fürchten, und auf dem Zünglein der Waage, auf der die Weltbegebenheiten abgewogen werden, stehet ihr Schicksal; neigt sich das Zünglein rechts, so sind sie in einer Stunde steinreiche Leute, neigt sich's links, so sind sie vielleicht Bettler. Dort steht ein Anderer in Homburg oder Baden-Baden am Spieltische, der Versucher läßt ihn vielleicht anfangs einige Thaler gewinnen, aber schnell wendet sich das Blättlein; er wirft eine Rolle Dukaten, vielleicht gar anvertrautes fremdes Geld, nach der andern hin, ein Stück seines äußern Lebensglücks, ein Stück seiner Ehrlichkeit, ein Stück seines innern Friedens nach dem andern, und wenn seine Lust am Spiel gebüßt, seine Taschen leer, sein Herz öde und sein Kopf schwindlig geworden ist, geht er hinaus in den grünen Tannenwald — und wirft das Leben von sich, das hinfort keinen Werth mehr für ihn hat. Oder in der ländlichen Wirthsstube sitzt der Nachbar beim Nachbarn, der Gevatter beim Gevatter, und sie wollen einen vergnügten, fröhlichen Abend haben, und — Trumpf aus! gestochen! und noch einmal Trumpf aus! schreit der Eine um den Andern, und mit der Faust schlägt der Verlierende auf den Tisch, daß die Gläser vom Tischblatt aufspringen. Zwar verliert er keine Goldrollen, auch keine Thaler, aber doch vielleicht Groschen, und wenn er heimkommt und die hungrigen Kinder nach Brod schreien, und die darbende fleißige Frau Geld für Salz und Schmalz haben möchte, so verschwört er vielleicht in seinem Herzen hoch und theuer das böse Spiel, — bis er am andern Abend wieder dazukommt.

Da giebt's ferner Schmaußnarren und Trinknarren, die sind die allernächsten Vettern zu einander; aber saubere Vettern sind's, das muß man ihnen lassen. Heute füllen sie mit Essen oder Trinken, um des lüsternen Gaumens willen, sich den armen Magen, und lassen sich's wohl sein, damit am andern Tage Kopf und Magen für die Sünden des begehrlichen Mundes büße, heute werfen sie das Geld mit vollen Händen thalerweis hinaus, und morgen arbeiten sie im Schweiße des Angesichts um den armseligen Sechser oder Groschen; in vollen, gierigen Zügen trinken sie den schäumenden

Freudenbecher des Lebens, damit sie ja auch den Gifttropfen bekommen, der auf dem tiefsten Grunde sitzt, und der ihnen bald in raschem Zerstörungswerke Leib und Seele zu Grunde richtet.

Und das Alles, lieber Leser, soll man keine Narrheit nennen, dem Allem soll man am Ende noch gar den weiten Mantel christlicher Liebe umhängen, und soll, wie ein geschickter Schwarzkünstler oder Taschenspieler, vielleicht etwas Gescheidtes, etwas Nobles, etwas Weises, etwas Großartiges daraus machen, soll vor den verschiedenen übertündhten Narrheiten, die täglich um uns herumstreichen, vielleicht den Hut abziehen, vielleicht einen recht tiefen Bückling machen, und mit — Hochverehrter! Wohlweiser! Hochedler! aufwarten, während wir solche Leute lieber in's Pfefferland wünschen möchten. Nein, lieber Leser, nimm's dem Boten nicht übel, aber es geht ihm wider den Strich, schwarz weiß zu nennen, und darum schließt er denn für alle Leser und Hörer, Groß und Klein, Hoch und Niedrig mit dem Sprüchlein:

> Wir haben, groß und kleine Narren,
> Ein Jeder seinen eig'nen Sparren.
> Drum ist, wer sich für weise hält,
> Der Narren größter in der Welt.

Die Arbeiterstadt bei Mühlhausen im Elsaß.

Die zeitgemäßen Bestrebungen der in Frankfurt bestehenden beiden Genossenschaften: des Vereins zur Beförderung baulicher Interessen und der gemeinnützigen Baugesellschaft, welche bekanntlich das gemeinsame Ziel, wenn auch auf verschiedenem Wege, verfolgen: billige Wohnungen herzustellen, erwecken die allgemeinste Theilnahme in einem so hohen Grade, daß es gewiß von Interesse sein dürfte, den Blick einmal nach außen hin auf einen Ort zu richten, wo die eben so wichtige als schwierige Wohnungsfrage eine in socialer Beziehung höchst erfreuliche Lösung erhalten hat.

Nördlich vom dampfenden Mühlhausen, zwischen dieser alten deutschen Reichsstadt und Dornach, liegt unfern der zahlreichen Fabrikgebäude in einer gesunden, wasserreichen Ebene ein nagelneues, blinkendes Städtchen von mehr als 600 Häusern mit 3—4000 Einwohnern: die Cité ouvrière, von der vor zwölf Jahren noch keine Spur vorhanden war. Wie ist sie dahin gekommen? Das ist eine

Geschichte wie die mit dem Halle'schen Waisenhause von August Hermann Francke, anziehend, erhebend, nur noch großartiger, viel freisinniger und weitherziger als jene.

Mehrere der angesehenen Industriellen Mühlhausens — unter ihnen die Herren Köchlin und Dollfuß — hatten längst mit innigem Bedauern wahrgenommen, daß die Arbeiter der Stadt viel zu theuer und viel zu schlecht wohnten. Von den Miethpreisen, die sie zahlten, kann man sich einen Begriff machen, wenn man hört, daß noch vor drei Jahren ein für 10,000 Franken öffentlich verkauftes Haus einen Jahreszins von 2500 Franken trug, also jährlich 25 Procent des Werthes einbrachte, d. h. also von den Miethleuten innerhalb des kurzen Zeitraumes von vier Jahren bezahlt wurde. Die Leute wurden also förmlich ausgebeutet, und da die Wohnungen noch obendrein feucht, düster, dumpf und unsauber waren, so litt die Gesundheit dieser Menschen nicht minder als ihr Beutel. Sie welkten einem bei aller Arbeit mittellosen Alter entgegen und waren in sittlicher Beziehung, was man unter solchen Umständen wird: durchaus lüderlich. Das, sagten sich jene wackeren Männer, müsse geändert werden, und legten rüstig Hand ans Werk.

Es war im Jahr 1853, als sich auf ihren Betrieb eine Gesellschaft von zwölf Personen bildete, die zusammen 60 Actien zu je 5000 Franken nahmen. Mit diesem Capital von 300,000 Franken bauten sie in Einem Jahre hundert Häuser, von denen jedes eine Familie bequem zu fassen geeignet war, und boten sie den Arbeitern unter Bedingungen, von deren unerhörter Vortheilhaftigkeit bald die Rede sein wird, zu Miethe oder Kauf an. Auf diese fertigen Häuser liehen sie unter Bürgschaft des Herrn Joh. Dollfuß von Baseler Bankhäusern drei Viertel des Verkaufswerthes, erst zu 5, später zu 4½ Procent, und zwar so, daß die Gesellschaft das Capital in den ersten fünf Jahren nur zu verzinsen, in den fünfzehn folgenden aber von den mittlerweile eingegangenen Verkaufspreisen allmälig abzuzahlen hatte. Dann traten noch 7 Personen mit 11 Actien im Werthe von 55,000 Franken hinzu, der Credit foncier betheiligte sich mit einem Darlehen auf 30 Jahre, und das Bauen ging unaufhaltsam fort. Der Staat, welcher auch eine Hand im Spiele haben wollte, gewährte eine dreijährige Grundsteuerfreiheit für jedes neugebaute Haus und gab überdies die Summe von 300,000 Franken unter der Bedingung, daß die Gesellschaft wenigstens das Dreifache verbaue, die Häuser zum Kostenpreise verkaufe und nicht höher als zu 8 Procent des Werthes vermiethe. Die Ge-

sellschaft aber, als wolle sie zeigen, daß sie zur Vollbringung ihres eigenen Planes der Regierung nicht bedürfe, verwandte die Staatszuschüsse nicht zum Häuserbau, sondern ausschließlich zu Verschönerungen und zu Anstalten von allgemeinem Nutzen: der Anlage von Terrassen und Baumpflanzungen, von Bädern und Waschküchen, der Einrichtung einer Gasbeleuchtung u. s. w.

Jedes dieser Häuser, deren gewöhnlich je vier eine Gruppe, einen Pavillon bilden, hat je nach den angebrachten Verbesserungen 2400 bis 3500 Franken Baukosten verursacht. Dafür besteht es aus gewölbtem Keller, Erdgeschoß, einem Stockwerk und einem geräumigen Speicher, von dem man nöthigenfalls noch ein Kämmerchen abschlagen kann. Das Erdgeschoß enthält ein mit zwei luftigen Fenstern versehenes Wohnzimmer und das Schlafgemach für die Eltern, aus welchem in Folge einer weisen Vorsicht die Treppe gewöhnlich in den obern Stock führt; dieser umfaßt drei Schlafzimmer und das unentbehrliche Gemach. Ein solcher Pavillon liegt ganz frei und ist von einem 120 Meter großen Garten umgeben, der durch Zäune in vier Theile geschieden und von der Straße durch eine Hecke abgezäunt ist.

Der Arbeiter kann, ohne das mindeste Capital zu besitzen, Eigenthümer eines solchen Hauses werden. Und zwar auf folgende Weise. Zahlt er der Gesellschaft vierzehn Jahre lang für ein Haus von 2400 Franken die monatliche Steuer von 18 Franken, für eines von 3000 Franken monatlich 23 Franken, so ist dasselbe nach Verlauf des genannten Zeitraums sein rechtmäßiges schuldenfreies Besitzthum. Während der vierzehn Jahre zahlt er im Grunde wenig mehr, als den Miethzins für eine schlechte Stadtwohnung — was er mehr zu entrichten hat, wird durch den Ertrag des Gartens aufgewogen — und tilgt damit doch den ganzen Kaufschilling.

Daß die Arbeiter von Mühlhausen bei den dortigen Lohnverhältnissen auf solche billige Bedingungen eingehen können, beweisen folgende Thatsachen: Nicht nur zahlen Alle sehr pünktlich, so daß die Gesellschaft nicht die mindeste Schwierigkeit, nicht den geringsten Verlust hat, sondern die Meisten mögen die festgesetzten 14 Jahre gar nicht abwarten, zahlen voraus und gewinnen auf diese Weise zugleich die 5procentigen Zinsen der zu früh entrichteten Summe, die man ihnen in ihrem Büchlein gewissenhaft abzieht. Im Jahr 1861 waren bereits 48 Häuser ganz bezahlt. Die Bedingungen, welche der Kaufvertrag auferlegt, liegen so sehr im

eigenen Interesse der Arbeiter, wie in dem der Sittlichkeit, und sind durchaus vernünftig und keineswegs drückend. Sie bestehen darin, daß der Käufer die Wohnung in ihrem Zustande erhalten, den Garten bebauen und die Zäune und Bäume unberührt lassen soll, in den ersten zehn Jahren nicht wiederverkaufen und nicht aftervermiethen darf, wenigstens nicht ohne Einwilligung der Gesellschaft.

Auf diese Weise ist für die gewöhnliche Arbeiterfamilie gesorgt. Wer einiges Vermögen oder größeren Verdienst hat und Anspruch auf eine bequemere Wohnung macht, kann sich unter ganz ähnlichen Bedingungen in einem der sechs größeren Gebäude einkaufen, die man zu je 16,000—17,000 Franken in der Mitte der Cité errichtet hat und theilweise zugleich als Magazine benutzt. Den unverheiratheten Männern endlich steht ein eigenes Gebäude offen, in welchem möblirte Zimmer zu höchstens sieben Franken monatlich vermiethet werden. Dort haben alle Miether neben ihrem Zimmer freien Zutritt zu einem gemeinschaftlichen Saale im Erdgeschoß, der den Winter hindurch geheizt wird. Nur muß um 10 Uhr Abends Alles zu Hause sein, damit kein Unfug irgend einer Art geschehe. —

Zwischen all diesen Bauten nun ziehen sich breite, gerade, gut gepflasterte Straßen hin, die mit Bäumen besetzt, mit Brunnen versehen und Abends mit Gas beleuchtet sind. Alle Hauptstraßen laufen auf einen großen Platz hinaus, um den sich in ansehnlichen Gebäuden die Restauration, die Bäckereien, Magazine, Wasch- und Badehaus, Bibliothek und Kinderschule nebst der Wohnung für den Arzt und eine protestantische Diakonissin befinden. In der Restauration kann man für acht Sous vollständig zu Mittag essen; man bekommt dafür eine hinreichende Portion Suppe, Gemüse mit Rindfleisch und Brod. Will man mehr, so hat man für drei Sous noch eine Portion Braten und für zwei Sous noch einen halben Schoppen Wein. Mehr Wein erhält man freilich nicht und muß Alles baar bezahlen, was unordentliche Menschen abzuschrecken pflegt. Aus den Magazinen werden Lebensmittel, fertige Kleider, einfache Möbel, Brennmaterial 2c., welche die Gesellschaft vortheilhaft im Großen angekauft hat, ohne Nutzen abgelassen. In der Waschanstalt hat man den Gebrauch des heißen Wassers, das von der Dampfmaschine der benachbarten Spinnerei kommt, zwei Stunden lang für 1 Sou und das Trocknen und Bügeln ganz umsonst. Für das Bauchen oder Mangeln von zwanzig Pfund Wäsche zahlt man 3 Sous. Will eine Frau die Wäsche, die sie am Leibe trägt, reinigen, so leiht

man ihr unentgeltlich Kleidungsstücke, bis sie die ihrigen, getrocknet und gebügelt, wieder anziehen kann.

Die Arbeiter hegten Anfangs Mißtrauen gegen das ihnen Dargebotene. Sie fürchteten, man wolle sie ausbeuten, unter polizeiliche Aufsicht stellen u. dgl. Bald aber überzeugten sie sich von dem Werth der Sache und schon nach Verlauf eines Jahres waren 49 Häuser verkauft, nach weiterem Verlaufe von sieben Jahren nicht weniger als 463.

Und die Gesellschaft der Actionäre? — Sie kann mit hoher Befriedigung auf den Erfolg ihres Unternehmens blicken. Zwar hat sie keine maßlosen Gewinne zu verrechnen; 4 Procent sichere Zinsen sind Alles, was sie jährlich bezieht; mehr hat sie jedoch von vornherein nicht erstrebt und wendet jeden Ueberschuß zur Verbesserung und Verschönerung ihres Werkes an. Aber sie kann sich das Zeugniß geben, in aller Stille etwas Großes und Schönes geschaffen zu haben, und darf den Gleichgesinnten in Nah und Fern zurufen: Gehet hin und thuet deßgleichen!

Guter Rath

des Bischofs Sailer († 1832) an die Prinzessin Johanna v. Oettingen.

Recht thun und dabei auf Gott allein trauen,

Zu jedem Tage in die Schule gehen und aus Allem nur die Eine Wahrheit lernen, die uns nie waise läßt,

Die Bürde des Tages muthig tragen und ohne Noth kein Gewicht daran hängen; denn es hängt sich manches selber daran,

Für vieles links und rechts blind, taub und stumm sein, und doch den Sinn gerade und offen erhalten, um die gerade Bahn durch die Welt zu finden,

Zuerst in sich selber aufräumen und dann außer sich zur Herstellung des reinen Bodens Hand anlegen,

Den Stein, der sich in den Weg legt, heben, und wenn er sich nicht heben läßt, sehen, wie man hinüberkomme, ohne den Fuß anzustoßen,

Sich von Herzen mit freuen, wo Freude Einkehr nimmt, und wenn es geweint sein muß, hinter den Thränen zum Himmel durchblicken,

Den Sturm draußen tosen lassen, bis er ausgetoset hat — und ihn nicht hereinlassen,

Im Freien gern umherwallen, damit sich keine Verhärtung im Eingeweide (des Leibes und des Geistes) ansetze,

Und dann im Kabinette ein Privatissimum halten mit sich und mit einem, der ohne Zunge spricht, ohne Auge sieht, ohne Arme festhält und ohne Herz liebt,

Einfach mit dem Einfachen, klug mit dem Vielfachen, offen mit Guten und vorsichtig mit Füchsen umgehen,

Kein Körnchen Weihrauch auch für die Großen opfern, und die Großen und Kleinen keines für sich opfern lassen,

Selbst keine Dornen säen und den Stich nicht achten von denen, die Andere gesäet haben,

Almosen geben den Christen, Juden und Heiden, und

Mit Paulus den Herrn Jesum lieb haben,

. . . . . Dies Alles treu thun und sich auf dies Alles nichts zu gute halten und noch obendrein an die Brust anschlagen, möchte wohl die beste Weisheit auf Erden sein; die beste im Himmel lehre Sie der Himmel selber.

Eine Weihnachtsfeier.

Der freundliche Leser kennt Armuth und Noth wohl in mancherlei Gestalt; hast Du aber schon den Blick in eines armen Dichters Wohnung gethan? kennst Du seine Sorgen um das liebe Brod? seine Noth um Stoff, der sich unter seinen schöpferischen Fingern zu einer anziehenden Dichtung abrunde? seine Verlegenheit um einen Verleger, der ihm das fertige Werk mit klingender Münze bezahle? Kennst Du einen solchen nicht, so folge mir einige Treppen hoch unters Dach, wo Du in wenigen Stunden alle seine Leiden und Freuden an Dir wirst vorüberziehen sehen. Sonst fragt auch Niemand nach ihm in der Verborgenheit, in welcher er lebt. Er hat keine anderen Zeugen, als die enge Wohnstube, seine schöne Frau Johanne und seine vier lieben Jungen — lauter zuverlässige Zeugen, weil sie den lieben langen Tag um ihn sind, und die Knaben toben um ihn her und singen, und Frau Johanne fegt um ihn her, während er auf seinem Dichterthrone sitzt und für seine Leser arbeitet. Ein durchgesessener Strohstuhl ohne Lehne, aus welchem unten die Strohwickeln herausguckten, die er jeden Sonnabend mit

der Papierscheere abschnitt, war der Webstuhl, auf dem er die Ereignisse des Lebens webte und klingende Reime um Reime schlang, während eine sorgenvolle Wirklichkeit auf zwei Füßen ihn hinten am Rocke zupfte und um ein Stück Butterbrod bat. Und dann — der durchlöcherte Hausrock, in welchem der Vater oft mit seinen Kindern auf den Dielen gerutscht und Kriegen gespielt! Das war der Ornat, in welchem der Dichter seinen Gedanken die Zügel schießen ließ, um aus dem Reiche der Dichtung die warmen Farben zu holen, mit denen er zum Entzücken für unzählige Leser die Wirklichkeit ausschmückte. Hätten die Jungen nicht so einen Löwen-Appetit gehabt, hätte Frau Johanne, das sanfte blonde Weib, sich eine Magd halten oder den Kleinsten einer Amme übergeben können, so hätte der Dichter nicht bei den besten Stellen seine Feder abzusetzen brauchen, um ein Stück Brod zu spenden; ja, hätte das treue Paar noch ein einziges Kämmerchen neben der lärmenden Stube gehabt, in welches Jensen sich hätte flüchten können mit seinem Strohstuhl und seinen Träumen — so wäre er unerreicht geblieben von den militärischen Commandos des kleinen Paul oder von der süßen Bitte: „Nimm mir einen Augenblick das Kind ab, Jensen!" oder: „Lieber Papa, mache mir von diesem Tuche und diesem Stocke eine Fahne!"

Der Dichter war nahe den Vierzigen, blaß und schmächtig. Früher Lehrer an einer höhern Unterrichtsanstalt in Schleswig-Holstein hatte er weichen müssen, weil er seine Ueberzeugungen nicht für die Gunst des dänischen Regiments hatte hingeben wollen. Er flüchtete nach einer Hauptstadt in Norddeutschland; alle seine Bemühungen um eine dauernde Anstellung scheiterten. Sein einziger Erwerb, mit dem er seinen Lieben das ärmliche Leben fristete, war zuletzt das Honorar, mit dem die Buchhändler seine Novellen und Gedichte bezahlten, welche unter angenommenem Namen gedruckt wurden. Aus seinen Novellen und Gedichten schlürften glücklichere Leser angenehme Unterhaltung; man lachte, wenn Heiterkeit und Scherz aus seinen Worten sprühte — aber Niemand fragte nach seinen nächtlichen Mühen, Niemand nach den Thränen, die dabei hinter dem Auge des Verfassers in Nr. 57 der Langenstraße, unterm Dache, wie siedende Tropfen ungesehen in sein Herz hinuntergefallen oder über blühende Wangen geronnen waren. Seine Lieder sangen wandernde Handwerksburschen, Studenten bei Commercen, Bühnenhelden in Concerten, frohe Philister bei Zweckessen, aber keiner fragte danach, woher sie kamen. „Aber sie wissen auch nicht," sagte er einst, zwei Tage vor Weihnachten, als ihn Frau Johanne im

Vorübergehen mit einem Kusse ermuthigte, „sie wissen auch nicht, daß Dein liebes Auge und unsere Buben und meine eigene Freude an dem Geschreibsel mich so froh und glücklich machen, während mein Schmerz sie auf dem Papier erschüttert. Nein, Johanne, das soll auch keiner wissen. Siehst Du, wie die Schneeflocken da draußen so lustig wimmeln, und wie das Feuer so gemüthlich im Ofen lodert."

„Ach," lächelte Johanne, „Du weißt ja, daß wir keinen Span Holz haben." —

„Gleichviel! Siehst Du, Johanne," rief der Dichter, „das ist der fünfte Winter, der uns hier oben einschneit, seitdem das Unglück uns heimgesucht hat, aber — bei jenen acht Kinderstrümpfchen, welche dort über dem kalten Ofen, vermuthlich zum Trocknen, hängen, und die so kindlich auf uns herabschauen, bei diesem durchgesessenen Katheder, welches Bernhard zugleich als Laufstuhl dient, aber eigentlich mein Königstuhl ist und welcher mir um keinen Preis reparirt werden soll — hörst Du? — schwöre ich Dir, Johanne, geborene Hildebrecht: wenn Dein Kuß und ein Blick auf jene acht gestopften Beinlinge und meine Lieder mich mit Friede und Freude entschädigen — das sollen sie auch nicht erfahren, und wenn sie mir den Bogen mit 10 Louisd'or bezahlen!"

Frau Jensen wußte solche Stimmungen zu benutzen, versprach den Stuhl nie heimlich, auch nicht zum Geburtstage ihres Mannes repariren zu lassen, und fuhr sanft fort: „Lieber, wie ist's mit der Novelle, welche Du dem Buchhändler versprochen hast? Du solltest sie doch heute, jetzt gleich, beginnen. Ich gehe, um unten im Hause einen Arm voll Holz zu borgen, und die Kinder wollen ruhig sein; nicht wahr, ihr Jungen?"

„Ja!!" schrien die Größeren einstimmig, ohne daran zu denken, wozu sie sich verbindlich machten.

„Frau," sagte Jensen wehmüthig und ließ die Arme hängen, „kann ich Novellen aus der Erde stampfen? Wächst ein Roman mir auf der flachen Hand? Gewinn' ich Gold aus ordinären Schlacken, und ein Gedicht, eh' ich den Stoff erfaßt? Sprich, kannst Du einen Pfannenkuchen backen, wenn Du kein Mehl und keine Eier hast? — Gieb mir einen Stoff, Johanne, einen Stoff! Gieb mir ein paar Menschen mit einer Verwicklung, ein Ereigniß, eine Liebe, nebst Knoten und schönen Verwirrungen. Jage ich nicht seit acht Tagen einem brauchbaren Stoffe nach? Aus Deinen Augen, Johanne, schöpf' ich nur Liebe und wonnige Lieder und selige Träume — aber

die Waaren können sie draußen nicht gebrauchen. Sie wollen Brod der Ereignisse haben, reelle Nahrung. — Sprachst Du nicht eben von Holz, Johanne? Holz! welch ein süßes Wort für eine Seele, der die Hände steif sind. Geh denn, Liebste. Borge einen ganzen Arm voll und sage: wir seien zwar noch einen Arm voll schuldig, aber übermorgen sei Weihnachten, und bis dahin hofften wir bestimmt, vom Buchhändler in hiesiger Stadt unser Honorar für unsere letzte Novelle „Die deutsche Kriegsflotte" zu erhalten, und dann würden wir uns selbst Holz anschaffen und auch sonst alles in Richtigkeit bringen."

Johanne entschlüpfte durch die Thüre. Der Dichter aber setzte den kleinen Bernhard — Heinrich hieß der dritte — auf seine Schulter, und der Kleine jubelte über das Gewimmel der Schneeflocken, und daß er bald so groß sei wie der Himmel. — „Vater, wirst Du jetzt schreiben?" fragte Paul, der älteste, der auf des Vaters Stock ritt, eine Tabaksdüte als Helm auf dem Kopfe. — „Ja, mein Junge," rief Jensen, während er den Kleinen zur Erde setzte und Johanne mit Holz eintrat.

„Bist Du auch sicher, lieber Mann," sagte die Mutter, „daß der Verleger übermorgen zahlt?" — „Ganz sicher, Liebste, zahlt er schon morgen, den 24.; hier ist sein Brief. Ein Bogen Novelle zu 2 Louisd'or, macht netto 2 Louisd'or. — Schon wegen der Christbescheerung für die Kinder," setzte er leise hinzu, „hab' ich mich versichert, daß wir morgen Geld haben. Die armen Kleinen können ja nicht ohne Weihnachtsbaum bleiben, und müßt' ich eins meiner Kleider verkaufen." — „Aber die Miethe, der Schuster, die Milch!" — „Schön, schön, wir werden das schon einrichten — aber bitte, laß mich jetzt arbeiten!"

„Nun, werde nicht böse, lieber Mann," begütigte Johanne, „gleich wirst Du verdrießlich, wenn ich von unsern Rechnungen rede." — „Nicht doch, Herzensweib," rief aufspringend der Dichter. „Aber, siehst Du, mit dem Gedanken, morgen Abend die Kinder mit einem Christbaum beglücken zu können, wäre ich mit vollen Segeln an die Arbeit gegangen. Jetzt, da Du mir die Miethe und den Schuster und die Milch dazwischen geworfen, geh' ich daran, wie der Tagelöhner an's Holzhacken."

„Vater," fragte Paul, „wann schreiben wir den Brief an den heil'gen Christ?" — „Junge, Du hast Recht!" rief Jensen, „das ist doch ein vernünftiger Gedanke. Jetzt gleich, Männchen, denn es ist hohe Zeit. Aber wie gedenkst Du denn, daß wir das machen sollen?"

„Nun, Du hast gesagt, schon sehr lange, daß wir einmal allzusammen, nämlich ich, Bernhard und Heinrich, an den heil'gen Christ einen Brief schreiben müßten und uns darin ausbitten, was wir gerne am Weihnachtsfeste bescheert hätten." — „Aber die andern können ja nicht schreiben." — „Nun, so schreib' ich allein," rief Paul, „und setze unsere Namen darunter. Du mußt mir helfen." — „Und wie meint Ihr denn, daß der heilige Christ den Brief erhalten soll?" — „Durch die Post!" schrie Bernhard. — „Der Briefträger," verbesserte Paul, „weiß ja nicht, wo der heil'ge Christ wohnt, und in den Himmel kann er doch nicht klettern. Weißt Du was, Papa? Das heil'ge Christkind fliegt, wie Du sagst, jetzt Abends mit seinen grün und golden schimmernden Flügeln über die Dächer der Häuser hin, um zu lauschen, ob die Kinder auch artig sind; wir wollen den Brief, wenn er geschrieben ist, zur Dachluke hinauswerfen, dann findet ihn das Christkind heute Abend gewiß."

Jensen freute sich über die Idee des Knaben, und sogleich wurde Hand an's Werk gelegt. Paul setzte sich auf des Vaters Platz am Schreibtisch, der Dichter daneben, auf seine Knie die beiden andern. „Nun sage jeder," rief der Vater, „was er sich bestellen will, aber vergesse nichts!"

„Liebes Christkind," dictirte Jensen, und Paul schrieb. „Ist's so recht?" — „Ja!!" schrieen die Jungen. — „Also: Liebes Christkind — Paul, was willst Du?"

„Einen Säbel, ein Gewehr, ein neues Pferd und einen Helm." — „Ich auch!" riefen die beiden andern. — „Alsdann einen Tannenbaum mit vielen Lichtern und goldenen Aepfeln und Nüssen." — „Ich auch!" riefen die Brüder.

„Gut! Also: Liebes Christkind, wir haben uns, wie Du vermuthlich schon weißt, ganz passabel aufgeführt und dem Vater Freude gemacht. Ich bitte Dich daher, Du möchtest so gut sein, und uns für morgen Abend folgende Sachen bescheeren, nämlich: 1. einen hübschen Baum mit vielen bunten Lichtern und Aepfeln und Nüssen daran." — „Goldenen!" schrieen die Kleinen. — „Also: goldenen; alsdann 2. jedem von uns einen Säbel, ein Pferd, ein Gewehr und einen Helm. — Ist's so recht?" — „Ja!!" antworteten die Kinder. Aber Paul schrieb weiter: Einen Ferl —

„Was giebt das?" fragte der Vater. — „Einen Verleger hätte ich noch gerne." — „Für mich auch einen!" riefen die Brüder. — „Was wollt Ihr damit sagen?" — „Nun," erklärte Paul, „Du

hast einmal einen gefunden, und darüber warst Du so froh.“ — „Dummes Zeug!“ unterbrach der Dichter; „also einen Helm und — —“

„Stoff zu einer Novelle!“ fiel lachend die Gattin ein und fügte bittend hinzu: „Nun aber schließe den kindischen Brief. Die Knaben würden uns arm machen, wenn wir es nicht schon wären.“

„Also, mein liebes Christkind,“ schloß Paul, „wir bitten Dich, Du wollest uns diese schönen Sachen morgen, am heiligen Abend, in der Dämmerung, in unsers Vaters Stube, Langenstraße Nr. 57, vier Treppen hoch, hinbescheeren.

Dein treuer

Paul Jensen, für sich und seine beiden Brüder.“

Nun setzte der Vater auf den einfachen Zettel die Adresse: „An unser liebes Christkind im Himmel, abzugeben auf dem Dach, und in seltsamem Gemisch von Lustigkeit und Rührung stieg er mit den Kleinen die Bodentreppe hinauf. — Droben aber warf Paul das Papier weit hin auf die Ziegeln, und sogleich ergriff es der Ostwind und trug es durch die stürmenden Lüfte über die Wohnungen der Menschen hin.

„Nun, Frauchen,“ rief der Dichter, als er wieder in die Wohnstube trat, „leg' Holz ein, und ich denke nach über die Novelle.“

* * *

Am folgenden Abend, gegen 5 Uhr, strahlte in der Langenstraße manches Fenster in ungewohntem Glanze. Droben aber im vierten Stock Nr. 57 war's finster. Der Poet hatte seit gestern wieder vergeblich auf seinen Novellenstoff Jagd gemacht. Am Fenster stand er und schaute sinnend in die helle Mondnacht. Wie ein süßer Schmerz klopfte jedesmal der heilige Abend an sein Gemüth an und tönte ihm, wie mit fernen Erinnerungsglocken, alle die Seligkeiten herauf, die er bei glücklicheren Eltern erlebt hatte, als er und seine Johanne waren. Die hatte eben das kleinste Kind in das Bett gelegt, das in demselben Zimmer stand. Die drei Knaben saßen am Familientische, wie Kinder sitzen, wenn sie warten, daß das Essen aufgetragen werde. Was sie erwarteten in gläubiger Andacht und Hoffnung, war der Erfolg ihres Briefes. Die Dämmerung ließ es nicht gewahren, wie der Mutter die Thränen über die Wangen flossen. Bei Jensen hatte sich seit heute Morgen sein alter Husten stärker eingestellt, und dann litt der Arme jedesmal an Aufgeregtheit der Nerven, die entweder zu ausgelassener Laune oder in düstere Schwermuth umschlug. Jetzt lagerte sich die letztere schwarz über

seine Seele. Gegenüber im ersten Stocke sprangen jubelnde Kinder um einen reich verzierten Moosgarten, und die seinigen saßen da in rührender Zuversicht, auf die nichts folgen sollte, nicht einmal ein tröstliches Lampenlicht, da das Oel ausgegangen war.

Plötzlich klopfte es an die Thüre. Die Kinder sprangen hoch auf. Der kleine Bernhard versteckte sich unter dem Tische. — „Endlich," rief der Dichter, sendet der Buchhändler das Honorar für „Die Kriegsflotte!" — Aber es war nur die Magd von unten, die um Zurückgabe des gestern geliehenen Holzes bat. Die Vertröstete schied murrend und ließ die Thüre offen.

„Wißt Ihr was?" rief Paul seinen Brüdern zu, „wir sitzen hier wie die Narren, die auf die Taubenbraten warten. Vielleicht hat das heilige Kind uns vergessen. Wir wollen beten, dann denkt es an uns." Die Knaben setzten sich beim Tisch auf die Knie. Johanne schlang tröstend den Arm um ihren träumenden Freund.

Da rauschte etwas im Zimmer. Die Kinder bekreuzigten sich, Bernhard verschwand wieder unter dem Tische. Eine sanfte Stimme rief freundlich „Guten Abend!" Jetzt flimmerte etwas wie fliegende Sterne über dem Tische, und auf ihm stand ein kleiner Tannenbaum, von einem Moosgärtchen umgeben, und am Baume flakkerte ein Wachslichtchen nach dem andern auf, und hinter dem Baume stand ein unbekanntes lächelndes Engelsgesicht, das die Lichter anzündete.

„Hurrah!" schrieen die Knaben. Der Dichter stand gefesselt da, wie entzückt von einer himmlischen Erscheinung — Johanne ahnend und lächelnd mit hörbarem Herzklopfen.

Da rasselten auf dem Tische drei eiserne Kindersäbel, drei Helme und drei Percussionsgewehre, auf der Erde standen drei hölzerne Pferdchen mit rothen und goldverbrämten Schabracken.

„Es ist Alles richtig, wie wir's bestellt haben," sagte überzählend der ernste Paul, „wir bedanken uns schön." Der kleine Bernhard war inzwischen muthig unterm Tische hervorgekrochen, faßte die fremde Gestalt beim seidenen Mantel und fragte: „Bist Du denn eine Madame Christkindchen?"

„Wer bist Du, wunderbares Wesen, das uns so freundlich überrascht?" rief der Poet voll Aufregung; da überreichte die Unbekannte schweigend einen Brief, „eilig" bezeichnet. Er erbrach ihn und las:

„Mein lieber Dr. Jensen. Falls Sie nicht andere und bessere Aussichten zu einer festen Anstellung haben, können Sie als

Bibliothekar und Inspector meiner Sammlungen sofort in meine Privatdienste treten. In aller Gewogenheit!

. . ., Dec. 24, 185 . Graf von . . . ."

* * *

Eilen wir zum Schlusse; der Jubel der Kinder, der freudige Schreck der Eltern bedarf keiner Schilderung. Die freundliche Dame, welche als Botin des Christkindes erschienen war, war niemand anders, als die Tochter des reichen Grafen von . . . ., die in der ganzen Hauptstadt und Umgegend als ein Engel gepriesen wurde, die auch die niedrigste Hütte nicht mied, wenn sie Segen spenden konnte. Das Christkindchen hatte den Brief der Kleinen an das Fenster ihres Cabinets geführt, wo er haften blieb und von ihr entdeckt wurde. Welche Ueberraschung war es nun für sie, in dem kindlichen Briefe den Namen des Dichters zu finden, der unter allen neuern Schriftstellern ihr vor allen zusagte und der von ihrem Vater schon ausersehen war, um den anderweitig angestellten Bibliothekar zu ersetzen. Der Buchhändler, von welchem der Dichter mit solchen Schmerzen das Honorar erwartete, hatte Mittel und Wege gefunden, ihn für diese Stelle auf das Dringendste zu empfehlen, und so hatte auch die liebenswürdige junge Gräfin den wahren Namen ihres Lieblingsdichters erst erfahren. Das Zusammentreffen aller dieser Umstände benutzte sie rasch, um sich eine köstliche Weihnachtsfeier zu bereiten. Um sie noch zu steigern, mußte auf ihre Veranlassung der Buchhändler wortbrüchig werden, damit nicht zu viel für die Kinder angeschafft werde. — „Ehre sei Gott in der Höhe!" rief Jensen, als er sich gesammelt hatte und den Zusammenhang erfuhr. — „Und Friede den Menschen auf Erden!" fügte die Gräfin hinzu. —

* * *

So entstand eine Novelle von selbst. Vorläufig aber hatte der Dichter keine Ruhe den Stoff selbst zu benutzen, und so ist er in andere Hände gekommen, die ihn verarbeitet haben, weshalb auch der Bote sich das Recht nehmen zu dürfen glaubte, seine Leser in die Familiengeheimnisse eines armen Dichters einzuweihen. Uebrigens blieb unser Freund nicht lange im Dienste des Grafen. Seine Stellung dort war gerade nicht glänzend, aber nach den Jahren der Entbehrung, die er durchgemacht hatte, kam er sich wie ein Krösus vor. Er fand Ruhe und Muße, eine wissenschaftliche Arbeit wieder aufzunehmen, in welcher er durch seine Amtsentsetzung unterbrochen war. Es standen ihm reichere Hilfsmittel zu Gebote, als in dem

Landstädtchen, in welchem er früher angestellt war und jene begonnen hatte. Der Graf hatte ihn lieb gewonnen und förderte ihn in jeder Weise. So entstand ein Werk, welches mit der Gründlichkeit tiefer Studien die Wärme der Begeisterung verband. Es behandelte einen geschichtlichen Stoff, welchen würdig zu verarbeiten nicht bloß der Fleiß der Quellenforschung genügte, sondern auch ein feines dichterisches Gefühl nöthig war. Das Werk machte Aufsehen. Der feingebildete König, der gerade für dieses Gebiet besonders Urtheil und Geschmack hatte, wurde so auf den begabten Verfasser aufmerksam gemacht; derselbe wurde bald aus seiner Verborgenheit hervorgezogen und ihm ein wissenschaftliches Arbeitsfeld überwiesen, wodurch die kühnsten Hoffnungen und Träume seiner Jugend weit übertroffen wurden.

Der Geldbrief.

Von Karl Fröhlich.

(Zum Bilde.)

Das alte Spinnrad schnurrt nicht mehr,
Großmutter, krank und bleich,
Blickt auf die Hände, matt und schwer,
Und träumt: „Ach wär' ich reich!“ —
Am Docht der Lampe, trüb und tief,
Schwehlt eine Kohle roth,
Sie ruft: „Marie, es kommt ein Brief,
Vorbei ist alle Noth!“ —
Ein treuer Bursch, ihr Enkel, plagt
Sich in der Fremde brav,
Wenn Andern Tanz und Trunk behagt,
Kürzt er sich froh den Schlaf.
Großmutter! — ach, sein ganz Gemüth
Erfüllt die alte Frau,
In jeder Silberlocke sieht
Er ihre Scheitel grau! . . .
Sie hegte ihn und pflegte ihn,
Ein frühes Waisenkind,
Sie führte ihn ins Maiengrün,
Hüllt ihn vor Frost und Wind.
Als er sein Handwerk brav gelernt
Und in die Fremde zog,
Da schwur er: „Bin ich gleich entfernt,
Mein Herz bleibt bei Dir doch!“
Und redlich hielt der Junge Wort,
Und fehlt' ihr Oel und Brod:

Er scheuchte alle Sorge fort
Und kehrte ihre Noth. —
Marie, des Nachbars treue Magd,
Den weiten Weg oft lief,
Und ungeheißen forscht' und fragt
Sie nach ersehntem Brief.
Auch diesmal war sie gern bereit.
Am Schalter stand sie schon:
„Ein Brief?“ — „„Jawohl, der kam just heut!““ —
Ihr war's ein Freudenton! —
Sonst immer war der Brief frankirt,
Diesmal war er nicht frei;
Da griff und sucht' sie ganz genirt
Die Tasche fast entzwei.
Der alte Brummbär aber sprach:
„Nimm hin und lauf geschwind,
Doch, fragst Du künftig wieder nach,
So wechsle erst, mein Kind!“

Was thut Mutterliebe nicht.

An dem Bahnhofe einer kleinen Stadt Kurhessens sah man seit länger als einem Jahrzehnt bei jedem ankommenden Zuge, welcher Fremde von den Seestädten Hamburg und Bremen herbeiführen konnte, ein altes, nicht ganz ärmlich gekleidetes Mütterchen auf ein und derselben Stelle sitzen, ob es stürmte oder regnete, ob harter Frost oder Schneegestöber hereingebrochen war. Wohl nahe an siebenzig Jahre mochte sie auf dem gebeugten Rücken tragen, denn das Gesicht war von tiefen und dicht aneinander liegenden Furchen durchschnitten, die unter der Haube hervorblickenden Haare weiß, die Gestalt gebückt, aber das Auge lebendig und feurig, als ob es vom jugendlichsten Gefühle durchglüht würde. Diese Persönlichkeit fiel deshalb den Reisenden auf, weil sie, sobald der Zug hielt, sich von ihrem Steinplatz rasch erhob, allen männlichen Passagieren scharf ins Gesicht blickte, jedes ihr dargereichte Almosen verschmähte und mit tiefem Seufzer, wenn alle männlichen Passagiere vorüber waren, entweder an ihren Steinsitz zurückging und den Kopf auf die Brust niedersenkte, als ob tiefe Trauer ihre Brust durchzöge, oder wenn der nächste Zug mehrere Stunden später kam, mit schmerzlich gefalteten Händen und gesenkten Hauptes nach dem nahen Städtchen zurückschlich, um bald wieder zurückzukehren. Niemand wußte den eigentlichen Grund dieses Treibens, denn sie ließ sich mit Niemand in ein Gespräch ein. Seit einigen Monaten erschien

sie nicht mehr, der Tod hatte ihre täglichen Spaziergänge zum Bahnhofe geendigt und sie dem ewigen Ruhehafen zugeführt, aber kurz vor ihrem Tode enthüllte sie den Grund ihrer ununterbrochenen Wanderungen, deren Quell allein die Mutterliebe war. Sie hatte einen einzigen Sohn gehabt. Es wollte diesem nicht gelingen, das geträumte Glück im Vaterland zu finden, er zog mit Andern fort, es jenseits des Oceans zu suchen. Mehrere Briefe an seine Mutter, die diese bis zum Tode auf dem Herzen trug, und auch bat, daß man sie hier mit ihr in die Gruft senken sollte, zeigten derselben an, daß es ihm gut gehe, er sich auch bereits ein beachtenswerthes Kapitälchen gesammelt habe und nicht abgeneigt sei, wenn sich dies noch etwas vergrößert hätte, in das Vaterland, an das Mutterherz zurückzukehren. Im letzten Briefe, welcher älter als zehn Jahre war, zeigte er ihr an, daß er demnächst seine Rückreise antreten und der geliebten Mutter dann ein sorgenfreies Alter bereiten wolle. Seitdem kam kein Brief mehr und das liebende Mutterherz, von dem festen Wahne befangen, der Sohn wolle und werde sie überraschen, ward nun angetrieben, den Heißgeliebten am Bahnhofe zu empfangen, um dann stolz auf den geliebten Sohn triumphirend mit ihm in's Städtchen zu ziehen. Ihre Hoffnung war in ihr zur festesten Ueberzeugung geworden, und ob auch Jahr auf Jahr verging, sie wankte nicht; Mutterliebe ist der stärksten Opfer fähig, ist das unzerreißbarste Liebesband, dessen geheimnißvolle Fäden mit dem Werden an das Kindesherz sich fest anknüpfen, es über Land und Meer unsichtbar umfangen halten, bis der kalte Tod es ablöst. Auch hier schied er es. Aber noch im Sterben bat sie eine Verwandte, für sie die Wanderungen fortzusetzen; obschon sich erwarten läßt, daß den heiß Erwarteten ebenfalls längst ein menschliches Schicksal ereilt und ihn vielleicht schnell und unerwartet zur Todesbeute machte, da er seitdem nichts mehr von sich hören ließ.

Wiedersehen nach dem Kriege.

Von Karl Fröhlich.

(Zum Bilde.)

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!
Der Alte auch saß keck und stramm,
Bevor er Invalide war,
Zu Pferd' ein lustiger Husar! —

Scholl freudig der Trompete Tusch,
Hei, stürmt' da Zieten aus dem Busch!
Der Dolman flog, der Säbel zuckt,
Und Mancher hat sich bang' geduckt. —

Kartätschen tanzten über's Feld,
Sein Bein verlor der alte Held,
Da zog er in sein Heimathsdorf,
Drosch Korn und stach sein Bischen Torf.

Wo irgend eine Fiedel klang,
Er war's, der sonst am Höchsten sprang,
Jetzt saß er still und ließ es sein,
Blickt' traurig auf sein hölzern Bein.

Die braune Lies', sein treuer Schatz,
Kam sonst beim Tanze nicht vom Platz,
Bei ihrem Märten saß sie jetzt,
Hätt' keinen Zehen angesetzt.

Der Märten strich sich still den Bart
Und dachte, das hat rechte Art!
Sie ward sein Weib; — trotz Krück' und Stab,
Der Himmel brave Früchte gab.

Und eine dieser Früchte hat
Als kriegesmuthiger Soldat,
Mit Gott, für's Vaterland, Gefahr
Bestanden muthig als Husar.

Der Alte spannt die Arme aus:
„Gott Lob, mein Sohn, Du bist zu Haus!
Mein Grab wird nicht versinken ganz,
Denn Kindeslieb' flicht ihm den Kranz!

Unkräuter.

Von Hermann Wagner.

Zwischen Menschen und Pflanzen herrscht ein ewiger Krieg, ein Kampf, der seit Jahrtausenden währt und welcher kein Ende kennt!

Wo der Mensch seine Hütte gründet, fällt der Wald mit seinen majestätischen Säulen; alle die Tausende kleiner Pflanzengeschlechter, denen kühler Waldschatten und feuchte Moosdecke Lebensbedürfniß waren, werden dem Verderben geweiht. Das Haus erhebt sich, gedeckt mit Stroh oder Steinen, rund um zieht sich der kahle Hof als Tummelplatz für das gehegte Vieh, um diesen die schützende Mauer. Und noch weiterhin vernichtet der Mensch die ursprüngliche Pflanzenwelt. Auf Fahrweg und Fußsteg zertritt der Rosse

Huf und des Wanderers Fuß den sprossenden Keimling, es zermalmt des Wagens Rad selbst den zähen, holzigen Strauch. Auf den Fluren reißt der Pflug den Wiesengrund um und begräbt Gräser und Kräuter im Schooße der Erde, um einige wenige auserwählte Lieblinge zu pflegen.

Allein die Schaar der Gewächse unterliegt nicht sofort widerstandslos. Wenn auch eine Menge zarter Geschlechter, wie z. B. unsere Wald-Orchideen, selbst nicht unter besonderer Pflege gedeihen wollen, sich höchstens so lange noch halten, als ihnen die Knolle vorräthigen Lebensstoff bietet, dann aber sterben, so dringen andererseits eine Anzahl zäher Gesellen unverdrossen vor und kämpfen mit unermüdlicher Ausdauer um jeden Fingerbreit Grund. Es ist dies die Schaar der Unkräuter, welche dem Landwirth, dem Gärtner und dem ordnungsliebenden Hausvater fortwährend zu schaffen macht. Von jener reichen Schaar dieser Pflanzen, welche sich auf den Feldern, zwischen Getreide und andern Pfleglingen des Landmanns einfindet, wollen wir jetzt absehen und nur das kleinere Häufchen ins Auge fassen, die sich enger an die Wohnung selbst schmiegen.

Sie zerfallen wieder in mehrere Gruppen, besonders unterschieden durch die Lebensbedingungen, an welche ihr Dasein in der Nähe des Menschen geknüpft ist.

Zunächst begegnet uns eine Abtheilung niedriger Kräuter mit unverwüstlicher Lebenskraft. Die Arten des Wegerich und Vogelknöterich breiten sich wie ein Teppich auf dem festgetretenen Wege aus und scheinen um so besser zu gedeihen, je öfter des Menschen Fuß sie berührt. Das einjährige Rispengras gleicht ihnen darin. Zwischen den Pflastersteinen der viel befahrenen Straße findet es noch hinreichenden Schutz sich anzuheften; die geringe Menge Erde der Lücke ist ihm genug zur Ernährung, und hundert und aber hundert Mal zu Boden getreten, richtet es sich eben so oft wieder auf, entfaltet seine Rispen, blüht und reift seine Samen. Das Gehöft des herrschaftlichen Landgutes wird in kurzer Frist mit einer grünen Rasendecke überwuchert, wenn nicht ununterbrochen der Gärtner als wachender Genius dagegen auftritt, ja der Bewohner der Provinz wird das kleine Rispengras, seinen alten Bekannten, selbst an den Seiten vielbefahrener Straßen der Residenzstadt wiedertreffen. Ist der Grund irgendwo etwas tiefer und dazu vielleicht feuchter, so gesellt sich die allbekannte Ringelblume (Kuhblume) hinzu und entfaltet ihre goldgelben Blüthen. — Diese Gruppe von Unkräutern wird durch ihre Lebenszähigkeit vor dem Untergange geschützt, durch

ihre Unempfindlichkeit gegen äußere Gewalt. Sie ähnelt jenen unterjochten Urbewohnern vieler Länder, die, trotzdem daß der Fuß ihrer Unterdrücker sie schonungslos tritt und mißhandelt, doch in Elend und Schmutz, in körperlicher und geistiger Knechtschaft unverwüstlich gedeihen. Wir erinnern beispielsweise an die Paria's in Ostindien und die Aino's in Japan; auch das Geschick der Israeliten in Aegypten war von ähnlicher Art.

Eine zweite Abtheilung Gewächse schließt sich den ebengenannten innig an; es sind jene, welche als Sinnbilder äußerster Genügsamkeit mit den unfruchtbarsten dürrsten Plätzchen vorlieb nehmen, an denen sonst nichts Besseres gedeihen mag. Auf der Firste der Mauer lassen Moose und Grasarten sich nieder, unter letzteren besonders ein Verwandter des vorhin genannten einjährigen Rispengrases, das zusammengedrückte, das seinen Namen von dem zweischneidig zusammengepreßten Stengel erhielt. Steinkraut mit kleinen gelblichen Blüthchen und weißlich behaarten saftarmen Blättern, Steinsamen mit weißlichen Blumen, Lattich, dessen Blattrippen auf der untern Seite mit Stacheln bewehrt sind, Mauerkresse mit stinkendem Laube, sparrig ausgebreitete Trespe, kleine Moosarten, besonders den Gattungen Schraubenmoos, Hornzahn und Astmoos angehörig, krönen die Mauerfirste und den Thorpfeiler, wenn anders nur Spuren von Erde darauf sind. Auf der höchsten Kante des Hauses weist mitunter der Landmann selbst dem Hauslaub ein Plätzchen an und die dicken fleischigen Blätterrosetten des Saftgewächses grünen ungestört weiter, entwickeln Sprossen und treiben Blüthenstengel empor, als säßen sie noch auf den Spitzen der Felsen, welche sie ehedem schmückten. Ihr naher Verwandter, der Mauerpfeffer, thut es dem Hauslaub darin gleich. Beide sind durch ihre Fähigkeit: zu Zeiten ansehnlichere Nahrungsmengen in sich aufnehmen und dann lange Tage hindurch wieder fasten zu können, zu jenem Standorte gänzlich befähigt. Auch die niedrige Schwertlilie kommt daselbst vermöge ihrer Knollen ganz gut fort und wird wegen ihrer himmelblauen großen Blumen dorthin gepflanzt.

Ganz entgegengesetzter Natur ist aber eine Anzahl Unkräuter, welche die Wasserläufe und Gossen, die Schutthaufen und Schmutzwinkel bedeckt. Gänsefuß-Arten und Ampfer, Flohknöterich, wegen der schwarzen Flecken auf seinen Blättern so genannt, Melden, Bilsenkraut, Stechapfel und Brennnesseln, Gänsedisteln und Vogelmiere, Binzelkraut und noch mancherlei andere wuchern an solchen Stellen gewöhnlich in kurzer Frist zu üppigen Dickichten auf. Sie

alle siedeln sich dort an und gedeihen daselbst vortrefflich, da sie den reichen Gehalt des Bodens an Stickstoff lieben. Stickstoffreich aber wird der Boden stets, sobald er thierische Abfälle, Dünger und dergleichen enthält, wie solches in der Umgebung eines Landgutes häufig der Fall ist.

So wie man das Eindringen der Unkräuter in die Gehöfte des Menschen, ihr zähes Festsetzen an Wegen, Mauern und Schuttstellen vergleichen kann mit einem hartnäckigen Kampfe, den sie gegen den Menschen und seine Werke führen, so kann man dies Verhältniß aber auch von ganz entgegengesetztem Standpunkt ansehen und mit angenehmerem Lichte beleuchten. Diese Unkräuter könnten erscheinen als treue Freunde des Menschen, die sich eng an ihn anschmiegen und sich selbst durch Mißhandlungen nicht abweisen lassen. Freilich sind unter ihnen nur wenig angenehme Gestalten, welche der Mensch als seine Freunde anerkennen möchte, und noch weniger bieten sie ihm, wenn er, der Eigennützige, die Frage an sie richtet: „Was bringt ihr mir für Nutzen und Gewinn?"

Am ehesten wird letztere Anschauungsweise noch in Etwas gerechtfertigt, wenn man das Bestreben der Gewächse ins Auge faßt, die Ruinen zerfallener und zerstörter Wohnungen zu überziehen.

Der Epheu, dies Sinnbild treuester Freundschaft bis zum Tode, spinnt sich um den zerfallenen Ring der Burgmauer, von den Zinnen des geborstenen Thurmes schauen junge Fichten herab. Aus den Ritzen des Wohnhauses, das ohne Dach und ohne Decke seit Jahrhunderten Sonne und Regen freien Zutritt gestattet, — hängen Birkenbüsche ihre hellen Zweige herab, und in den Mauerlöchern haben sich Mauerraute und Cymbelkraut angesiedelt. Die Zähigkeit, mit welcher sich die Mauerraute, ein niedliches Farrnkraut, an den Punkten zu behaupten sucht, von denen es einmal Besitz genommen hat, ist interessant genug, um hervorgehoben zu werden, zumal die Farrnkräuter sonst sehr empfindlich sind und selbst im Garten nur ungern gedeihen. Hat die Mauerraute tief zwischen den Steinen ihren Wurzelstock genügend gebildet, so verträgt sie es geduldig, wenn der Maurer außen die Wand mit neuem Mörtel bewirft, sie gleich einer verurtheilten Nonne lebendig einmauert. Ihre Wedel sterben zwar, von dem ätzenden Kalke gebeizt, für das laufende Jahr ab, im nächsten Sommer aber entrollt sie neue, und während ihr von außen Regen, Sonne und Wind als gute Genossen bei ihren Befreiungsversuchen helfen, den Mörtel mürbe zu machen, schiebt sie letzteren beiseits und gewinnt Licht. Die anfänglich unbedeutende

Oeffnung wird rastlos erweitert, und wenige Jahre währt es, so grünt die Mauer so frisch wie zuvor und der Mörtel liegt zerbröckelt am Boden.

Einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck machen diejenigen Gewächse in den Ruinen, die noch als ein Ueberrest aus guter alter Zeit sich erhalten haben, als ein letzter Nachklang vergangener Herrlichkeit. So hat sich in dem zerfallenen Gestein der hohen Mauer Goldlack angesiedelt. Vielleicht ward er ehedem im Burggärtchen von sinniger Hand gepflegt, spielen seine duftenden Blüthen doch als „Gelbveilchen" in den alten Liedern eine Rolle. Sie sind freilich nicht mehr gefüllt, und die ganze Pflanze wird an dem trocknen Standort nur spannenlang. In dem Lattich auf der Mauerfirste vermuthen Manche die Stammpflanze des Kopfsalat und halten es für möglich, daß letztere bei langer Vernachlässigung wieder in diese ursprüngliche Form zurückgehe. Sollten die duftenden Märzveilchen im Haselgebüsch ehedem auch im Burggarten gestanden haben oder ist hier vielleicht ihre ursprüngliche Heimath? Von den Möhren und Pastinaken ringsum ist letzteres wohl das Wahrscheinlichere.

Viele Ruinenpflanzen gehören zu denen, deren Samen sich außerordentlich leicht verbreiten und die deshalb am frühesten auf solchen Stellen auftreten, wo die Pflanzendecke der Erde eine Blöße erhalten hat, letztere möge nun herbeigeführt worden sein, wodurch es wolle. Birken und Fichten, Kuhblumen und Cymbelkraut, Gräser und Mauerraute haben so leichte Samen, bei einigen noch dazu mit Flügeln oder Haarkronen versehen, daß sie auf den Flügeln des Windes leicht bis hinauf zur Zinne des Thurmes gelangen und sich dort niederlassen, wenn anders etwas verwitterte, vom Regen gefeuchtete Erde, ein Mooshäufchen oder Flechtenbüschel ihnen ein geeignetes Plätzchen zum Keimen bietet.

Eines Krautes müssen wir noch schließlich gedenken, welches in letzterer Beziehung einzig in seiner Art dasteht; wir meinen das „kanadische Berufskraut". Wie sein Name schon sagt, ist Kanada seine ursprüngliche Heimath, durch die reiche Menge seiner mit Federkronen versehenen Samen, die schon vom leichten Luftzug weitergetragen werden, wird es zu weiten Wanderungen befähigt. Eben so leicht verträgt es die Hitze des tropischen Sommers, wie die strenge Kälte des nordischen Winters und findet selbst auf dem dürrsten, unfruchtbarsten Boden Nahrung genug, den 2 — 3 Fuß hohen, ruthenförmig verästelten Stengel zu entwickeln, den wegen seiner scharfen Behaarung nicht leicht ein Thier sich zur Speise wählt. Seine

gelblich weißlichen Blüthen, an Form jenen des Kreuzkrautes ähnlich, entgehen gewöhnlich der Aufmerksamkeit des Nichtbotanikers, und nur erst, wenn das Gewächs massenhaft auftritt, fällt es auch dem gleichgültigen Wanderer auf.

Man erzählt, daß am Anfang dieses Jahrhunderts ein Büschel jener Samenwolle von einem Naturaliensammler in Nordamerika benutzt worden sei, um den abgestreiften Balg eines Vogels damit vorläufig zu füllen. Mit letzterem sei es nach Europa gekommen und gleichgültig beim Zubereiten des Vogels beiseits geworfen worden. Mit reißender Schnelle hat es hier seine Reise fortgesetzt. Wo gegenwärtig beim Bau einer Eisenbahn ein Damm aufgeworfen wird, ist es meistens der erste Gast, welcher sich einstellt. Im ersten Jahre sprießt vielleicht nur eine einzelne Pflanze empor. Sie erzeugt aber schon Tausende, und im dritten Jahre bereits ist die ganze Böschung von zahllosen Stengeln bedeckt. Ist im Garten ein Plätzchen des Gärtners Aufmerksamkeit entgangen, — das Berufskraut findet sich ein, ist irgendwo eine Schuttstelle, ein leerer Bauplatz, ein freier Wegrand oder Trümmerhaufe, es sprießt bald dort hervor. Und wenn keine Pflanze das Grab des armen Mannes schmückte, keine pflegende Hand ihm Gedenkemein darauf säete, — das Berufskraut wählt sich den leeren Hügel und grünt dort, — vielleicht könnte es dem Schlummernden ein Gruß sein von den fernen Verwandten, die in der neuen Welt seiner gedenken!

In der Schmiede.

Von Karl Fröhlich.

(Zum Bilde.)

Das Geld, so heißt's, regiert die Welt!
Was Bess'res laßt uns preisen —
Denn fehlte dies, wär's schlecht bestellt; —
Es ist das edle Eisen!
Der Balgen saus't, die Esse sprüht,
Und Wunderdinge schafft der Schmied!

Liegt kornumwogt im Blüthenhag
Ein Dörflein still geborgen,
So grüßt der Schmiede Hammerschlag
Wie Glockenton den Morgen;
Und wer im Feld zu schaffen hat,
Ihm hilft des Schmiedes wack're That.

Wenn es im Wald nicht schafft und fleckt,
Weiß er die Axt zu stählen,
Hat er die Sense klug gestreckt,
Wer mag die Schwaden zählen;
Und lahmt das muthige Gespann,
Zum Schmiede geht's, der helfen kann.

Das stolze Roß hält still und läßt
Den Huf im Feuer dampfen,
Doch, sitzt das Eisen richtig fest,
Dann seht Ihr's wiehernd stampfen!
Der Esel, willig und gemach,
Geht sich'rer mit dem Hufbeschlag.

Drum, mag der Goldschmied Perl' und Stein
In edle Spangen fassen,
Der Schmied soll doch gepriesen sein,
Und Ehre sollt Ihr lassen:
Dem Eisen, ob es Axt, ob Schwerdt,
Denn Eisen baut und schirmt den Heerd!

Der Herzog und der Bauer.

Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig war ein tüchtiger Feldherr, der im siebenjährigen und nachmals im französischen Kriege tapfer dreinschlug; er war aber auch im Frieden ein treuer Landesvater, arbeitete unabläſſig, förderte das Glück seiner Unterthanen aus allen Kräften und achtete keinen Bauersmann zu geringe, freundlich für ihn zu sorgen.

Einst, als er wie gewöhnlich in einem schlichten blauen Oberrock und ohne Gefolge außerhalb Braunschweig spazieren ging, schloß er sich an einen Bauern, der einen Korb trug, an. Nachdem er sich nach seinem Namen und Wohnorte erkundigt hatte, fragte er ihn, wohin er wolle, und erhielt zur Antwort: „Na Bronswik." — „Was wollt Ihr da machen?" — „I, ek will dat verköpen, wat ek in'n Korbe hebbe, dat ek den Kerl dat Muul stoppe!" — „Wem denn?" — „Usen Ammann." — „Was will der denn von Euch?"

Nun erzählte der Bauer, daß es ihm übel gehe; er habe seine Pferde und sein Vieh durch eine Seuche verloren, sei von Hagelschlag und anderm Unglück betroffen und dadurch in so traurige Umstände gekommen, daß er seit sechs Jahren seine Abgaben nicht habe zahlen können. Eine einzige Kuh sei ihm noch übrig geblieben; das sei aber eine so treffliche Kuh, daß er sich durch sie wieder auf-

zuhelfen hoffe. Dies wisse auch der Amtmann und wünsche sie selbst zu haben; deshalb verlange er nun die rückständigen Abgaben und ginge darauf aus, ihm die Kuh wegzunehmen. „Darum," so fuhr der Bauer fort, „hebbe ek nu alles tauhope sogt, wat hier in'n Korbe is, un will's verköpen, dat ek doch man erst mal wat afbetalen kann." — „Aber," erwiderte der Herzog, „wenn Euch Eure Amtleute drücken, warum geht Ihr nicht zu Eurem Herzog klagen?" — „Nehme hei mek dat nich öwel, düssen Herzog true ek nich sau recht." — „Warum denn nicht?" — „Hm! hei het sau oft und sau lange in Berlin säten, da het hei Knepe lehrt." — Es war nämlich den braunschweigischen Unterthanen gar nicht recht, daß der Herzog sich als Erbprinz viel in Berlin aufgehalten hatte; denn sie fürchteten, er werde nun die preußischen Abgaben auch bei ihnen einführen. Der Herzog wollte ihm das ausreden; aber der Bauer wußte allerlei zu tadeln an der neuen Regierung.

Unterdessen kamen sie der Stadt näher. Der Herzog wollte nicht mit dem Bauern in's Thor gehen, um ihn nicht zu erschrecken, und schritt deshalb rasch voran. Da rief die Schildwache: Wache 'raus! Der Bauer stutzte und dachte, das sei wohl ein Unteroffizier gewesen, mit dem er gesprochen habe. Bald darauf hörte er das Spiel rühren und erschrack, und als er nun von der Schildwache erfuhr, daß es der Herzog selber gewesen sei, wollte er sich nicht in die Stadt hineinwagen. Der Soldat merkte seine Angst und fragte, was ihm fehle. „Ach, ek hebbe em sau vel dummet Tüg 'esegt!" stöhnte der Bauer und erzählte das ganze Gespräch. Der Soldat kannte den Herzog besser und sprach dem Bauern Muth ein. Dieser ging also in die Stadt, verkaufte geschwind seine Waare und eilte dann nach Hause.

Den folgenden Morgen ganz früh ließ der Amtmann den Bauern zu sich rufen und fuhr ihn an: „Ihr schändlicher Mensch seid beim Herzog gewesen und habt mich verklagt!" — „Ach, du leiber Gott, ne! Ek bin ja nich bi öm wesen; hei kam ja to mek!" stotterte der Bauer und dachte, es werde ihm übel ergehen. Aber wie freute er sich, als er hörte, daß ihm seine rückständigen sechsjährigen Abgaben erlassen wären. Der Herzog hatte noch denselben Abend den Befehl geschickt, wenn ein redlicher Unterthan durch Unglücksfälle arm geworden sei und die Abgaben nicht bezahlen könne, so solle der Amtmann dem Landesherrn Vorstellungen darüber machen, damit dieser die Abgaben erlassen könne und der Unglückliche nicht ganz verderben müsse, und wenn es der Amtmann noch

einmal so mache, wie mit diesem Bauern, so werde er sogleich abgesetzt werden.

Voller Freude stürzte der Bauer nach Hause, erzählte nun seiner Frau die ganze Geschichte und machte ihr den Vorschlag, sie wollten dem Herzog die Kuh schenken. Die Frau sagte gern ja; der Mann band der Kuh einen Strick um die Hörner und zog sie nach Braunschweig, gerade auf das Schloß zu. Hier fragte er die Schildwache, in welchem Zimmer der Herzog wohne. Die Schildwache zeigte ihm die Fenster. Nun hielt der Bauer mit seiner Kuh auf dem Schloßplatze und machte jedesmal einen tiefen Diener, wenn sich an jenem Fenster ein Kopf zeigte. Endlich traf es sich, daß der Herzog heraussah. Er bemerkte sogleich den Bauern, ließ ihn fragen, was er wolle, und schickte ihm dann ein Geschenk hinunter, damit er seinen Weg nicht umsonst gemacht hätte. Die Kuh mußte er indeß wieder mitnehmen, und er war zuerst ordentlich betrübt darüber, daß der Herzog sie nicht behalten wollte.

Sprichwörter.

Der Geiz und der Bettelsack haben keinen Boden.

Eine Kuh im Frieden ist besser als drei im Kriege.

Es steckt viel Ehr' und Freundschaft in einem Faß Wein, oder weß Brod ich eß, deß Lied ich sing.

Mancher ist eine Sonnenuhr, die nur so lange zu brauchen ist, als die Sonne scheint.

Es schlafen nicht Alle, die die Augen zu haben.

Geredt ist geredt, man kann's mit keinem Schwamm abwaschen.

Mancher Apfel hat eine schöne Schale, aber es steckt ein Wurm darin.

Die Glocken läuten Andern zur Kirche, kommen aber selbst nicht hinein, oder:

Ist beim Worte nicht das Herz,
Ist das Wort ein tönend Erz.

Eines Menschen Verstand zeigt oft eine flüchtige Stunde,
Eines Menschen Gemüth trotzet dem Wechsel der Zeit.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh ohne Steuer nicht auf die See,
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Nicht von des Hauses Schwelle fort.

Hüte Dich vor den Katzen,
Die vornen lecken und hinten kratzen!
Wahrheit ist die Pforte, die zum Himmel führt.
Wer gut futtert, gut buttert.
Der Mensch ist nie so schön, als wenn er um Verzeihung bittet oder selber verzeiht.
Wie Du Dich änderst, so ändert nach Dir sich Dein Schicksal.

Das Verhör beim Schulmeister.

Von Karl Fröhlich.

(Zum Bilde.)

„Wer war's von Euch? — Ihr wißt, ich drohte
Vergeblich nie! . . . . Die Wahrheit sagt!
Das Kätzlein mit verbund'ner Pfote
Hat Euch mit vollem Recht verklagt!" —
So sprach der Meister von der Schul',
Den kleinen Frevlern ward es schwul.

Sein Pfeiflein war ihm ausgegangen,
Das Täßchen Kaffee wurde kalt,
Doch Keiner von den kleinen Rangen
Gestand's, wie auch der Alte schalt;
Ein Seufzer nur entrang sich schwer:
„Wer doch erst glücklich draußen wär'!"

Umsonst, sie saßen fest im Zwinger,
Denn Greif, des Dorfes Schirm und Hort,
Versperrte mit dem Eisenfinger
Die Thür' und ließ kein Mäuslein fort,
So wenig wie der Kater je,
Dem sie bereitet Leid und Weh.

Dem Einen mocht' es schrecklich ahnen,
Die Linke griff, als zuckte schon,
Den Weg zur Wahrheit sich zu bahnen,
Das Röhrchen mit bekanntem Ton; —
Doch ward kein Sterbenswörtchen laut,
Wie grimmig auch der Alte schaut.

Da fuhr sein Pfeiflein aus den Händen,
Die Höslein walkte er mit Macht,
Und zu den reich ertheilten Spenden
Fügt' er die Lehre mit Bedacht:
Wer arme Thiere quält und plagt,
Erfahre selbst, wie Schmerz behagt!

Wie einmal Einer wohlfeil zum Kriegsruhme kam.

Eine wahre Begebenheit, die aber den Namen zu nennen verbietet.

Im Jahre 1816, das bekanntlich dem von 1815 auf dem Fuße folgte, also dem Jahre, wo es bei la Belle Alliance heiß hergegangen, und Napoleon bereits auf der Insel St. Helena im weiten Weltmeere sicher gegen ein zweites la Belle Alliance saß, kam an das kurhessische Ministerium in Cassel ein Brief vom englischen Kriegsministerium, der lautete etwa so: „In der Schlacht bei Belle Alliance hat ein sehr tapferer Mann aus Kurhessen, der in der deutschen Legion im englischen Heere als Kanonier diente, eine englische Batterie gerettet. Alle Kanoniere waren weggeschossen worden, und ein französisches Kürassierregiment machte eben einen entsetzlich heftigen Angriff auf die Batterie, als der tapfere Mann, der allein alle Kanonen mit Kartätschen geladen hatte, die Lunte furchtlos ergriff und mit Blitzesschnelle alle Kanonen löste. Die Kartätschen brachten eine solche Niederlage in dem französischen Kürassierregimente hervor, daß es auseinanderstob und zurückwich. Dadurch gewannen die englischen Grenadiere Zeit, die Batterie zu retten, die Alt-England der Tapferkeit dieses braven Mannes verdankt. England ist gewohnt, dankbar zu sein. Leider war nach der Schlacht von Waterloo oder la Belle Alliance keine Zeit vorhanden, den Lohn dem Verdienste zu reichen. Die deutsche Legion wurde aufgelöst und leider der Mann einstweilen vergessen, bis man die Armeeberichte noch einmal durchging, wo man erfuhr, daß dieser Tapfere nicht belohnt worden war, das Versäumte nachzuholen, ist dringende Pflicht. Wir bitten daher das hohe Ministerium dienstergebenst, den Mann, der ****** hieß (in Hessen giebt's wohl Leute, die den Namen noch wissen) ausfindig zu machen, damit wir ihm nicht nur die große goldene Kriegsdenkmünze, als Lohn seiner Tapferkeit, sondern auch die Summe überweisen können, die ihm zuerkannt worden ist" 2c.

Die in Cassel machten große Augen. Eine solche Bescheidenheit war ihnen auch noch nicht vorgekommen, jedenfalls ein seltener Vogel.

Da galt es denn, diesen bescheidenen Helden im Lande zu suchen.

Und so erging denn ein Rundschreiben an alle Aemter im Lande. Lebte er noch, so wurde er gewiß gefunden; aber dem war doch nicht so. Es fand sich Keiner des Namens im Lande, der in englischen Kriegsdiensten gestanden hatte — bis endlich — in einem Dorfe an der äußersten Grenze sich Einer des Namens fand.

Victoria! rief der Amtmann aus, und befahl, ihm den Mann herbeizurufen. Er kam. Es war ein noch immer stattlicher Bursche, nur hatte seine Nase einen bedenklichen Glanz, so etwas von Kupferroth, welche Nasenfarbe grade nicht vom vielen Wassertrinken kommen soll, wie die Herren Doctores sagen, die aber — nebenbei gesagt — allemal in's Schwarze treffen, wenn sie nicht — neben dran vorbeischießen! — Er hatte auch seine frühere Lebensweise geändert und war Schweinhirte geworden, da er das Arbeiten nie geliebt, im Kriege aber vollends einen Leiden dran gekriegt hatte, wie man hier zu Lande zu sagen pflegt.

Was befehlet Ihr, gestrenger Herr Amtmann? sprach der Herbeicitirte, der, weil es am Morgen war, ganz besonnen redete.

Setzt Euch einmal, sprach sehr gnädig der gewalthabende Amtmann, und antwortet mir einmal recht wahr und klar: Habt Ihr den Engländern gedient?

Freilich, Herr Amtmann, war die Antwort.

Wie kamt Ihr denn in Englische Dienste?

Der Schweinhirte zuckte mit den Achseln und sagte: Ihr wisset, Herr Amtmann, daß wir unter dem Könige Jerome ausgehoben wurden und mit den Franzosen nach Spanien gingen. Herr Amtmann, da gab's blaue Bohnen genug, aber keine zum Essen, und wer so eine in den Magen bekam, der war satt für immer und trank nie mehr ein Schnäppschen. Die Franzosen hatte ich nicht lieb, und als die Engländer gelandet waren und uns den Rückweg gegen die abscheulich hohen Berge zu weisen anfingen, da hatte ich große Lust, zu ihnen überzugehen und mich, wie wir das nannten, zu ranzioniren —

Zu dessertiren! verbesserte der Herr Amtmann.

Meinetwegen! sagte der Schweinhirte; aber das könnt Ihr mir glauben, fuhr er fort, wir hatten Ursache dazu. Sie hatten drüben zu essen und zu trinken, und wir litten den bittern Hunger und Durst; denn oft war nicht einmal Wasser da, das ich damals gerne getrunken hätte, obgleich ich es niemals aus Liebhaberei getrunken habe. Immer drückten uns die Rothröcke weiter zurück gegen die Berge und überall überfielen uns die Guerilla's oder die Heerhäuflein der wilden Brigands, der aufrührerischen Spanier, die Einem abscheulich mitspielten, wenn man ihnen in die Fäuste fiel. Das gefiel mir nicht, uud da es sich einmal fügte und uns die Engländer auf den Socken waren, da dacht' ich: Stell' dich einmal dumm und laß dich fangen! So kriegten sie mich mit Pläsir und das war auch für mich ein Pläsir; denn ich nahm gleich Dienst in der deutschen Legion, brauchte das Gewälsche nicht mehr zu hören, hatte satt zu essen und satt zu trinken; die Engländer hatten prächtigen Schnapps — zweierlei nämlich. Den einen nannten sie Rum und den andern Whisky, und die Abwechslung gefiel mir baßlich. Was soll ich Euch die ganze Brühe erzählen! Wir trieben die Franzosen, seit der Schlacht von Vittoria, vor uns her, und ich kam von Paris, als es Friede gab, nach England und blieb da, bis der Napoleon wieder von Elba kam. Da ging's hinüber nach Brüssel. Ihr wisset, daß es darauf zur Schlacht von Waterloo kam. Da ging's brunter und drüber und knallte, daß mir das Herz im Leibe wackelte.

Ich bin ein ehrlicher Mensch und halte Nichts hinter dem Berge; darum will ich's gerne bekennen, daß ich — nicht erschrecklich viel Kurasch hatte mein Lebtag. Ich war Kanonier, aber auch nicht aus Liebhaberei, denn sie wiesen Einen hin, wohin sie wollten, nnd fragten Einen gar nicht. Ich haßte die Kanonaden, weil das abscheulich kracht und der Feind immer auf die Batterien hält. Als es nun da an's sogenannte „Bockscheeren" ging, wurde es mir schwach um's Herz und ich dachte: Du hast noch ein paar englische Schillinge in der Tasche, geh' zur Marketenderin! Die kannte mich, weil ich ein guter Kunde von ihr war, und rief mir schon von Weitem zu: Komm', hier in der Flasche ist Kurasch! Mir waren da Todesgedanken gekommen, denn die Erde wackelte Einem unter den Sohlen von dem unvernünftigen Kanoniren. Denk' ich: Fällst du, so wärst du ein Narr, die Franzosen deine paar Schillinge erben zu

lassen. Besser ist's darum, sie in Rum umzusetzen. Das ging schnell, und als ich zur Batterie zurückkam, da fiel ich neben einer Kanone hin und regte mich nicht mehr. Meine Kameraden mochten meinen, eine blaue Bohne wär' mir in den Magen geflogen und ließen mich liegen. Wie lange ich schlief, weiß ich nicht; aber als ich erwachte, da fegten die Kugeln über den Hügel, auf dem die Batterie stand, und ich sah keinen Kanonier mehr. Waren sie davon gelaufen oder hatten sie die Kugeln weggefegt, das wußte ich nicht und weiß es heute noch nicht; aber das weiß ich, daß ich ein französisches Kürassierregiment gegen die Batterie heranbrausen sah.

Ei, so wollt' ich, daß Ihr wäret, wo der Pfeffer wächst! dachte ich. Herr Amtmann, es war kein Spaß! Fingen sie mich und erkannten mich, so wurde ich erschossen. Lieber Euch als mich! dachte ich weiter, nahm die Kanone, richtete sie und Paff! ging's los. Kartätschen! rief ich aus, und Paff! krachte die zweite, die dritte und so fort, bis ich sie, die alle geladen waren, abgepufft hatte. Was die Kartätschen für eine Arbeit machten, Ihr könnet Euch das gar nicht vorstellen! Die Kürassiere fielen wie die Schneeflocken, und rechts- und linksum machten die, die noch übrig waren, sich aus dem Dampf und Staube, und — ich war gerettet und die Batterie auch! Aber, denk' ich, die Kerle kommen wieder, und wie der Wind packte ich den Wischer, reinigte die Geschütze und lud sie frisch. Da stand ich da und guckte mich um, wohin ich die Ladung schicken sollte.

Ehe ich damit zu Stande kam, stürmen die Engländer heran und besetzen Batterie und Hügel, und ich war von allen meinen bangen Sorgen erlöst.

Wo sind die andern Kanoniere? fragte der Obrist des Regiments.

Weiß nicht! entgegnete ich.

Hast Du allein die Geschütze bedient? fragte er weiter.

Könnet Ihr Euch eine dummere Frage denken, Herr Amtmann? Der Esel sah ja doch, daß sonst Niemand da war.

Wer dann? fragte ich.

Und hast sie auch alleine wieder mit Kartätschen geladen?

Wer dann? rief ich ärgerlich über solche dumme Fragen.

Wie heißt Du? fragte er mich darauf. Da hab' ich ihm denn Alles gesagt; aber vom Rum, den ich getrunken und von meiner Standrede, als ich mich allein dem Kürassierregimente gegenüber sah, schwieg ich stille, weil er's nicht zu wissen brauchte. Er war ja kein Thorschreiber und auch kein Untersuchungsrichter.

Aber da hättet Ihr hören sollen, wie dem das Schnäbelein ging von Lob über meine Tapferkeit!

Ich werde es dem Lord Wellington melden, sagte er zuletzt.

Das könnet Ihr machen, wie Ihr wollt, entgegnete ich.

Darauf kamen auch meine Kameraden wieder zum Vorschein, die sich salvirt hatten. Nun, es ging ihnen nahe an den Krips und ich weiß nicht, wie sie sich heraushaspelten; aber es ging wieder an's Kanoniren, denn die Franzosen kamen wieder; doch es ging ihnen schlecht, denn ich hatte erschrecklich geladen und die Kartätschen machten wüste Löcher. Wer weiß aber, wie es dennoch gegangen wäre, wenn die Preußen nicht gekommen wären? Da gab's aber Luft! Wir gingen vorwärts und die

Franzosen den Krebsgang — kurz, die Schlacht wurde gewonnen. Wir kamen noch einmal zu Besuch nach Paris und dann war's aus. Ich kam wieder nach England und dachte, sie würden mir doch auch eine Belohnung für meine belobte Tapferkeit geben — aber — Prost die Mahlzeit! Sie müssen Etwas von dem Rum gehört haben — und sie entließen mich kahl und kühl. Als ich endlich wieder heimkam, war unser alter Kurfürst wieder da. Ich mußte wieder Soldat werden und mir einen falschen Zopf an den Tschako binden, wie die Andern auch, die keinen natürlichen hatten, und als ich endlich in den Friedensstand zurückkam, wurde ich, was ich jetzt bin, Kommandant der Schweineheerde in unserm Dorf, und das, Herr Amtmann, ist auch eine militärische Stelle, aber das heillose Vieh kann ich an keinen Gehorsam gewöhnen. Sie pariren nicht Ordre und da trink' ich bisweilen einen Schnapps aus Verzweiflung, seit mir mein Feldwebel, mein guter Hirtenhund, todtgeschossen worden ist, weil er bisweilen sich nebenbei ein Jagdvergnügen machte. Dagegen hatte ich nichts, weil ich ein weiches Herz habe, doch unser Förster, der Grobian, gönnte ihm das Pläsirvergnügen nicht.

Der Amtmann lachte.

Aber, Herr Amtmann, fuhr der tapfere Kanonier fort, warum fraget Ihr mich das? —

Sei ruhig, erwiederte er; die Engländer drückt das Gewissen. Sie wissen nichts von dem Rum oder sie haben's vergessen und Du erntest den Lohn Deiner Tapferkeit!

Das Gesicht des Hirten verklärte sich.

Ach, Herr Amtmann, rief er, so sagen Sie's ihnen doch auch nicht!

Das gelobte der Amtmann und stattete seinen Bericht über das Auffinden des Helden ab, ohne aber des Rum's zu gedenken, und es währte nicht lange, so wurde ihm feierlich die goldene Waterloo-Denkmünze überreicht und eine hübsche Summe Geldes.

Ohne Zweifel hat er das Jahresgedächtniß der Schlacht bei Waterloo im Jahre öfters begangen, und zwar in Rum.

Ein gewandter Dieb.

Zu dem berüchtigten Polizeispion Vidocq kam eines Tages ein Mensch, der sich ihm als „Angeber" offerirte.

„Was kannst Du?" fragte ihn Vidocq.

„O, sehr viel!" antwortete der Unbekannte, der sich Jaquin nannte; „fürs Erste verstehe ich sehr vortheilhaft einzukaufen, machen Sie einmal den Versuch."

„Nun gut, hier hast Du 10 Francs, damit geh' auf den Markt und kaufe mir zwei schöne Kapaunen. Ich will sehen, ob Du etwas Gutes wählst."

Der Dienstsuchende versprach bald wieder zurück zu sein, und zur bestimmten Stunde brachte er Vidocq nicht nur zwei schöne prächtige Kapaunen, sondern auch die 10 Francs wieder, die er zum Ankauf derselben erhalten hatte.

„Vortrefflich!" sagte der Meister, „jetzt erzähle mir aber auch, wie Du das angefangen hast."

„Das habe ich so gemacht. Ich habe mir von einem Bekannten, welcher Küchenjunge ist, dessen weiße Jacke, Mütze und Tragkorb geborgt. Den Korb füllte ich mit Steinen und Stroh und obenauf legte ich für 6 Sous grüne Gemüse. So trat ich zu einer Geflügelhändlerin und kaufte und bezahlte die beiden Kapaunen. Da mein Korb schwer war und ich ihn nicht erst absetzen wollte, bat ich die Frau, sie mir selbst hineinzulegen. Ich stellte mich vor sie, bückte mich, und während sie mir das Geflügel in den Korb legte, arbeiteten meine Hände in der ledernen Geldtasche, die sie, wie alle diese Leute, um die Hüfte geschnallt an der Seite trug. Mit der größten Vorsicht, um sie nicht zu kitzeln, holte ich nun so außer meinen 10 Francs noch für 30 Francs andere kleine Münzen aus ihrer Tasche. Sehen Sie, hier ist das Geld."

„Arbeitest Du oft auf diese Art?" fragte Vidocq.

„Man thut, was man kann," antwortete der Andere.

„Nun, Du scheinst mir nicht ungeschickt zu sein. Ich nehme Dich in meinen Dienst und werde Dich von morgen an beschäftigen. Für heute geh' und laß Dich bis dahin nicht erwischen." Jaquin ging.

Während er Vidocq erklärt hatte, wie er die Geflügelhändlerin betrogen, hatte er es nicht an erläuternden Gesten und Bewegungen fehlen lassen. Er hatte sich gebückt, hatte seinen zukünftigen Brodherrn mehrmals berührt, ohne die ihm schuldige Ehrerbietung zu verletzen, dabei aber Vidocq eine kostbare goldene Uhr mit Kette und Berlocken aus der Tasche eskamotirt, ohne daß dieser das Geringste davon gemerkt. Daß Jaquin sich nicht wieder sehen ließ, versteht sich von selbst.

Vidocq, dessen Gauner-Eitelkeit und Zorn in einem nicht zu beschreibenden Aufruhr geriethen, setzte Himmel und Erde in Bewegung, um dieses schlauen Spitzbuben habhaft zu werden, allein weder die Uhr noch Jaquin waren wieder aufzufinden, und noch mehrere Jahre nachher durfte keiner seiner Spione oder Angeber in seiner Anwesenheit den Namen Jaquin aussprechen.

Ueber die Nahrungslosigkeit.

Da klagte neulich in Dresden ein Bürger über Nahrungslosigkeit und sein Schwager aus Leipzig, der eine Vergnügungsreise mit den Seinigen in die sächsische Schweiz gemacht, stimmte ein und dies mit vollen Backen. Ihre Kleidung, ihre feinen Cigarren, die sie aus Bernsteinspitzen schmauchten, die Sammethüte ihrer Frauen mit Blumen, Bändern, die goldenen Broschen und Armbänder, die mächtigen Kleider mit der unvermeidlichen Crinoline, überhaupt das ganze Aeußere dieser Gewerbtreibenden war eine bittere Satyre auf diese Klagen nahrungsloser Zeiten. Sie lieferten den Beweis des Gegentheils, denn der Leipziger erzählte, daß er im vergangenen Winter zwei Maskenbälle mitgemacht, wo, wie er sich ausdrückte, er und seine „Alte" noch getanzt, „daß die Fenster geschuttert."

Der Kalendermann, welcher dies Gespräch mit anhörte, hätte hierbei nun gern ein Wörtchen fallen lassen, um herauszuplatzen. Die Leute waren ihm aber fremd. Dennoch hätte es geschehen sollen, und zwar nicht mit geleckten Worten, denn wer sich über seinen Stand trägt, seinen Mitbürger in Kleiderpracht überstrahlen will, öffentliche Etablisse-

ments regelmäßig besucht und da flott aufgehen läßt, der darf sich nicht ungehöhnt über nahrungslose Zeit beschweren. — In diesen Stücken gleicht sich aber jede Stadt; man klagt über Nahrungslosigkeit, während man den Verdienst um den Leib herumwirft oder als Flüssigkeit in denselben passiren läßt. Ein wohlhabender Mann kann dies thun, aber ein Lamentirer muß sich nicht selbst Lügen strafen.

Nutzen der Zimmerpflanzen.

Längst haben die Aerzte festgestellt, daß sehr trockene Luft, sei es bei sehr strenger Kälte oder in der Sommerhitze, für die Lungen und Luftröhren sehr schädlich ist, und daß ebenso nachtheilig auch die Luft wirkt, welche durch die Oefen mit der Heizung von innen erzeugt wird, indem diese die Zimmer zu wahren Dörrstuben macht. Viele leiden gewiß unter diesem üblen Einflusse, ohne die nahe gelegene Abhülfe, besonders in letzterer Beziehung auszubeuten. Wir wissen nämlich, daß das Frische und Erfrischende der Landluft, nach welcher sich die Städter so sehr sehnen, zum größten Theile in der größeren Feuchte der Luft und diese wieder in der Verdunstung des Wassers und der Pflanzen ihren Grund hat. Wenn wir nun auch die Herbeiführung einer vermehrten Verdunstung des Wassers nicht sehr in unserer Macht haben, so steht es doch in unserer Gewalt, die Verdunstung der Pflanzen in weitester Ausdehnung zu unserem Nutzen als eine Quelle unserer Gesundheit anzuwenden. Dies geschieht einfach durch Beschaffung frischer, reichblätteriger Zimmerpflanzen. Die Ausdünstung der Pflanzen ist eine ungemein reiche, denn große Laubbäume können in einem Tage einen Eimer Wasser verdunsten. Zimmerpflanzen verdunsten im Verhältniß zu ihrer Größe noch mehr, wie man aus der Wassermenge schließen kann, die man geben muß, wenn die Pflanzen nicht verwelken sollen. Wählt man nicht sehr stark riechende Blumen, was wohl auch schwer wäre, da im Winter nur wenige Pflanzen blühen, so ist durchaus kein Nachtheil zu befürchten, sondern es wird ein guter Einfluß auf die Gesundheit eintreten, der um so größer ist, als die grünen Pflanzentheile auch noch durch die Ausscheidung des Sauerstoffes unter der Einwirkung des Sonnenlichtes die Luft verbessern und uns das Gefühl des Wohlbehagens geben, das wir besonders in Wäldern finden. Daß vorstehender Rath kein verfehlter ist, zeigt sich vielfach im Leben. Wer in der Werkstatt, in der Schule, in der Canzlei sich zu sehr aus der Gesellschaft der Pflanzen zurückzieht, büßt es meist mit dem frühen Verluste der Gesundheit. Wer dagegen unter frischen Pflanzen den größten Theil seines Lebens zubringt, wie Landleute, Gärtner, Jäger, den segnet die Natur mit Gesundheit, Frohsinn und Lebensmuth. Wer keinen Garten haben kann, der sollte sich wenigstens eine Laube — ein Blumentischchen retten.

Denk- und Sinnspruch.

Die deutsche Eiche kann der Sturm entblättern,
Der Blitz zermalmen, wenn er niederfährt;
Ihr Saamenstaub jedoch und ihre Wurzeln,
Die bleiben unversehrt.

Miscellen und Anekdoten.

Carl August von Weimar. Es ist bekannt, daß Carl August von Weimar ein prunkloses Erscheinen liebte und namentlich auch in seiner Kleidung immer, wo es nur immer anging, sich sehr schlicht und einfach zeigte. In seinen späteren Jahren kam hierzu noch eine große Neigung zur Bequemlichkeit; es war ihm zuwider, ein neues Kleidungsstück anzuziehen; seine bekannten grünen (sogenannten polnischen) Pikeschen mußten, wenn sie schadhaft wurden, ausgebessert werden, so lange es nur irgend anging. Es bedurfte oft förmlicher Ueberredung, um ihn zu bewegen, ein neues Kleidungsstück anzulegen. Seine alten Kleider schenkte er seinem Kammerdiener, der sie dann in den Trödel verkaufte. Eines Morgens beim Anziehen hielt ihm sein alter Kammerdiener Hecker den Rock hin, der Großherzog fuhr mit dem einen Arm hinein, hielt aber sogleich inne und sagte ärgerlich: „Was Teufel, das ist ja eine neue Pikesche! Gleich bring mir die alte!" — „Königliche Hoheit," antwortete Hecker, „die habe ich fortgethan. Sie war ja schon so oft geflickt; es schickt sich weiß Gott nicht mehr, daß Königliche Hoheit sie noch anziehen." — „Wo hast Du sie hin?" — „Ich habe sie nach Hause genommen."— „Du hast sie wohl gar schon verkauft?" — „Nein, noch nicht, Königliche Hoheit!" — „Was bekommst Du gewöhnlich dafür?" — „Sehr wenig, Hoheit wissen ja, wie abgetragen Ihre Röcke immer sind. Wenn's hoch kommt einen Thaler." — „Na, daß Du nicht zu Schaden kommst, hier hast Du einen Thaler. Jetzt gehst Du aber sogleich und holst mir meine alte Pikesche!"

Ein vornehmer Gauner. Minister Louvois, die rechte Hand Ludwigs XIV., verbrauchte mindestens dreimal so viel, als seine hohen Einkünfte betrugen. Einmal war er einer Summe von 30,000 Francs dringend benöthigt, vermochte sie aber nirgends aufzutreiben. Endlich schwindelte er einem Geldmanne vor: ein reicher, in Paris wohnhafter Onkel, der ihn zum Universalerben eingesetzt, liege im Sterben. Man forderte Bedenkzeit. Louvois begriff sehr wohl, daß diese Bedenkzeit von dem Geldmanne angewandt werden würde, um sich nach dem Befinden des reichen Onkels zu erkundigen, der sich ganz wohl befand. Was nun thun? Der Premier war keinen Augenblick in Verlegenheit. Er eilte ins Hotel des Onkels, ertheilte dem Portier einen Auftrag, welcher diesen einen Tag entfernt hielt, nahm dann dessen Kostüm, veränderte seine Maske entsprechend und spielte auf einige Stunden Portier. Bald erschien denn auch der Geldmann, um sich theilnehmend nach dem Befinden des reichen alten Herrn zu erkundigen. — „Ach," seufzte der Pseudo-Portier, „der gnädige Herr ist heute früh um drei Uhr mit Tode abgegangen!" Und er wischte eine Thräne von seiner Wange. — Zwei Stunden später erschien Louvois wieder in seiner wahren Gestalt und erhielt die gewünschten 30,000 Francs, um die sein Gläubiger geprellt war, denn bewußter Onkel hatte seinen verschwenderischen Neffen längst enterbt.

— Als der Herzog von Dalberg, Neffe des ehemaligen Großherzogs von Frankfurt und diplomatischer Gehilfe Talleyrands beim Wiener Congreß, den Freiherrn von Stein besuchen wollte, ließ dieser ihm durch

den anmeldenden Diener sagen: Komme der Herzog als Gesandter Frankreichs, so werde er ihn annehmen; komme er aber als Herr von Dalberg, so werde er ihn die Treppe hinunter werfen lassen.

Moritz Graf von Sachsen, Marschall von Frankreich, welcher bekanntlich eine liebevolle Fürsorge für seine Soldaten hatte, war eisern streng im Dienst und unerbittlich bei Vergehen. Ein Soldat wurde wegen eines Diebstahls, der nur den Werth eines Thalers erreichte, zum Strange verurtheilt. Als er zum Richtplatz geführt ward, begegnete ihm Moritz und sagte: „Bist Du nicht ein rechter Thor gewesen, Dein Leben für einen Thaler zu wagen?" — „Herr Marschall," erwiderte der Verurtheilte, „ich habe es oft für täglich 19 Pfennige gewagt." Diese Antwort rettete ihm das Leben.

Der Fürst Kaunitz, welcher fünf österreichischen Regenten diente, war ein hochverdienter Minister, der Patriarch der Diplomaten, wie Voltaire unter den Schöngeistern, der nebenher auch Wissenschaft und Kunst schätzte und ein recht lebendiges Steckenpferd hatte — seine Reitschule. Sein Magen stand noch im höchsten Alter keinem Wiener Magen nach. Nur das Wort „Tod" konnte er so wenig hören als Katharina II., und sein Kammerdiener gab ihm nach Kaiser Joseph's Hintritt die Papiere mit den Worten zurück: „Der Kaiser unterzeichnet nimmer." Gleiche Furcht hatte er vor freier Luft, und Maria Theresia mußte sich gefallen lassen, daß er zuerst ihre Fenster schloß, ehe er mit ihr sprach, sowie seine Gäste, daß er sie an der Tafel eine Viertelstunde länger aufhielt mit seiner Reinigung der Zähne und des Mundes. Der alte Fürst, wie ihn das Volk nannte, machte mit Joseph aber eben so wenig Umstände und empfing ihn oft im Bette. Im Bette fertigte er oft ganz Europa ab — ja bekanntlich schüttelte er selbst Sr. Heiligkeit bloß die Hand, die zum Kuß dargereicht war, wofür er auch zu Rom nur il Ministro eretico hieß. Einem, der nach einer politischen Neuigkeit fragte, antwortete er: „Ich habe heute noch keine Zeitung gelesen."

Graf Sandor. Zu den hervortretenden Tagesfiguren Wiens gehörte der Schwiegersohn des Fürsten Metternich, der ungarische Graf Schandor (Sándor), einer der tollsten Wagehälse seiner Zeit. Der kühnste Reiter, machte er sich kein Gewissen daraus, mit seinem Gaul über den offenen Kram einer erschrockenen Obstfrau und diese selbst wegzusetzen; vor den Maßregeln der Polizei war der Schwiegersohn des allmächtigen Premiers ja sicher. Einst schlug er einem andern Cavalier eine sehr namhafte Wette vor, daß er, Graf Schandor, es dahin bringen wolle, an einem öffentlichen Orte arretirt zu werden, ohne sich die geringste ungesetzliche Handlung zu Schulden kommen zu lassen. Die Wette wurde angenommen und der nächste Tag zur Ausführung bestimmt. Graf Schandor begab sich in ärmlichen, aber reinlichen Kleidern in eine entfernte Vorstadt und ließ sich im Kaffeehause eine Tasse schwarzen Kaffee geben. Als der Marqueur die Bezahlung verlangte, sah sich der Graf ängstlich um und zog endlich aus dem Stiefel eine Banknote von tausend Gulden, mit der Bitte, ihm herauszugeben. Der Kellner brachte sofort seinem Herrn Nachricht von dem Vorfall, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als dem nebenan wohnenden Polizei-Bezirks-Commissar davon Kunde zu geben. Dieser seinerseits ließ schleunigst den „verdächtigen" Fremden durch einen

Polizeimann verhaften und vor sein Antlitz sistiren. — „Wie kommt Er," frug barsch der Beamte, „zu den tausend Gulden, die Er im Kaffeehaus wechseln lassen wollte?" — „Das geht Sie nichts an, warum lassen Sie mich arretiren?" — „Das wird sich finden! Warum hatte Er das Geld in dem Stiefel stecken?" — „Ist das gesetzlich verboten? Kann nicht Jeder sein Geld aufbewahren, wo er will?" — „Das wird sich finden! Wie heißt Er?" — „Graf Schandor!" — „Ist Er verrückt?" — „Ich nicht, aber Er scheint mir verrückt, daß Er einen Menschen verhaften läßt, der nicht das Geringste verschuldet hat, bloß weil er sich im Besitz von tausend Gulden befindet. Begleiten Sie mich in das Palais meines Schwiegervaters, dort wird sich das Weitere finden." — Natürlich kehrte sich die Scene nun um, der zum Tod erschrockene Beamte legte sich auf's Bitten, erhielt natürlich volle Verzeihung, und — Graf Schandor hatte seine namhafte Wette gewonnen.

Weil er nicht gestorben ist. Gastwirth: Nu, mei Herrchen, wohin soll es gehen? — Stadtjunker: Nach Büchendorf! — Gastwirth: Nach Büchendorf? Na, die Gemeinde dorten macht jetzt viel Redens von sich, weil sie ihren Nachtwächter nicht begraben hat. — Stadtjunker: So! so! Warum denn nicht? — Gastwirth: Weil er nicht gestorben ist.

Durchgehen. Ein Schnittwaarenhändler, der nicht in den besten Umständen war, schickte seinen etwas bornirten Lehrling zu einem seiner Kunden, um eine noch ausstehende kleine Rechnung einzukassiren. Der Lehrling war anfangs sehr höflich; da er aber nicht gleich Geld erhielt, wurde er immer dringender, bis endlich der Gemahnte sagte: „Nun, es wird ja wohl nicht so eilig sein, ich gehe nicht durch." — „Das glaube ich wohl," antwortete der Lehrling, „aber mein Herr will durchgehen und braucht das Geld dazu!"

Kaiser Leopold II. Der Kaiser hatte ein besonderes Talent zum Flötenspielen. „Ewig Schade," sagte einst sein Kapellmeister, „daß Ew. Majestät kein Musikus geworden sind." — „Laß Er's gut sein," antwortete Leopold, „wir stehen uns halter so besser."

Die kleinen Semmeln. „Aber warum sind denn die Semmeln hier gar so klein?" fragte ein Reisender in einem Gasthofe den Kellner, „bei uns zu Hause sind sie wenigstens um die Hälfte größer!" — „Nun, das ist ganz natürlich," antwortete der Kellner. — „Wie so?" fragte jener neugierig. — „Bei Ihnen z'Haus werden's halt mehr Teig dazu nehmen."

Das ist so'n Gerücht. Jude: „So bezahlen Sie mir doch die Kleinigkeit, sehr geehrter Herr! Sie wissen ja doch, wer bezahlt seine Schulden, thut verbessern seine Güter!" — Student: „Glauben Sie doch den Schwindel nicht, das ist nur so'n Gerücht, was die Gläubiger ausgesprengt haben."

Er muß zu viel keilen. „Nun Jungens, lernt Ihr denn recht viel in Eurer Schule?" — „Nein, gar nichts!" — „Warum denn nicht?" — „Unser Lehrer hat keine Zeit uns was zu lernen, er muß zu viel keilen!"

Ich habe mir verheirath't! Carline: Ne, Miene, bist Du aber dick geworden, seit ich Dir nicht gesehen habe. Du hast wohl Hoff'n seine Malzextraktkur gebraucht? — Miene: Ne, es jeht mich aber sonsten

jans jut; ick habe mir alleweile verheirath't. — Carline: Ih, wat De sahchst! Mit wem denn, mit Deinem gebrauchten Möbelhändler? — Miene: Nee, die Jeschichte mit dem ist lang ab; im Jegentheil, mein Oller hat'ne kleingehauene Holzhandlung.

Aufklärung und Enttäuschung. Gattin: „Ich fürchte mich fast, Dich, lieber Richard, darauf aufmerksam zu machen, daß uns auf Schritt und Tritt ein Herr nachfolgt. Bei Deiner Eifersucht —" Gatte (einfallend): „Ach, liebe Emilie, daß Du Recht hättest! aber leider hat es dieses Ungeheuer auf mich abgesehen — es ist mein Schneider."

Klar gemachter Standpunkt. Schauspielerin zur Waschfrau, welche ihre Forderung geltend macht: „Wie kann Sie so unverschämt sein, mich zu mahnen?" — Waschfrau (entrüstet): „Unverschämt? Sie? Wer ist Ihre Sie? Was bilden Sie sich ein? Wenn ich 5 Groschen für ein Galleriebillet gebe, muß Sie ja vor mir in Ohnmacht fallen!"

Saphir und Rothschild. Saphir gerieth einst in Frankfurt a. M., wie aller Orten in die Klemme und bat einen Freund, der mit Rothschild bekannt war, den baronisirten Banquier für ihn um ein Darlehen anzugehen. Der Freund trug Herrn v. Rothschild die Sache vor. „Wie viel braucht er?" fragte Dieser. — „Fünfhundert Thaler," brachte der Andere zaghaft heraus. „Er soll zu mir kommen, und wenn er einen Witz macht, soll er sie haben!" versprach der alte Anselm oder Amschel, wie Heinrich Heine ihn nennt. Der Freund eilte mit der Aufforderung zurück; Saphir sagte: „Wenn er weiter nichts will, als einen Witz —" und ging. Sobald er in Rothschild's Zimmer getreten und seinen Namen genannt, kam ihm der alte Herr freundlich entgegen: „Ach, ich weiß, Herr Saphir, Sie kommen um das Geld!" — „Nein, Herr Baron, Sie kommen darum!" versetzte der Schalk ohne Besinnen. — Sollen's haben, sollen s haben!" rief der reiche Mann und öffnete lachend sein Pult.

Die Schnepfen. In ein Wirthshaus der Stadt Basel kam vor einiger Zeit ein Reisender, der war noch nicht viel draußen gewesen in der Welt, und hatte die Beine nicht viel unter fremde Tische gestreckt, aber Geld hatte er wie Laub, und, wenn auch sein Kopf nicht gerade am Besten ausstaffirt war, so besaß doch sein Magen alle guten Eigenschaften, die man von ihm verlangen konnte. Das hatte ihm denn auch der Kellner bald abgemerkt, und als der Herr nach Schnepfen fragte, mit dem Bemerken, er wolle doch auch in seinem Leben einmal das essen, so brachte ihm der Oberkellner, der gerade keine Schnepfen vorräthig hatte, ein Paar gebratene Krammetsvögel. Krammetsvögel sind auch kein übler Bissen, und sie mundeten unserem Gaste ganz vortrefflich. Nachdem er sich die alte Stadt etwas beschaut, setzte er sich in den Postwagen und fuhr weiter hinein in's Schweizerland. In Zürich ist, nachdem er die Wirthsstube betreten, sein Erstes, daß er fragt: „Giebt's keine Schnepfen?" — „Zu dienen!" war die Antwort. Bald kam denn auch so ein feines Schnepflein auf den Tisch, diesmal aber ein ächtes. Kaum hat es der Gast gesehen, so fährt er auf: „Schnepfen habe ich bestellt, Kellner!" — „Ja wohl, Herr, hier steht sie!" — „Hält Er mich für einen Esel, Herr Oberkellner, meint Er, ich kenne die Schnepfen nicht?" Der Kellner mochte versichern so viel er konnte, es sei eine ächte und leibhaftige Schnepfe, mochte noch so oft ihm den langen dünnen Schnabel zeigen,

den ja nur die Schnepfe hätte, da half Alles nicht, der Fremde erklärte, er habe erst gestern in Basel Schnepfen gegessen, und er lasse sich kein X für ein U machen. Da rief der Kellner einen andern Gast zu Hilfe, den nannte er Professor, und da auch dieser die Aussage des Kellners bestätigte, so gab er sich endlich zur Ruhe, denn er hatte schon manchmal gehört, ein Professor sei ein Mann, der Alles wisse, und Alles besser als andere Leute. Item er aß auch das Zürcher Schnepflein mit gutem Appetit, und als er heimkam von seinen Reisen, erzählte er, die Schnepfen hätten in Basel kurze und in Zürich lange Schnäbel.

Die ersten Heringe. Der Mann mit den lang und kurzschnäbeligen Schnepfen kam auch einmal nach Basel zu einem guten alten Bekannten, der erzählt ihm, so eben habe er von einem Freunde aus Holland ein Dutzend Heringe erhalten, eine wahre Rarität, denn sie seien vom ersten Schiff, das in Holland vom Heringsfang zurückgekommen, und von dem, alter Sitte gemäß, der König von Holland immer den ersten und schönsten bekommt, und damit wickelte er dem Freunde einen von den schönsten sorgfältig in ein Papierlein und machte ihm denselben zum Geschenk. Der Beschenkte begiebt sich von da in ein Gasthaus, ruft den Kellner bei Seite, giebt ihm den Hering, daß er denselben hübsch zubereite, bestellt sich Essig und Oel dazu und ein Schöpplein Vierunddreißiger Markgräfler. Wie er so am Tische sitzt, sieht er zu seiner Rechten und zu seiner Linken zwei fremde Herren sitzen und ganz gemüthlich einhauen. Denen schmeckt's, denkt er bei sich, aber sie haben doch keinen frischen Hering, wie ich und der König von Holland. Bald kommt der Hering, fein zierlich geputzt, ausgeräthet und in zwei Hälften zerlegt. Der gute Freund legt sich hübsch ordentlich die Serviette über seine nagelneuen Hosen zurecht und greift nach der Gabel, — da, — o Schrecken! sieht er plötzlich des Herings eine Hälfte an einer Gabel zur Rechten, die andere zur Linken durch die Luft sich bewegen, und während er bald rechts, bald links begreiflich machen will, daß der Hering sein rechtmäßiges Eigenthum sei, und eine ganz besondere Seltenheit, ist beiderseits schon eine halbe Hälfte in den ungestört fortarbeitenden Kauwerkzeugen seiner lieben Nachbarn verschwunden, und als auch das andere bis zum Schwänzlein ebenso schnell versorgt war, sprachen die Beiden: „I don't understand," das heißt zu deutsch: „Ich verstehe nicht." Was war da zu machen? Englisch verstanden der Beraubte und der Kellner nicht, deutsch verstanden die beiden Engländer nicht, also fügte er sich stillschweigend in sein Mißgeschick, bestellte sich zu seinem Essig und Oel ein Stücklein kalten Kalbsbraten, und ging von dannen, wenigstens mit einem Gewinn, nämlich mit der Lehre, daß mit den Engländern nicht gut Kirschen essen ist, und daß sie auch große Liebhaber von frischen Heringen sind.

„Was ist Er?" fragte ein preußischer Landrichter einen sigmaringischen Bauern und sprach dabei das „ist" aus wie „ißt". „Alles, Herr Landrichter," war die Antwort, „aber am liebsten Leberknöpfle."

Der Frieder versteht's. Hannes: „Ich möcht nur auch wissen, wer die Sachen alle in den Kalender schreiben thut!" — Frieder: „Schreiben? Strahlnarr! siehst denn net, daß er druckt ist?"

Der Fund. „Rath' einmal, Vater, was ich auf der Messe gefunden

habe?" — „Nun etwa gar einen Geldbeutel?" — „Nein, ich habe blos gefunden, daß Alles sehr theuer ist."

Das beste ärztliche Zeugniß. „Guten Abend, Herr Agent! Ich möchte mich gerne in die Lebensversicherung aufnehmen lassen." — „Gut! Sind Sie aber auch gesund?" — „Ich denke, vollkommen!" — „Haben Sie vielleicht ein ärztliches Zeugniß?" — „Das nicht, aber hier ein Zeugniß vom Bierbrauer Sauerländer, daß ich acht Tage lang von seinem Bier getrunken habe." — „Und das haben Sie ausgehalten?" — „Es hat mir kein Haar gethan." — „Wenn dem so ist, so verzichten wir auf ein ärztliches Zeugniß, denn wer einmal acht Tage lang sauerländisches Bier getrunken hat, dem thut kein inländischer Tod mehr etwas."

Zweierlei Rath. Ein Sohn verabschiedete sich von seinen Eltern, um die Universität zu beziehen. Die Mutter gab ihm allerlei gute Lehren mit auf den Weg und sagte dabei auch unter Anderem: „Um was ich Dich bitte, lieber Sohn, sieh mir nur nicht nach den Mädchen!" — Der Vater, der bei seiner Verheirathung auch nicht den großen Treffer gezogen haben mochte, schüttelte den Kopf zu dieser Ermahnung und sagte: „Nein, mein Sohn, sieh Du sie Dir vielmehr recht genau an, o bist Du am gesichertsten vor ihnen!"

Toni und der Hase. Der Toni hatte einen Hasen geschossen und lief mit demselben dem Förster gerade in die Hände. — „Was will Er mit dem Hasen?" fuhr ihn dieser an. — „Ich," stammelte der Toni, „ich will — Herr Förster — ich will — ich wollte nur den Schulmeister fragen, ob alle Hasen so lange Ohren haben wie dieser."

Der Schuster und der Pastor. Ein Schuster hatte beim Pastor die Taufe bestellt, und kam mit dem Kinde und den Pathen in die Kirche. — „Aber lieber Freund", bemerkte der Pastor, „Er hat mir ja noch nicht gesagt, wie der Knabe heißen soll." — „Daran habe ich selber nich gedacht, nu wie soll ich'n denn nennen, Herr Pastor?" — „Nun so gebt ihm doch Euren Namen." Verwundert sieht ihn der Schuster an: „Nun meinetwegen, so lof ich derweile so rum."

„Nichts Neues?" fragte ein Offizier der Runde die Schildwache. — „Nein, Herr Lieutenant, wissen Sie nichts?"

Zwei Handwerksburschen gingen in eine Menagerie, der Eine konnte seine Verwunderung über den Bastard eines Hundes und einer Katze nicht genug an den Tag legen. „Was ist denn das weiter", entgegnete der Andere, „ich habe einmal einen Müller gesehen, dessen Sohn war ein Schornsteinfeger."

Der fette Schweinebraten. „Gestern hätt'st De sullen mit uf der Kermse sin," sagte ein Bauernjunge zu einem andern, „da hatten mer solchen fetten Schweinebraten, daß mer'n nicht essen kunnten." — „Nu, was machtet 'r denn da?" fragte der Andere. — „Nu, mer aßen nen duch."

Der gefoppte Beamte. Die „Schw. Ztg." erzählt folgendes Geschichtchen: Im Städtchen war Wochenmarkt. Die Thorkontroleure haben an solchen Tagen alle Hände voll zu thun, damit ihnen nicht irgend ein steuerbares Etwas ohne den herkömmlichen Tributgroschen an der Nase vorbeifliege. Zu einem dieser Finanzwächter kam eiligen Laufes und außer Athem ein junger Bube mit den Worten herangestürzt: „Herr

Einnehmer, dort von der Chaussee her kommt ein ganzer Wagen voll *Rindfleisch*, das nicht versteuert werden soll; passen Sie aber gut auf, das Fleisch ist versteckt und vorn am Wagen ein Schimmel und ein Fuchs." — Sprach's und verschwand. — Einige Minuten später kommt der verhängnißvolle Wagen mit dem Fuchs und dem Schimmel richtig an. Die Frage des Beamten: „Nichts Steuerbares?" wird auf die harmloseste Weise beantwortet: „Mir haben goar nischt, Herr Einnähmer, als a Wing Putter und a Brinkel Quoarg." — „Steigen Sie herunter vom Wagen!" — „Mir han werklich Nischt, Herr Einnähmer!" — „Heruntergestiegen — oder —!" — Die Passagiere steigen ab: Mann, Weib und fünf Kinder in den verschiedensten Altersklassen. Der Beamte sucht mit Hilfe eines Assistenten — man dreht den ganzen Wagen um, findet aber kein Fleisch. Da ruft endlich der Beamte, ärgerlich werdend, aus: „Donnerwetter, wo ist das Fleisch? Hier auf diesem Wagen muß Rindfleisch sein!" — „I, du verflischte Mode!" platzt endlich der Landmann heraus, „itze märk' ich den Krempel, ich *heeße Rindfleesch*, das is mei Weib und das sein de Kinder, und da hoan Se freilich an Wagen vull Rindfleesch; ock blußig, daß es nicht versteuert wird."

Da ist's der Mühe werth. Ein böhmischer Bauer, der die Stadt Prag besuchte, wollte auch einmal in's Theater gehen. Da er aber auf dem Theaterzettel gelesen hatte, „zwischen dem ersten und zweiten Akte ist ein Zwischenraum von 2 Tagen", so nahm er einen Schinken mit, einen Laib Brod und zwei Flaschen Rothen, „'s wird reichen," dachte er, und ließ seiner Frau durch die Bötin sagen, daß er erst in zwei Tagen heimkomme, er sei im Theater.

Die Woche fängt gut an. Als bei einer Hinrichtung dem Delinquenten schon die Augen verbunden waren, fragte er den Scharfrichter, was für ein Tag es heute sei. — „Montag," sagte dieser. — „Na," meinte er, „*die* Woche fängt gut an."

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und sein ordensdurstiger Leibarzt. Der Generalstabsarzt Dr. v. W. war nicht zufrieden, den Stern zum rothen Adlerorden und sogar in Brillanten zu haben, sondern strebte nach der Seligkeit des großen Bandes. Da der Mann in seinem Dienste gar nicht ausgezeichnet war, so wollte man ihn so doch nicht begünstigen. Er aber legte es bei jedem Ordensfeste heftig darauf an. Am Tage eines der letzten Ordensfeste ging er früh zum König, wo er als Leibarzt freien Zutritt hatte, und nachdem er den König lange belästigt, sagte dieser endlich: „Nun, lieber W., sag' ich Ihnen Adieu, wir sehen uns aber beim Ordensfeste wieder." — „Da geh' ich ich nicht hin," versetzte W. barsch. — „Warum denn nicht?" — „Ich habe ja nischt gekriegt!" — „Wirklich? Sie hätten Nichts gekriegt? I, da muß ich doch nachsehen! Dort liegt die Ordensliste, geben Sie doch mal her!" — Und nachdem der König eine Weile sie durchlaufen, sagte er: „Wahrhaftig, Sie haben Recht, Sie stehen nicht drin! Nun, da gratulir' ich Ihnen bestens, so brauchen Sie wirklich nicht hinzugehen!"

Eigenthümlicher Trost für Geschworene. Bei einem Schwurgerichte, durch welches ein gefährlicher Verbrecher abgeurtheilt werden sollte, saß neben demselben zur Sicherheit ein Soldat mit geladenem Gewehre. Durch das Sitzen richtete sich die Mündung der scharf

geladenen Waffe grade auf die gegenüber sitzenden Geschworenen und beunruhigte diese so, daß sie es nicht unterlassen konnten, den Vorsitzenden zu bitten, den Militair anzuweisen, mit etwas mehr Vorsicht auf seine Schießwaffe zu achten. Dem vorsitzenden Civilisten erschien es jedoch bedenklich, dem sachverständigen Militair eine derartige Verweisung zufließen zu lassen; er suchte die Geschworenen mit den Worten zu beruhigen, daß für den Fall plötzlicher Verhinderungen und Unglücksfälle ja bereits zwei Ersatzmänner ausgeloost wären.

Die Visitenkarte. Ein aufgeblasener Schauspieler war von einem Recensenten getadelt worden. Dies ärgerte den Mimen ganz gewaltig. In seinem Dünkel nahm er ein Stück Papier her, schrieb darauf das Wort „Schafskopf" und klebte es, als der Recensent ausgegangen, an dessen Stubenthür. Der Kritiker kam, las und merkte sofort den Urheber. Andern Tags zog er seinen Frack an, ging zu dem Schauspieler und sagte: „Sie haben mich besucht und Ihre Visitenkarte zurückgelassen; ich halte es für meine Pflicht, Ihnen einen Gegenbesuch abzustatten."

— Bei der festlichen Bekränzung Friedrichs des Großen an seinem Geburtstage reichten die Kränze — sei es aus Zufall oder vielleicht auch absichtlich, um den Eindruck zu heben — eben nur bis an die Spitze des Piedestals, ohne die Figur des großen Königs selbst zu berühren. Ein berühmter Witzbold machte bei dieser Wahrnehmung das hübsche Bonmot: „es sei nicht zu verwundern, wenn ihm im Tode nichts angehangen werde, man habe ihm ja nicht einmal im Leben was anhängen können."

— Der Pfarrer Ruf von Lustenau war ein sehr heiterer und witziger Mann, bei welchem Christoph von Schmid in seinen Jugendjahren manche schöne Stunde verlebte. Derselbe erzählt von ihm: „Einmal, als wir uns Abends zu Tische gesetzt hatten, kam noch ein Klosterbruder ins Pfarrhaus. Der Pfarrer fragte ihn: „Woher kommen Sie so spät, Herr Bruder?" — „Von einem Dorfe, zwei Stunden von hier," antwortete er, „ich weiß den Namen des Dorfes nicht mehr, aber es liegt mir auf der Zunge." — „Ei, so strecken Sie einmal die Zunge heraus, vielleicht erkenn' ich's am Kirchthurm," sagte der Pfarrer.

— Ein Beamter, der ein Feind der Geistlichen war, wollte in einer Gesellschaft einen anwesenden Pfarrer zum Besten haben und bemerkte unter Anderem: „Hätt' ich einem dummen Sohn, so müßte er Geistlicher werden." Des Pfarrers Erwiderung lautete: „Ihr seliger Herr Vater war anderer Meinung."

Ein Diebstahl. Ein Kaufmann stand Abends kurz vor Thürschluß allein in seinem Laden und zählte die nicht unbedeutende Tageseinnahme in eine Blechcassette. So eben hatte er das letzte Goldstück in die Cassette geworfen, als er in dem an den Laden stoßenden Hinterzimmer ein auffälliges Geräusch vernahm. Es klang nämlich, als wenn eine Scheibe zertrümmert würde. Der Kaufmann eilte schnell in das Hinterzimmer und an das Fenster desselben und fand wirklich eine der Scheiben zerschlagen. Er öffnete, da anscheinend durch Gewalt die Zertrümmerung von außen geschehen war, das Fenster, sah aber auf dem Hofe Niemand, und war bereits dabei das Fenster wieder zu schließen, als er die nach der Straße führende Ladenthür zuschlagen hörte. Natürlich sprang er nun

in den Laden zurück. Aber er kam hier wie dort zu spät, es war die Cassette mit dem Gelde vom Ladentisch verschwunden und von den Dieben nichts mehr zu sehen. Offenbar wurde der Kaufmann von zwei Dieben beobachtet, von denen der Eine den Kaufmann durch Einbrechen der Scheibe fortlockte, damit der Andere die Cassette stehle.

Der Schein gerettet. In einer Weinhandlung saßen neben anderen Gästen zwei Herren, die während ihrer Unterhaltung eine Flasche Rothwein geleert hatten. „Wir wollen jetzt eine Flasche Champagner trinken," sagte der Eine und bestellte sofort bei dem Kellner. Der andere Herr nahm hierauf aus seiner Brieftasche einen Einthalerschein und legte deisen auf den Tisch, indem er sagte: „Wir bezahlen die Flasche zusammen!" Als aber der Besteller erklärte, daß er allein den Champagner bestellt habe und ihn deshalb auch allein bezahlen müsse und wolle, zog Jener sein Geld mit den Worten zurück: „Ich habe den Schein gerettet!"

Ein Brief von Blücher über den Tod der Königin Louise von Preußen, dessen Original sich in dem Museum zu Trier befindet. Der Brief ist an Eisenhardt (wahrscheinlich den General) gerichtet und aus Stargardt vom 22. Juli 1810 datirt. Er lautet wörtlich wie folgt: „Ich bin wie vom Blitz getroffen, der Stolz der Weiber ist also von der Erde geschieden. Gott im Himmel sie muß vor uns zu gut gewesen sein. Schreiben sie mich ja alter Freund ich bedarf uf Munterung und Unterhaltung, es ist doch unmöglich daß ein Staht so vill uf einander vollgende unglück treffen kann, als den unsrigen. — Uebrigens gebe der Himmel daß sich alles was ihr letzter Brief enthilt bestätigt, in meiner jetzigen Stimmung ist mich nichts lieber als daß ich Erfahre, die Welt brenne an allen vihr Enden. Der schönen Frau vihl vihl Schönes. Immer derselbe Blücher."

Treffende Antwort. Ein wackerer und wohlthätiger Geistlicher hatte zum Besten seiner dürftigen Gemeinde die Straße verbessern lassen, und war gerade damit beschäftigt, sie zu besehen, als ein vornehmer Herr von seiner Bekanntschaft vorbeiritt und ihm spöttelnd zurief: „Dieser Weg hat Ihnen wohl viel Mühe und Geld gekostet, Herr Pfarrer, und doch zweifle ich, daß es der Weg zum Himmel ist." — „Sie haben recht, mein Herr," antwortete der Geistliche, „denn wenn er das wäre, so würde ich Sie wohl schwerlich darauf angetroffen haben."

Der verbrannte Wechsel. Zu einer in ihrer Küche mit der Zubereitung des Essens beschäftigten Frau trat ein Herr mit der Bitte, einen in seinen Händen befindlichen Wechsel ihrem Ehegatten zur Bezahlung vorzulegen. Die Dame nahm den Wechsel von dem Herrn an und legte ihn sorgsam auf eine Ecke der Kochmaschine, vor der sie sich befand, um sich zunächst die Hände abzutrocknen, auch die einem Fremden gegenüber vielleicht zu legère Toilette etwas zu ordnen, um dann den Wechsel ihrem Manne hineinzutragen. Kaum aber hatte sie sich umgedreht, als der Wechselbesitzer einen lauten Angstschrei ausstieß und auf die Kochmaschine zustürzte. Aber er kam zu spät. Die Gluth der Maschine hatte das leichte Papier im Nu verkohlt. Der Angstschrei des Wechselpräsentanten führte den Acceptanten alsbald herbei. Als er erfahren, was geschehen war, brach er natürlich zunächst in lautes Lachen aus, zahlte dann aber

dennoch den Wechselbetrag, nachdem ihm der Präsentant die schriftliche Versicherung gegeben hatte, daß der verbrannte Wechsel kein Falsifikat gewesen sei. —

Die schönste Frau. Die schönste Frau auf Erden, behaupten französische und italienische Schriftsteller, war Paula de Vignier, eine Zeitgenossin Petrarcas. Man schilderte sie als eines der Meisterwerke der Natur. Sie konnte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse nicht sehen lassen, ohne daß sie von ganzen Schaaren von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen verfolgt wurde, denn man konnte sich nicht satt an ihr sehen. Das Parlament in Toulouse befürchtete Unruhen, und wußte kein anderes Mittel, dem zu wehren, als Fräulein Paula zu ersuchen, sie möchte nie unverschleiert ausgehen. Darüber waren die Leute jedoch sehr ungehalten, weil man ihnen den Anblick des schönsten Weibes auf Erden entzog und sie droheten deshalb mit Gewalt. Darauf stellte das Parlament die Ordre aus, Paula solle sich zweimal in der Woche unverschleiert am Fenster zeigen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; man beantwortete ihre Klage sehr freundlich, ohne jedoch weitere Notiz davon zu nehmen. Sie behielt ihr anmuthiges Gesicht und ihre graciöse Gestalt bis ins späte Alter.

Ein komisches Intermezzo hat sich in der „stillen Woche" in der Braunschweiger Domkirche zugetragen. Ein Theil der Garnison war zur Predigt kommandirt und stand ziemlich gedrängt um die Kanzel, von welcher der Geistliche über die Leidensgeschichte Christi sprach. Bei der bekannten Stelle von den Häschern in höchste Exaltation gerathend, legte er sich weit über die Kanzel hinaus und rief mit gegen die Soldaten ausgestreckten Armen: „Wer hat die Häscher gesandt?" Ein ehrlicher Braunschweiger Bauerssohn glaubte diese Frage, bei der Jener ihn vorzugsweise ins Auge gefaßt, beantworten zu müssen. Er trat einen Schritt vor, legte salutirend die Hand an die Stirn und sprach im Tone militärischer Meldung die inhaltsschweren Worte: „Korporal Kuhlemann!"

Moderne Drohung Berliner Straßenjungen: Junge, Du olles verdüppeltes Hintergebäude, wenn Du Deine Missunde nicht wirst halten, so hau ick Dir eens uf die Büffelkoppel, daß Dir die Dannewirke wackeln duht! —

Adel und Publikum. Was es noch für Schwachköpfe und Bedientenseelen in der Welt giebt, zeigt sich nicht selten in den Anzeigen und Bekanntmachungen der Tagesblätter, vorzüglich in Residenzstädten. Da lies't man oft: Einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publikum mache ich hiermit bekannt 2c. Ist dies nicht tolles Zeug? Warum eine Grenzlinie zwischen Adel und Publikum? Gehört denn der Adel nicht zum Publikum und läßt sich ein Publikum als unedel denken?

Das menschliche Leben ist so hinfällig und ungewiß, daß von 24,000 Kindern, die geboren werden, kaum die Hälfte das 9te Jahr erreicht. Zwei Drittel liegen vor dem 40sten Jahre im Grabe, nur ein Sechstel lebt im 62sten, nur ein Zehntel im 70sten, nur ein Hunderttheil im 86sten noch; nur ein Tausendtheil kommt bis auf 90 und höchstens fünf bis sechs bis auf 100 Jahre. Also von 24,000 gelangen etwa 12,000 in's 9te, 8000 in's 40ste, 4000 in's 62ste, 2400 in's 70ste, 240 in's 86ste, 24 in's 90ste und fünf oder sechs in's 100ste Jahr.

Haus- und Landwirthschaftliches.

Schützender Ueberzug für Gegenstände von Stahl und Eisen. Das gewöhnliche Einölen der Instrumente von Stahl und Eisen, z. B. Lineale, Winkelmaße und überhaupt der in mechanischen Werkstätten gebrauchten Werkzeuge führt das Unangenehme mit sich, daß die Oelschicht vor dem jedesmaligen Gebrauche sorgfältig entfernt und das Auftragen des Oels natürlich nach dem Gebrauche wieder vorgenommen werden muß. Man kann sich zum Schutze der genannten Gegenstände viel vortheilhafter einer Lösung von weißem Wachs in käuflichem Benzol bedienen. Bei gewöhnlicher Temperatur löst sich 1 Theil Wachs in 15 Theilen Benzol auf; die Löslichkeit wird aber durch schwaches Erwärmen sehr vermehrt, so daß 1 Theil weißes Wachs in 2 Theilen Benzol gelöst werden kann. Der Verf. hat diese Lösung schon früher zur einfachen Darstellung von Wachspapier in Anwendung gebracht. Die kalt bereitete Lösung von Wachs in Benzol wird mit einer Feder oder einem Pinsel auf den Gegenstand gleichmäßig aufgetragen; nach dem Verdampfen des Benzols, welches sehr rasch von Statten geht, bleibt eine dünne gleichmäßige Schicht Wachs auf der Oberfläche des Gegenstandes zurück. Stahl und Eisen sind durch diesen festhaftenden Ueberzug vor dem Rosten vollkommen geschützt. Es wurden sogar damit überzogene Stahlflächen absichtlich der Einwirkung saurer Dämpfe ausgesetzt, ohne daß auch nur die geringste Spur von Oxydation wahrgenommen werden konnte. Dieser Wachsüberzug gewährt aber außerdem vor jedem Firniß den wesentlichen Vortheil, daß er biegsam ist und daher nicht abspringt, vor dem gebräuchlichen Einölen dagegen, daß er die unmittelbare Anwendung des Werkzeugs nicht verhindert, indem dieser dünne Wachsüberzug die Reinlichkeit durchaus nicht beeinträchtigt.

Kattun und Mousselin zu waschen, ohne daß die Druckfarbe leidet. Der Hauptgrund, weshalb gedruckte Zeuge bei der Wäsche ausgehen, ist einfach darin zu suchen, daß die verschiedenen Beizen, wodurch die Farben im Zeuge festgehalten werden sollen, durch alkalische Bestandtheile, wie jede Seife sie im Ueberflusse enthält, eine Veränderung erleiden. Deshalb bedient man sich beim Waschen des Kattuns und des Mousselins nicht der Seife, sondern beobachtet folgendes Verfahren. Man bringt Flußwasser in einem kupfernen Kessel so weit in Hitze, daß man kaum die Hand darin leiden kann, und schüttet den achten Theil vom Gewichte der zu waschenden Zeuge Weizenkleie hinein. Nachdem man die Mischung 5 Minuten lang auf dem Feuer gelassen und gut umgerührt hat, bringt man die Kleider hinein und dreht dieselben mit einem Holzstabe sehr oft um, wobei man die Flüssigkeit zum Sieden kommen läßt. Alsdann läßt man sie abkühlen, wäscht die Kleidungsstücke darin aus, spült sie in Flußwasser nach und trocknet sie bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diese Weise erhält man die Kleider so rein, als ob sie mit Seife gewaschen wären, und die Farbe ist nicht im Geringsten verändert.

Benzol-Magnesia zum Entfernen von Fettflecken. Man befeuchte kohlensaure Magnesia, die man vorher auf einen heißen Ofen

gelegt oder sonst erhitzt hatte, um sie von jeder Spur von mechanisch anhaftender Feuchtigkeit zu befreien (noch besser ist frisch gebrannte, wieder erkaltete Magnesia, sogenannte **Magnesia usta**), mit so viel reinem Benzol, daß die Magnesia gerade davon benetzt ist, aber noch nicht zum Brei ausfließt, sondern erst dann etwas flüssiges Benzol aus derselben hervortritt, wenn man die Masse zusammendrückt. Diese Benzol-Magnesia, wie man die Mischung der Kürze halber nennen kann, erscheint als eine krümliche Masse und ist am besten in gut schließenden Glasflaschen mit etwas weiter Mündung wohl verschlossen aufzubewahren. Die Anwendung derselben ist höchst einfach und kunstlos. Man schüttet auf den zu tilgenden Fleck eine 1 oder 2 Linien hohe Schicht der Masse und zerreibt diese leicht mit dem Finger auf dem Flecke, klopft oder wischt die zusammengeballten Klümpchen von Magnesia von der Fläche ab, bringt nochmals etwas frische Masse auf und verfährt auf dieselbe Weise; zuletzt drückt man noch etwas frische Masse auf die Stelle, wo der Fleck war und läßt sie darauf liegen, bis das Benzol vollkommen davon verdunstet ist (bei frischen Fettflecken verschwindet übrigens der Fleck gewöhnlich schon bei der ersten Behandlung vollständig); hierauf klopft oder wischt man die leicht aufsitzenden Magnesiatheilchen ab oder bläst sie weg und entfernt die fester aufsitzenden mit einem steifhaarigen Pinsel oder mit einer Bürste. — Stoffe, welche Feuchtigkeit vertragen, kann man auch mit Wasser bürsten, seidene Stoffe wischt man leicht mit Alkohol oder Aether ab. Auf diese Weise kann man alte oder frische Fettflecken mit Leichtigkeit aus jeder Art Holz entfernen; die zartesten Holzschnitzereien und Elfenbeinarbeiten können von jeder Verunreinigung durch Fett vollständig befreit und wie neu hergestellt werden. Auf keine Weise kann man aus beschriebenem Papier oder Pergament die Fettflecken so total und ohne irgend welche Beschädigung der Schrift wegbringen wie durch Benzol-Magnesia, indem nicht eine Spur eines Fleckes mehr sichtbar ist; auch aus Gedrucktem verschwindet das Fett ganz vollständig, doch wird dann der Druck etwas leichter. Aus glatter Seide in allen Farben ist das Fett mit Leichtigkeit herauszubringen, und ebenso aus den verschiedensten anderen Zeugen, wenn dieselben nicht sehr wollig sind, weil in letzterem Falle die Magnesia ziemlich hartnäckig haften bleibt.

Behandlung einer durch Phosphor entstandenen Brandwunde. Bei einer Explosion, welche im chemischen Laboratorium zu Stuttgart durch ein Phosphorpräparat veranlaßt wurde, flog ein Stück brennenden Phosphors einem der Arbeitenden auf die weichen Theile der Hand. Die dadurch veranlaßten furchtbaren Schmerzen hörten fast gänzlich auf, als die Hand in starkes Bleiwasser (Goulardsches Wasser) getaucht wurde, kehrten aber sogleich wieder, als man dieselbe herauszog, und zwar noch nach achtstündigem Verweilen darin — offenbar in Folge der bei Luftzutritt erfolgenden Oxydation des Phosphors. Man tauchte daher nun die Hand in eine verdünnte Lösung von Javellischer Lauge (unterchlorigsaurem Natron), um deren rasch oxydirende Kraft zu benutzen, welcher man etwas Magnesia hinzugefügt hatte. Schmerz, Dampfentwickelung und Phosphorescenz verschwanden dadurch binnen 5 Minuten. — Statt der Javellischen Lauge würde man sich in ähnlichen Fällen wohl ohne Zweifel mit demselben günstigen Erfolge des überall leicht zu habenden Chlorkalks, in Wasser gelöst, bedienen können.

Lippensalbe. 1. Man nimmt Wallrathsalbe 3 Unzen, Honig 1 Unze, vermischt und parfümirt, wenn es verlangt wird. 2. Rothe. Man nimmt Wallrathsalbe, gefärbt mit Ochsenzungenwurzel und parfümirt mit wesentlichem Rosenöl. Auch kann man 6 Theile Mandelöl, mit Ochsenzungenwurzel gefärbt, 3 Theile weißes Wachs und 1 Theil Wallrath nehmen, dann mit wesentlichem Rosenöl parfümiren. Diese Salbe wendet man hauptsächlich in Fällen von aufgesprungenen Lippen an. 3. Weiße. Man nimmt 4 Unzen Mandelöl, Wachs und Wallrath, von jedem 1 Unze, wesentliches Rosenöl 20 Tropfen. Wenn man diese Salbe noch mit Ochsenzungenwurzel färbt, so erhält man eine treffliche rothe Lippensalbe.

Dumpfig gewordenes Getreide zu verbessern, pulverisire man frische Holzkohlen, mengt bei verschlossenen Bodenluken diese unter die Frucht, und zwar auf 384 Theile Getreide (nach dem Maße) 1 Theil, läßt damit Roggen 8—14, Hafer 6—8 Tage liegen. Nach dieser Zeit entfernt man die Kohle durch ein Getreidesieb oder wie man das Getreide gewöhnlich zu reinigen pflegt, und erhält völlig geruchlose Frucht.

Gegen Quecken wird empfohlen, daß man im Herbste das Kraut oder die Blätter der Weiß- oder Wasserrüben auf die verqueckten Felder fahre und sie sogleich seicht oder flach unterpflüge. Die Schärfe des Rübenkrautes soll die Wurzelbrut zerstören. Mindestens ist es eine gute Gründüngung.

Gegen Regenwürmer. Ein Kaufmann bei Valenciennes ließ Salzsäcke waschen, und da Wasser mit Salz in schwachen Portionen ein gutes Düngungsmittel ist, das Wasser in seinen Garten gießen. Wenige Minuten nachher war die Oberfläche mit sterbenden Würmern bedeckt — natürlich braucht man gerade keine Salzsäcke waschen zu lassen, um es nachzumachen.

Messer, Sicheln u. s. w. zu schärfen, legt man sie auf eine halbe Stunde in Wasser, welchem 1/20 seines Gewichtes an Salz- oder Schwefelsäure zugesetzt ist, wischt sie dann leicht ab und zieht sie dann auf einem Stein ab. Die Säure ätzt die ganze Oberfläche gleichmäßig, so daß nur noch ein Glätten nöthig ist.

Obstbäume von Moos zu reinigen mische man Gips und Töpferthon zu gleichen Theilen und mache daraus einen dünnen Brei, mit welchem man die moosigen Stellen des Stammes und der Aeste bestreicht, am besten im Herbst und Winter.

Kirschbäume gegen den Brand zu schützen. Der Brand entsteht durch Uebermaaß zuströmender Säfte. Man lasse deshalb einige Wurzelschößlinge, die man in der Regel wegnimmt, stehen, um einen Theil der Säfte abzuleiten.

Wollene Kleider zu reinigen ist ein vorzügliches Mittel, wenn man einige Loth Tabak (einerlei ob vom schlechtesten oder besten) in ein bis zwei Quart Wasser abkocht, in die heiße Brühe eine etwas harte Bürste taucht und das Kleidungsstück nach allen Seiten tüchtig durchbürstet. Man taucht die Bürste so oft ein, bis die Flüssigkeit eingedrungen ist. Zuletzt streiche man mit der Bürste nach dem Striche und lasse das Kleidungsstück trocknen. Weder Farbe noch Tuch leidet, noch bleibt Tabaksgeruch.

Gegen den Erdfloh wendet man eine Brühe von Tabaksblättern an, die man in schwacher Auflösung einige Male über die Pflanzen bringt.

Gegen das Stechen der Fliegen an Pferden reibe man die Stellen, die dem Fliegenstich am meisten ausgesetzt sind, recht stark mit dem gewöhnlichen Schafgarbenkraute.

Der Husten beim Rindvieh. Wenn derselbe sich nicht in Verbindung mit andern Krankheiten zeigt, so entsteht er in der Regel durch eine Entzündung des Kehlkopfes und der Luftröhre, die durch Erkältung, durch naßkalte Witterung erzeugt sein kann. Ist dies der Fall, so giebt man Morgens und Abends folgenden Trank zur Heilung: 1/4 Quart Bier, 2 Eßlöffel Honig oder 1 Eßlöffel Fliedermuß und reicht dabei leicht verdauliches Futter. Ist der Husten beim Gebrauch dieses Mittels dennoch anhaltend und magert das Vieh ab, so ist in der Regel die Lunge verhärtet oder mit Geschwüren behaftet, und dann kann von einer Kur nicht mehr die Rede sein, sondern man muß das Thier vielmehr schlachten, bevor es zu sehr abmagert.

Weintrauben früher zur Reife zu bringen. Man nimmt ein gewöhnliches, nur nicht zu stumpfes Gartenmesser, macht hiermit einen kleinen Einschnitt in den Stengel der Traube, der beinahe bis durch die Mitte des Stengels gehen kann, und bricht alle Blätter um die Trauben herum ab, welche das Eindringen der Sonnenhitze verhindern könnten. Dieses Einschneiden ist jedoch Ende August vorzunehmen, indem es späterhin ohne Nutzen ist. Es können nämlich zu dieser Zeit immer noch Säfte aus der Rebe in die Traube steigen, welche in der Sonne, da sie noch ganz roh sind, nicht gehörig verkochen; durch das Einschneiden jedoch wird der übermäßige Zufluß von Saft gehemmt, und der in der Traube schon befindliche Saft kann nun durch die Sonnenwärme völlig zur Reife gedeihen. Zwar werden bei diesem Verfahren die Beeren nicht so groß, jedoch die Reife wird befördert, und es ist doch besser, süße, wenn auch etwas kleinere Beeren zu haben, als große unreife und sauer schmeckende.

Milch oder Rahm vor Sauerwerden zu bewahren gebe man etwas kohlensaures Natron (gereinigte Soda) hinein, 1 bis 2 Messerspitzen auf das Quart, was dem Wohlgeschmack durchaus nicht schadet.

Vorzügliches Klebemittel. Man bringt Milch mittelst Essigsäure zum Gerinnen und löst das erhaltene Caseïn (Käsestoff) in kalt gesättigter Boraxlösung. Die hierdurch erhaltene klare, etwas dickliche Flüssigkeit übertrifft durch ihre Klebkraft das arabische Gummi.

Verbesserung des Grases unter Bäumen. Soll unter den Bäumen ein Gras erzielt werden, welches demjenigen gleich ist, das auf wohlgepflegten Wiesen wächst und zur Viehfütterung besonders tauglich ist, so braucht man es nur bei regnerischem Wetter mit kohlensaurem Natron oder Soda zu bestreuen, wodurch ein herrliches Gras erzielt wird, wie mannigfache Versuche bewiesen haben.

Wiederbelebung von Pflanzen, welche durch Transport zu Lande oder durch den einer Seereise gelitten haben. Man löse Kampher in Alkohol auf, bis dieser keinen Kampher mehr aufnimmt. Dann gieße man Fluß- oder Regenwasser hinzu und tauche die Pflanzen, welche aufgefrischt werden sollen, wo möglich ganz hinein. Letzteres ist bei großen

baumartigen Gewächsen natürlich nicht möglich; bei ihnen muß die Flüssigkeit auf die sonst geeignetste Weise angebracht werden.

Wasser zu reinigen, wirft man — auf 4 preuß. Quart etwa einen Theelöffel voll, bei größeren Mengen nach Verhältniß — gepulverten Alaun ins Wasser und rührt ihn tüchtig. Binnen wenigen Stunden schlägt dadurch alle Unreinigkeit so wirksam nieder, daß das Wasser an Frische und Klarheit beinahe dem besten Quellwasser gleichkommt.

Fleisch vor Verderben zu bewahren, mische man einige Tropfen Kreosot in 1 Quart Wasser und tauche in dieses das Fleisch ein.

Fischen den Modergeschmack zu benehmen, werfe man beim Kochen eine Brodrinde oder noch besser eine glühende Kohle in den Kessel. Uebrigens sagt ein in solchen Dingen wohlerfahrener Mann darüber Folgendes: Den Modergeschmack hat nicht das Fleisch der Fische, sondern dieselben nehmen ihn nur äußerlich an von dem Schlamme und Moder in sehr seichten oder moorigen Gewässern, und derselbe haftet an den Schuppen. Deshalb genügt es, den Fisch in reinem Wasser abzuspülen und abzureiben; man muß das aber so oft mit jedesmal reinem Wasser wiederholen, bis dasselbe ganz rein bleibt, sonst theilt sich der Modergeschmack beim Kochen aus dem Wasser dem Fleische mit.

Ersatz für das Bleichen der Wäsche. Man mische 4 Loth Terpentinöl mit 1/2 Loth Ammoniak (Salmiakgeist) schnell durch Schütteln und gieße die Mischung in einen Eimer mit lauwarmem Wasser, in welchem 1/4 Pfund Seife aufgelöst ist. Die Wäsche wird in dieser Mischung über Nacht eingeweicht und am Morgen ausgewaschen; ist sie zweimal ausgewaschen, so ist sie vollkommen rein, bedarf keiner Bleiche und riecht nicht im mindesten nach Terpentin.

Bei Wunden und Quetschungen wird als Hausmittel empfohlen: in einem Glase Brunnenwasser wird so viel Salz aufgelöst, als sich darin auflösen läßt, und dann wird eine dem Wasser gleiche Menge Essig hinzugethan. Diese Mischnng macht man lauwarm, taucht einen leinenen Lappen hinein und legt diesen auf den Schaden. Der Lappen muß täglich einigemale angefeuchtet werden.

Gegen den Hausschwamm empfiehlt es sich, das Holzwerk mit holzsaurem Essig mehrmals zu überstreichen, und wenn das etwa dreimal geschehen ist, einen Anstrich von Holztheer anzuwenden, wo letzterer angebracht werden kann.

Dauerhafter Fensterkitt wird gebildet durch eine Mischung von Eiweiß, gebranntem Kalk und feinem Sande. Die Mischung wird in die Fensterfugen eingetragen und erhärtet sehr bald.

Wasserdichter Leim-Anstrich. Man kocht 1 Loth gepulverte Galläpfel mit 12 Loth Wasser auf 2/3 ein, seihet es durch ein Tuch und bestreicht damit den trocken gewordenen Leim-Anstrich, wodurch derselbe fest, eben so fest und unauflöslich, wie jeder Oelanstrich wird. Der Gerbestoff wirkt nur auf den weichen Leim; das Bestreichen muß daher in solchem Maße geschehen, daß der Leim-Anstrich gehörig durchweicht wird.

Um die Sperlinge von den Kirschbäumen abzuhalten, wird folgendes Mittel empfohlen: Man schneide einen Knoblauch von einander und hänge eine Hälfte an jeden Baum, dessen Früchte von dem

Sperling heimgesucht werden und alle fliehen die Bäume, wo dieser Talisman hängt, denn der Geruch des Knoblauchs ist den Sperlingen im höchsten Grade zuwider.

Etwas über Pferdefütterung. Dieselbe Quantität Hafer, womit ein Pferd gefüttert wird, bringt eine ganz verschiedene Wirkung hervor, je nach der Zeit, in welcher das Futter gereicht wird. So ist es ein entschiedener Vortheil, wenn man die Pferde erst tränkt und dann füttert und ein Nachtheil, wenn umgekehrt verfahren wird. So ist es auch eine ganz schlechte Gewohnheit, wenn man den Pferden sogleich nach ihrer Rückkehr von schwerer Arbeit Heu und Hafer reicht. Sie fressen dann sehr gierig, kauen wenig und verdauen schlecht. Wenn ein Pferd von der Arbeit zurückkommt, wo es oft dazu noch erhitzt ist, so sollte man es erst eine Viertelstunde ruhen lassen, ihm nach Ablauf derselben etwas Heu, eine halbe Stunde darauf zu saufen und dann erst Hafer geben. Auf diese Weise verhütet man Erkältungen, denen die Pferde in Folge unvorsichtigen Tränkens so häufig unterworfen sind. Wir können versichern, daß diese Regeln die Folge einer langjährigen Erfahrung sind. Wer sie befolgt, wird mit seinen Pferden in jeder Beziehung gut fahren. Grobgeschrotener Hafer nährt besser als ganze Körner und man erspart dabei wenigstens ein Fünftel des Quantums.

Industrie aus der Sonnenrose. In England fängt man mit steigendem Profite an, die große, gelbe, großköpfige, samenkornreiche Sonnenrose auf die beste Weise zu cultiviren und auszubeuten. Erst ernten die Bienen aus ihren unzähligen kleinen Samenblüthen (jedes Samenkorn hat eine besondere) die reichlichste Menge Honig und Wachs. Die Samenkörner geben, wie Leinsamen behandelt, große Massen des besten Oeles für den Tischgebrauch u. s. w., besonders auch für Maler, welche für Blau und grün kein besseres Oel finden können. Als Mast für Geflügel giebt es kein besseres Mittel, als Sonnenrosensamen. Die Seife von Sonnenrosenöl ist ein herrliches Schönheitsmittel für die Haut, welches sie weicher, zarter und weißer macht. Als Bartseife ist sie die vorzüglichste; Fasanen, von diesem Samen gefüttert, bekommen ein reicheres, farbenvolleres Gefieder. Das Mehl aus den Samenkörnern giebt das feinste Kuchenwerk und dem Brode eine größere Nahrhaftigkeit und Verdaulichkeit. Endlich gewinnt man aus der großen Staude die feinsten Fasern, die wegen ihrer Seidenartigkeit in China häufig unter die Seide gemischt werden. So erweist sich die bekannteste aller Blumen, die bisher nur für eine bäurische Zierath galt, plötzlich als eine der reichsten und ergiebigsten im Acker- und Gartenbau für industrielle Zwecke. Sie gedeiht überall ohne Pflege in unbenutzten Winkeln. In großer Menge kultivirt man sie zwischen Kartoffeln 2c., wo sie zwischen die Furchen je 12 Fuß von einander gesteckt werden. In China baut man hunderttausende von Centnern Sonnenrosensamen und bereitet Futter, Seide und Oel daraus. Die Staude soll sich zur Verarbeitung in Papier eignen. Ein Ackerbauer Englands gewann im vorigen Jahre beiläufig allein aus seinen Sonnenrosen über 700 Thaler aus dem Samen, aus Honig und Wachs und den mit dem Samen gemästeten Thieren. In jeder verwelkenden Sonnenrosenscheibe steckt ein guter Silbergroschen. Wer also „Groschen“ liebt, weiß nun, wie er sie sich wachsen lassen kann.

Mittel gegen die Hundswuth. (Auszug aus einem desfallsigen Rescripte des königlichen Landrathes des Kreises Neumarkt in Schlesien.) — 1) Der Schäfer Vogt zu Pirschen, Kreis Neumarkt, besitzt ein Geheimmittel gegen die Hundswuth, dessen Gebrauch sich in zahlreichen Fällen bei Menschen und Thieren, sowohl als Kur- wie als Vorbeugungsmittel bewährt hat. Nachdem das königliche Ministerium nach mehrfach vor längeren Jahren angestellten Versuchen von dem Ankauf des Mittels abstand, ist dem ꝛc. Vogt gleichwohl auf eine Petition der betreffenden Kreisstände unterm 30. Juli 1859 eine Allerhöchste Special-Concession „zur Behandlung des Bisses wuthkranker Hunde unter Zuziehung eines approbirten Arztes" ertheilt worden. — 2) Das Mittel des ꝛc. Vogt, aus einer Pille bestehend, kann nicht lange aufbewahrt, mithin nicht auf Vorrath verabfolgt werden, weil dessen Hauptbestandtheile (Maiwurm und Schlangenwurzel) frisch gesammelt werden müssen, die Pille leicht eintrocknet und dann ungenießbar wird. Außerdem modificirt sich deren Bereitung nach dem Stadium der Krankheit, deren Alter, nach Geschlecht und Constitution des Kranken. — 3) Da die ersten Anzeichen der Hundswuth (als: unruhiger Schlaf, Mangel an Eßlust, innere Angst) frühestens 9—12 Tage, meistens erst vier bis fünf Wochen nach dem Bisse eintreten und mehre Tage dauern, und das Mittel selbst noch im zweiten Stadium der Krankheit (beim Eintritt der Wuthanfälle und Wasserscheu) als erfolgreich sich gezeigt hat, so ist bei dem geregelten Post- und Telegraphen-Verkehr die rechtzeitige Beziehung des Mittels immerhin ermöglicht. Poststation für Pirschen ist Kostenblut, Telegraphenstation Neumarkt in Schlesien. — 4) Die Pillen sind von dem ꝛc. Vogt unter genauer Angabe des Zustandes, Alters, Geschlechts und der Constitution des Kranken für den Preis von 10 bis 15 Sgr. (je nach Alter und Geschlecht), bei Versendung durch die Post 5 Sgr. mehr für Botenlohn, Verpackung ꝛc. zu beziehen, einschließlich ausführlicher Gebrauchs-Anweisung. Die ärztliche Zustimmung zum Gebrauch ist den Anträgen beizufügen. — 5) Vor Eintreffen des Mittels, resp. anderweiter ärztlicher Hilfe ist es gut, die Wunde mit gelindem Essig und Salz vermischt wiederholt auszuwaschen. — 6) Nur wenn eine rechtzeitige Beziehung des Mittels unmöglich war und die 24 bis 48 Stunden dauernden Wuthanfälle bereits eingetreten sind, ist die Herbeirufung des ꝛc. Vogt Behufs Leitung der Kur und Beobachtung der Paroxysmen erforderlich. — 7) Schließlich die Bemerkung, daß ꝛc. Vogt zur Zeit nicht geneigt ist, das Mittel zu veröffentlichen oder zu verkaufen. — Neumarkt in Schlesien, 10. Novbr. 1863.

Der königl. Landrath, v. Knebel-Doeberitz.

Um Ameisen aus den Gärten zu vertreiben, nimmt man Chlorkalk und Guano zu gleichen Theilen, setzt den zehnten Theil Pfeffer hinzu, sucht das Nest auf und thut eine Handvoll von dieser Mischung hinein. Die Eier verdorren und die Ameisen sterben.

Gegen Schnupfen. Man wasche und reibe die Nase täglich zu wiederholten Malen mit recht kaltem Wasser und trockne sie darauf gut wieder ab. Bei Stockschnupfen dient es, recht stark an Salmiak oder englisches Riechsalz zu riechen. Bei andauerndem Katarrh gießt man 4 Tassen kochend heiße Milch über Fliederblüthen, läßt sie etwas ziehen, versüßt sie dann mit Zucker, trinkt sie möglichst heiß und legt sich dann zu Bett, um den Schweiß, der bald eintreten wird, gut abzuwarten.

Ueber das Reinigen der Gläser rc. mittelst Bleischroten. In Nr. 1 und Nr. 21 des Gewerbeblattes vom Jahre 1864 wird die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Schädlichkeit resp. Gefährlichkeit von bleihaltigem Geschirr gelenkt. Ein dem Einsender dieses in letzter Zeit zur Kenntniß gekommener Fall von gefährlicher Bleisalzbeimischung dürfte wohl ebenfalls aller Beachtung werth sein. Bekanntlich herrscht noch vielfach der Gebrauch, Glaskolben, Bouteillen und ähnliche Gläser mittelst Bleischroten zu reinigen, weil die Benützung von Sand zu gleichem Zwecke so viele — wenn auch fast unsichtbare — Ritzen verursacht, daß nach der Ansicht der Physiker eine Aenderung in der Molekular-Anlagerung des Glases eintritt, jedenfalls dasselbe nicht selten plötzlich ohne jede weitere Ursache von Außen springt, und so der Inhalt verloren geht. Von den zum Putzen angewandten Bleischroten fangen sich aber gar leicht einige in dem verengten Raume zwischen der Seitenwand der Flasche und dem nach Innen erhobenen Boden und verbleiben auch dort noch, wenn die Flasche mit Flüssigkeit, wie Bier, Wein, Eingemachtem, Himbeersaft, Citronensaft gefüllt wird, so daß die Pflanzensäure Gelegenheit hat, mit dem Blei(oxyd) sich zu einem Bleisalze zu verbinden. Der Stoßer einer Apotheke bemerkte diese Thatsache und ihre bedenklichen Folgen wie es scheint zuerst, und machte darauf seinen Herrn aufmerksam, der eben 12 Flaschen Citronensaft zugesandt erhalten hatte. Nach einer sofort sorgfältig vorgenommenen Untersuchung zeigte es sich auch, daß bei drei Flaschen, d. h. bei allen, welche eingezwängte Bleischrotkügelchen am Bodenrand enthielten, durch Reaktion mit Schwefelwasserstoff rc. ein sehr merklicher Niederschlag von Schwefelblei sich herausstellte, während in den übrigen die Flüssigkeit als reiner Citronensaft sich erwies. Das Reinigen von Gläsern mit Soda rc. einerseits und mit Säuren andererseits dürfte aber auch für alle Fälle genügen und besonders in Apotheken zu empfehlen sein. Gewbl. aus Württ.

Gegen den Stich der Bienen, besonders wenn man Arbeiten am Bienenstande zu verrichten hat, kann man sich leicht und zuverlässig schützen, wenn man alle bloßen Körperstellen mit Wasser wäscht, in dem Honig aufgelöst ist.

Vertreibung des Unkrautes. Das zwischen dem Pflaster der Höfe und Gartenwege emporwuchernde Unkraut ist dem Schönheitssinne ein so unangenehmer Anblick, daß man allgemein auf seine Ausrottung bedacht ist. Will man dieselbe nun wie in den Gärten durch Jäten bewirken, so ist dies nicht nur ein höchst mühsames und zeitraubendes Geschäft, sondern muß so häufig wiederholt werden, daß man es fast eine beständige Arbeit nennen könnte. Wir halten es aus diesem Grunde für angemessen, hier ein einfaches und vorzügliches Mittel zur Vertilgung des zwischen dem Pflaster hervorsprießenden Unkrautes mitzutheilen. Man koche 6 Pfund Kalk und 1 Pfund pulverisirten Schwefel mit 30 Maß Wasser in einem eisernen Gefäße, mische diese Flüssigkeit unter noch zweimal so viel Wasser und begieße damit die mit Unkraut bewachsenen Stellen. Dieses Verfahren reinigt Höfe und Gartenwege auf schnelle, leichte Weise von jedem Unkraute und braucht nur alle 2 bis 3 Monate wiederholt zu werden. Es versteht sich von selbst, daß es in der Nähe nützlicher Pflanzen aus Rücksicht für diese nicht angewendet werden darf.







